

**Bilder und Sagen**  
**aus der Schweiz.**

---

Von

**Jeremias Gotthelf.**



**Zweites Bändchen.**

**Geld und Geist oder die Versöhnung. — Der Drude.**



**Solothurn,**

**Verlag von Fent & Gafmann.**

**1848.**



# G e l d u n d G e i s t

oder

die Versöhnung.



Das wahre Glück des Menschen ist eine zarte Blume; tausenderlei Ungeziefer umschwirret sie; ein unreiner Hauch tödtet sie. Zum Gärtner ist ihr der Mensch gesetzt, sein Lohn ist Seligkeit; aber wie Wenige verstehen ihre Kunst, wie Viele setzen mit eigener Hand in der Blume innersten Kranz der Blume giftigsten Feind; wie Viele sehen sorglos zu, wie das Ungeziefer sich ansetzt, haben ihre Lust daran, wie dasselbe nagt und frisst, die Blume erbläst! Wohl dem, welchem zu rechter Zeit das Auge aufgeht, welcher mit rascher Hand die Blume wahret, den Feind tödtet; er wahret seines Herzens Frieden, er gewinnt seiner Seele Heil; und beide hängen zusammen wie Leib und Seele, wie Dießseits und Jenseits.

Im Bernbiet liegt mancher schöne Hof, mancher reiche Bauernort, und auf den Höfen wohnt manch würdiges Ehepaar, in ächter Gottesfurcht und tüchtiger Kinderzucht weithin berühmt, und ein Reichthum liegt da aufgespeichert in Spycher und Kammer, in Kasten und in Kisten, von welchem die lustige neumodische Welt, welche Alles zu Geld macht, weil sie viel Geld braucht, keinen Begriff hat. Bei allem diesem Borrath liegt eine Summe Geld im Hause für eigene und fremde Nothfälle, die in manchem Herrenhause Jahr aus, Jahr ein nicht zu finden wäre. Diese Summe hat sehr oft keine bleibende Stätte. Wie eine Art von Hausgeist, aber keine böse, wandert es im Hause herum, ist bald



Eine bequeme Laube, schön ausgeschmückt, steht unterm Dach hervor, rings ums Haus läuft eine Terasse, ums Stallwerk aus kleinen, eng gefügten Steinen, ums Stubenwerk aus mächtig großen Platten. Schöne Birn- und andere Bäume stehen ums Haus, üppig grünt es ringsum; ein Hügel schirmt gegen den Byßluft, aber aus den Fenstern sieht man die Berge, die so kühn und ehrenfest Troß bieten dem Wandel der Zeiten, dem Wandel der Menschen.

Wenns Abend ist, so sieht er neben der Thüre auf einer Bank einen Mann sitzen, der ein Pfeifchen raucht und dem man es nicht ansieht, daß er tief in den sechs-ziger Jahren steht. Unter der Thüre sieht er zuweilen eine lange Gestalt mit freundlichem Gesichte und reinlichem Wesen, welche dem Mann etwas zu sagen oder etwas zu fragen hat, das ist des Mannes Frau. Hinten im Schopf trinkt ein hübscher Junge, schlank und fest, die schönen Braunen, während sein älterer Bruder Stroh in den Stall trägt, und aus dem Garten hebt sich aus Kraut und Blumen herauf zuweilen ein lustiges Meitschig'sicht und fragt die Mutter: ob es etwa kommen solle und helfen, oder schimpft über Währen im Kabis, über Ragen im Salat, über Mehlthau an den Rosen, und fragt den Vater, was gut sei dagegen? Diensten und Tauner kommen allgemach vom Felde heim; ein Huhn nach dem andern geht i'Sädel, während der Tauber seinem Täubchen noch gar emsig den Hof macht.

Ein solches Bild hätte man fast alle Abende vor Augen gehabt, wenn Einer vor fünf oder sechs Jahren vor jenem Hause zu Plebitwyl stille gestanden wäre und wenn er dann die Nachbarn oder eine alte Frau, welche etwas unterm Fürtuch gehabt, gefragt hätte, was das

für Leute wären, so hätte er in Kürze ungefähr folgendes vernommen:

Das seien b'sonderbar gute und grausam reiche Leute.

Als sie vor ungefähr dreißig Jahren Hochzeit gehabt hätten, da seien sie das schönste Paar gewesen, welches seit Langem in einer Kirche gestanden. Mehr als hundert Wägelein hätten sie zum Hochzeit begleitet, und noch Viele seien auf den Rossen gekommen, was dazumal vielmehr der Brauch gewesen als jetzt, ja sogar das Weibervolk hätte man zuweilen auf Rossen gesehen, und b'sonderbar an Hochzeiten. Das Hochzeit habe drei Tage gedauert und an Essen und Trinken sei nichts gespart worden, man hätte Land auf, Land ab davon geredet. Aber dann hätte es auch Hochzeitgeschenke gegeben, daß es ihnen selbst darob übel gegruset hätte. Zwei Tage lang hätten sie mit Abnehmen nicht fertig werden können, und noch Leute zur Hilfe anstellen müssen; aber ein berühmterer Bauernort sei auch noch nie gewesen das Land auf, das Land ab.

Einen solchen Hof, von den schönsten einen, und ganz bezahlt und manch tausend Pfund Gülden dazu, das finde man nicht allenthalben. Sie hätten es aber nicht für sich alleine, die wüßten noch, daß die Reichen Verwalter Gottes seien und von dem erhaltenen Pfund Rechnung stellen müßten. Wenn Jemand sie zu Gevatter bitte, so sei es nie Nein, und die meinten nicht, seit das Holz so theuer sei, hätten arme Leute keines mehr nöthig. Die Diensten hätten ihre Sache wie nicht bald an einem andern Ort; da meinte man noch nicht, es müsse Alles an einem Tage gearbeitet sein, und dazu sei es Schade um ein jegliches Tröpflein gute Milch, welches ihnen vor die Augen komme.



Kurzum das seien rechte Leute, und einen Frieden hätten sie unter sich, wie man sonst selten antreffe, da sei das Jahr aus, das Jahr ein, lauter Liebe und Güte, es hätte noch Niemand gehört, daß Eins dem Andern ein böses Wort gegeben. Wenn es unter der Sonne Leute gebe, welche es hätten, wie sie wollten und nichts zu wünschen, so seien es die; öpfe glücklichere Leute werde man nicht antreffen.

So urtheilten die Leute, und hatten dem Anschein nach vollkommen recht, und doch war auch hier wahr, daß Jedermann seine Bürde habe, und daß Jedermann seine Bürde schwer finde, und daß den meisten Lebensbürden die Eigenschaft anwohne, daß sie immer schwerer werden, je länger man als Bürde und ununterbrochen sie trage, daß ihre Last zu einer Unerträglichkeit sich zu steigern vermöchte, in welcher jedes andere Gefühl, jedes Glück und jede Freude untergeht. Allerdings hatten sie sehr lange, was man so sagt, recht glücklich mit einander verlebt; doch war es auch wahr geblieben, daß an allen Orten Etwas sei, aber dieses Etwas blieb nur vorübergehend, ward nicht zur andauernden Empfindung und kam nie vor die Leute.

Es ist kurios, wie das, was die Menschen im Allgemeinen so oft gegen einander aufregt, so gerne trennend ebenfalls zwischen Eheleute kömmt; ich meine das zeitliche Gut. Nur wo ein Instrument rein gestimmt ist, klingt es bei künftiger Berührung rein wieder, wo aber das Instrument unrein geworden, antwortet es mistönend auch der künftigen Hand, auch bei der leisesten Berührung. Es scheint, das Verhältniß zweier Eheleute, wo beide ein Interesse haben, beiden das Gut gemeinsam gehört, beide jeglichen Schaden ge-

meinsam fühlen, sollte dem Zwiespalt vorbeugen, aber eben das ist, was ich meine: Friede und Zwiespalt liegen nicht in den Verhältnissen, sondern in den Herzen. Man wird mir etwas zugeben, man wird sagen, ja wo alles Vermögen vom Manne kommt, wo er alleine alles verdient, und das Weib nichts mitgebracht hat, da geschieht so etwas gerne, oder wo vom Weib alles kommt und von dessen Sache der Mann lebt, ebenfalls; da wird das rechte Maß selten gefunden, und das Eine meint, es möge Alles erleiden, und das Andere, man sollte es bei jedem Kreuzer zeigen, wem es gehöre, und wem man es danke. Oder wird man sagen, wo ein Mann haushälterisch ist, und das Weib verthunlich, wo der Mann alles zu Ehren ziehen möchte, und das Weib von nichts den Werth kennt und alles an die Kleider hängen möchte, oder wo der Mann gutmeinend ist, das Weib aber den Geizteufel im Leibe hat, wo der Mann will was Recht und Brauch ist, das Weib aber Kaffeebohnen zählt und Niemand was gönnt, da muß es Streit geben, da kann es nicht anders sein.

Allerdings, so ist's. Aber es gibt nicht bloß Streit, sondern noch schlimmeres als Streit, andauernden Zwiespalt, und zwar nicht bloß wegen Lastern, sondern noch weit mehr wegen Eigenthümlichkeiten, und zwar auch da, wo man in der Hauptsache durchaus einig ist.

Unsere Eheleute waren beide von Haus aus reich, keines hatte dem andern etwas vorzuhalten. Er hatte den Hof geerbt mit wenig Schulden, sie ungefähr 40000 oder 50000 Pfund eingebracht. Beide waren haushälterisch, gaben wenig Geld für Unnützes aus, zogen Alles bestmöglichst zu Ehren, gingen wenig von Haus, waren dabei guten Herzens, dienstbar, hülfreich

und wohlthätig. Nach allländlicher Sitte hatten sie auch das Geld gemein, die Frau ging über das Schublädli so gut wie der Mann, und vom Aufschreiben der täglichen Ausgaben und Einnahmen war keine Rede. Zu diesem Schublädli hatten sie nur einen Schlüssel, und wenn Eins denselben von dem Andern forderte, so fragte nie Eins das Andere, für was es Geld nehmen wolle.

Christen, der Mann, hatte eine behagliche Natur; wenn er an der Arbeit war, so that es ihm selten. Einer zuvor an Fleiß und Geschick, aber Mühe kostete es ihn an die Arbeit zu gehen.

Er schob nicht ungern von einem Tag zum andern auf, und was sich ihm heute nicht schicken wollte, schickte sich ihm selten schon Morgen. Es mochte Wetter sein, wie es wollte, so fing er nie eine der großen Sommerarbeiten im Lauf einer Woche an. Wenn alles um ihn her zappelte, so sagte er ganz kaltblütig, wenn das Wetter gut bleibe, so wolle er am nächsten Montag auch anfangen, aber so in der Mitte der Woche möge er nicht; der Vater hätte es auch nie gethan, und das sei ein Mann gewesen, es wäre gut, es würde noch viele solche geben. Wenn es aber am nächsten Montag nicht schön Wetter war, so wartete er ruhig noch eine Woche ab. Er hätte noch nie gesehen, daß man im schlechten Wetter gutes Heu mache, und wenn es genug geregnet hätte, so werde es auch gut Wetter werden. So kam es dann allerdings, daß er gewöhnlich zuletzt fertig ward mit einer Arbeit, und zu Vielem keine Zeit fand. Er meinte aber, wenn man schon seine Leute nicht eis Tags tödte, so zürten sie einem deswegen nicht, und wenn das Vieh auch nicht sei was Menschen, so solle man doch auch Verstand

gegen dasselbe haben; wofür hätte man ihn sonst. Es sei Mancher, er gönne keine Ruhe weder Menschen noch Vieh, aber er sehe nicht, daß die gar weit kämen; was sie erzappelten, könnten sie dem Doktor geben oder dem Schinder. Die Thiere, welche er hatte, waren ihm alle lieb, und wenn er eins fortgeben sollte, so wars, als wollte man einen Platz von seinem Herzen damit. Er löste daher aus seinem Stall nicht viel und mit den höchsten Preisen machte man ihm nichts feil, wenn es ihm eben ins Herz gewachsen war.

Daneben, wenn er Jemand etwas fahren, mit einem Pferd einen Dienst leisten sollte, so sagte er Niemand ab, war dienstfertig in alle Wege, nur Geld schenkte er nicht gerne. Es hielt ihm überhaupt hart, es auszugeben. Man wüßte nicht, wie hart es ginge, bis man es hätte, sagte er, und wenn man es einmal fort hätte, so hätte es eine Nase, bis man wieder dazu käme.

Anders war darin Aennel, seine Frau. Die war ein rasches Mädchen gewesen und hatte sich dreimal umgedreht, während eine Andere einmal. Kuraschirt ging sie an Alles hin, und an den Fingern blieb ihr nichts kleben. Sie war in ihrer Jugend viel gerühmt worden von wegen ihrer Gleitigkeit; so ging es ihr bis ins Alter nach, daß sie getne voran war in Allem. Es gehe in einem zu, sagte sie, und wie viel Zeit man gewinne das Jahr hindurch, wenn man Alles rasch angriffe, wüßte man nicht, man könnte es mit fast z'halb weniger Leuten machen. Z'gyßen begehre sie nicht, Gott solle sie davor behüten; aber wenn man Kinder hätte, so müsse man immer daran denken, daß sich einst das Gut vertheile, und wenn man es mit dem ganzen Gut bösbings machen könnte, wie sollten es dann die Kinder

machen mit dem halben oder einem Viertel? Dann kämen ihr auch immer die vielen armen Leute in den Sinn, denen man helfen sollte, für die hätte man nie zu viel. Und allerdings war Nenneli b'sunderbar gut und konnte Niemanden etwas absagen; die Kleider gab sie fast vom Leibe, äsfiges Zeug (Speise), was man wollte, ja selbst Geld schlüpfte ihr durch die Finger, wenn sie gerade im Sack hatte. Zu allen Tageszeiten sah man arme Leute, besonders Weiber mit Säcklein, kommen und gehen. Böse Leute redeten ihr nach, eines Theils sei sie gerne eine berühmte Frau und besser als andere Weiber, andern Theils höre sie gerne, was in andern Häusern sich zutrage, und das arme Weib kriege am meisten, welche am meisten Böses von den Nachbarnweibern zu berichten wüßte. So redeten die andern Weiber. Es war aber vielleicht nur Neid, weil sie nicht so gerne und aus gutem Herzen gaben, wie Nenneli, daß sie ihr so etwas andichteten.

So waren also Christen und Nenneli in der Hauptsache einig und gleich gesinnt. Beide wollten ihr Gut verwalten, daß sie es einst vor Gott verantworten könnten, wollten gut sein, und doch an die Kinder denken, aber jedes hatte dabei seine eigenthümliche Weise: Christen wollte zusammenhalten, was er einmal hatte, Nenneli wollte sich um so rascher rühren, und aus Allem den rechten Nutzen ziehen, damit sie dem Dürftigen um so treuer helfen könnte in seiner Noth.

So war die Art eines Jeden, aber das Eine störte das Andere in seiner Art viel weniger als man hätte glauben sollen. Es schien allerdings manchmal dem Christen, als ob seine Frau zu gut wäre, und jedem Klapperweib Glauben gebe, und als würde das, was sie auf diese Weise unnütz ausgabe, ein artig Sämm-

den ausmachen. Allein da er nicht meinte, er müsse Alles gleich sagen, was ihm in Sinn kam, so hatte er Zeit zu vergleichenden Betrachtungen. So dachte er, ein jeder Mensch hätte etwas an sich, und er wolle doch lieber, Seine sei zu gut als zu böß, und daneben sei sie doch sparsam, für die Hoffart brauche sie nichts; mit dem Haushalten möge sie nicht bald Eine, und wenn es Ernst gelte, schaffe sie für zwei und brauche nicht eine Jungfrau hinten und vornen. So möge es schon etwas erleiden, und er könnte leicht eine haben, welche viel mehr brauchte und dazu nicht verrichtete, was sein Kenneli.

Kenneli kam es allerdings manchmal bis in die Fingerspitzen, wenn ein Metzger für eine Kuh bot, daß es ihr schien, sie dürfte das Geld kaum nehmen, und die Kuh gab wenig Milch, nicht einmal gute und nur kurze Zeit. Die Kuh war nichts als schön und Christen konnte doch nicht von ihr lassen, nahm das Geld nicht, behielt sie im Stalle, wo sie nichts nützte als einer bessern den Platz zu verschlagen und daß hie und da Jemand sagte: das sei die schönste Kuh in manchem Dorfe weit herum; man könne weit laufen, ehe man eine solche antreffe. Und manchmal kam es ihr vor, als sollte sie aus der Haut fahren, wenn die Sonne so warm am Himmel stand, das Korn so reif auf dem Felde, der Montag war aber noch nicht da, und Christen saß behaglich ums Haus herum, oder ging erst ans Bändermachen, welche in andern Häusern längst fertig waren. Und wenn dann endlich der Montag kam, und mit ihm alle die vielen Leute, welche Christen nöthig glaubte, für welche alle Kenneli kochen mußte, und eine Wolke stand in einer Ecke am Himmel, und von wegen der Wolke stand Christen mit allen seinen

Leuten vom Morgenessen bis zum Mittagessen ums Haus herum, werweisend, ob sie einhauen wollten oder nicht; und sie kamen am Mittag alle wieder zum Essen und kein Halm war noch abgehauen; so wollte es Krennelt fast über den Magen kommen, und es legte sich wie ein Stein über ihr Herz. Und dann dachte sie, es müsse jeder Mensch seine Fehler haben und jeder seine Bürde, und wenn Christen nicht so wäre, so hätte sie auch gar nichts, und müste fürchten, daß etwas viel ärgeres käme. Darum wollte sie sich auch nicht beklagen; andere Weiber hätten es ja viel schlimmer, und während der Mann Alles verthäte, sollten sie nichts brauchen. Und was hätte sie davon, wenn ihr Christen in alle Spizen gestochen wäre und in Allem der Erste, und er wäre dann wüßt gegen sie und gegen Andere, gönnte Niemand etwas und dächte nur ans Naren, und hätte kein Herz als nur fürs Geld und das Fürschlagen? Sie wollte doch mit hundert andern nicht tauschen, und wenn Christen auch nicht der Erste hinterm Korn sei, so sei er auch nicht der Erste hinterm Wirthshauustische; und wenn er auch oft der Letzte im Heuet sei, so sei er doch nie der Letzte, der von einem Markt heim komme, oder sonst von einer Lustbarkeit, und wenn man so Eins ins Andere rechne, so wüßte sie nur zu rühmen, und Sünde wäre es, zu klagen, und Keinen wüßte sie, an welchen sie ihren Christen tauschen möchte.

Wo das Gemüth der Menschen noch auf diese Weise rechnet, da weist es sich nicht nur zurecht, sondern es ist auf dem Wege zur Zufriedenheit mit seinem Schicksale; ist rechter Dankbarkeit gegen Gott fähig, nimmt dem Mißgeschick seinen Stachel, den Fehlern der Mitmenschen ihre Schure. Nur da, wo der Ge-

sichtskreis sich verengert, so daß man das Gute nicht mehr sieht, sondern nur das Böse; wo das Gefühl sich schärft für das Unbeliebige, und in gleichem Maße der Sinn abnimmt für das Dankenswerthe, nur da ist das Unglück fertig und der Abgrund öffnet sich, aus welchem als grauenvolles Gespenst die Zwietracht steigt. Wie der österreichische Soldat auf die Haselbank, ist der arme Mensch mit seinen eigenen Gedanken fast wie mit seinen Haaren gefesselt an das, was ihn drückt, beschwert, kann nicht mehr los kommen, stöhnt, flöhnt, zappelt, zanket, webert, wimmert, aber alles umsonst, er ist angeschmiedet mit Fesseln, gegen welche keine Feile hilft. Menschen können ihm nicht helfen und Gott will es nicht; denn wer sich hinstreckt auf diese Bank, der hat auch von Gott gelassen.

Christen und Nenneli waren also allerdings glücklich und auf dem Wege zu noch größerem Glück, weil sie sich und ihr Geschick wogen mit der Wage der Dankbarkeit, welche der Mensch Gott schuldig ist.

Nun geschah es freilich auch, daß dem Einen oder dem Andern ein empfindlich Wort entfuhr, aber so verblümt, daß es unter vielredenden Stadtleuten nicht einmal beachtet worden wäre. Daß Christen z. B. sagte, wenn Nenneli es anbot, ein Schnäseli Fleisch ihm ins Hinterstübli zu stellen: „He, es ist mer gleich, wenn du noch hast.“ Das fühlte Nenneli schon als Trumpf, weil sie das Bewußtsein hatte, daß sie allerdings aus Erbarmen Manches weggegeben, was Christen auch genommen und vielleicht vermist hatte. Wenn aber Christen so drehte und an nichts hinwollte und seine vielen Leute im Taglohn, aber nicht an der Arbeit hatte, so gramsetzte es Nenneli wohl in den Gliedern und es entfuhr ihm die Frage: „Wenn sie nichts



zu thun wüßten, so wollte es sie an den Rabis z'bschütten reifen.<sup>4</sup> Christen empfand das übel, weil er wohl wußte, daß sie viel genug zu thun hätten, wenn er nur daran sein könnte, und daß seiner Frau so viele Leute, welche nichts thäten, und doch Lohn und Essen wollten, Kazenangst machen müßten.

Solche Worte kamen freilich selten, aber hier und da entrannen sie doch. Es wurde darüber nicht geesfert und gezankt, wie es zuweilen unter hochgebildeten Leuten der Fall ist, daß vor aller Welt um einen halben Birnenstiel Mann und Frau sich zanken, bis die Frau in Krämpfe fällt oder gar in Ohnmacht. Das, welches den Trumpf erhalten, schwieg, wenn es ihn schon tief fühlte und er ihm weh that. Doch wie tief er auch ging, lang hastete er nicht, er eiterte nicht. Hauptsächlich waren es zwei Gründe, welche es verhüteten, daß solche eingegangene Trümpe nicht böses Blut machten.

Aenaelis Mutter wohnte bei ihnen. Das war eine gar verständige Frau und hatte den Tochtermann sehr lieb. Sie war früher bei einem andern Tochtermann gewesen, welcher sie roh und wüß behandelt hatte. Sie hätte alles dargenben sollen und nichts brauchen, alles annehmen und zu nichts was sagen. Hier hatte sie es, wie sie es wollte. Christen zog sie zu Rath, als wenn sie seine eigene Mutter wäre, hielt sie um ein Geringes; und wenn im Haus etwas Gutes zu essen oder zu trinken war, so ruhte er nicht, bis die Mutter auch davon hatte, wenn sie es auch nicht begehrte. Und wenn es ihr irgendwo fehlte, so ging er ihr selbst zum Dokter, und hielt diesem an, er solle recht anwenden, es möge kosten was es wolle, wenn ihm das Mutterli abgehen sollte, er wüßte nicht

wie es ferner machen. So sah die Mutter deutlich, sie sei ihm nicht im Weg, und er möge ihr Leben und alles Gute so lange gönnen als Gott, und das ist wahrhaftig nicht an allen Orten der Fall. Wenn nun das Mutterli sah, daß ein Wort eingeschlagen hatte, Kanneli böß war, vielleicht gar weinte und ihr klagte, so was hätte sie nicht verdient, und sie halte es nicht mehr aus, und sie wolle lieber sterben, als länger so dabei sein, so goß Mutterli nicht Del ins Feuer, sondern sagte: „Du gutes Kind, du weißt gar nicht was leiden ist, und weil du großes Leiden nicht kennst, darum nimmst du ein klein Wörtchen so schwer auf. Aber Kanneli, Kanneli, versündige dich nicht, es macht mir immer Angst, wenn ich junge Weiber wegen so kleinen Dingen so nöthlich thun sehe, der liebe Gott suche sie mit schwerem Unglück heim, damit man es erfahre, warum er einem das Weinen gegeben, und wann er des Klagen erlaubt. Wenn du gehabt hättest was ich, dann würdest du für solche Kleinigkeit Gott danken und damit ein Zeichen sehen, daß er dich recht lieb hat. Denk doch wie ich es gehabt habe.“ Und sie erzählte Kanneli eine Geschichte aus ihrem Leben, von ihrem Manne oder ihrem Tochtermanne und wie sie sich da habe fassen müssen, wenn Unglück und Elend nicht noch größer hätten werden sollen. Freilich tönte das anfangs manchmal nicht gut bei Kanneli, und sie sagte: „Ich bin darum nicht Euch, und was habe ich davon, wenn Ihr noch böser gehabt habt als ich, darum habe ich noch lange nicht gut.“ So sprach Kanneli wohl, aber der Mutter Rede wirkte doch, es setzte sich ihr Zorn und ihre Liebe richtete sich wider auf. Wenn sie dann ganz wieder zufrieden war, so warf sie ihrer Mutter scherzweise wohl vor: man sollte ei-

gentlich meinen, Christen wäre ihr Kind, denn sie hätte diesen lieber als sie, und er möge machen und sagen was er wolle, so sei alles recht. Sie glaube einmal, wenn Christen ihr die Nase abbeißen wollte, sie zündete ihm dazu.

Aber die Mutter redete auch Nenneli z'best; wenn sie dem Christen einmal ein Wort ins Herz gesagt hatte, und die Mutter sah, daß es drinn saß wie ein Splitter im Fleische, trappete sie Christen nach, bis sie ihn in einer heimlichen Ecke hatte, und bat ihn, er solle es nicht übel nehmen, er wisse wohl, Nenneli sei ängstlicher Natur, und sie hätte ihr das nie abgewöhnen können, gab was sie probirt hätte. Aber es böß meinen, das thue sie nie, und wenn er nur zufrieden wäre, sie wisse, sie wäre es sicher auch gerne. Christen war nicht so, daß wenn Jemand sich unterzog, er dann um so wüster that, er wurde auch nicht um so aufbegehrischer, je demüthiger einer sich darstellte, die Art hatte er nicht, zu einem Rathsherrn hätte er nicht getaugt. Er sei nicht böse, sagte er dann der Schwiegermutter, aber es daure ihn, daß Nenneli meine, sie müsse für ihn sinnen. Alles auf einmal machen könne man nicht, und so unbestimmt drein fahren, wie ein Muni in einen Kriesshaufen, das möge er nicht. Er hätte nie gesehen, daß viel dabei herauskomme. Aber er wisse wohl, ein Jeder hätte seine Art, und daß Nenneli es gut meine. Darum wenn ihm schon zuweilen etwas eingehe, so trage er es ihr nicht nach, man müsse mit einander Geduld haben, es hätte ein Jeder seine Fehler und wofür sei man sonst in der Welt?

So mittelste, als guter Hausgeist, die Schwiegermutter die meisten Streitigkeiten, oder, um es besser zu sagen, ebnete die kleinen Spalten, welche sie zwis-

sehen den Herzen sah. Hier und da war wohl eine Spalte, welche sie nicht sah, oder welche sie nicht ebenen konnte ehe die Sonne unterging; die ebnete und schloß dann ein anderer Geist.

Es war eine alte schöne Hausfütte, welche durch Jahrhunderte eine unendliche Kraft übte und alles was Streitbares in den Herzen sich ansetzt, alsobald an sich zerstörte und tilgte, welche wie ein guter Geist den Frieden erhielt, bei welchem Gottes Segen ist und welcher den Kindern Häuser baut. Wer zuletzt zu Bette kam, Mann oder Weib, betete den Andern hörbar das Vaterunser, und schwer mußte der Schlaf sein, wenn das Erste nicht erwachte und nachbetete mit Andacht und aus Herzens Grund. Wenn dann die Bitte kam: „Vergib mir meine Schulden, wie ich vergebe meinen Schuldnern“, und es war Streit oder vielmehr Spaltung zwischen Mann und Weib, so klang sie wie eine Stimme Gottes in den Herzen und die Worte zitterten im Munde. Und wenn dann die andere noch kam: „Und führe mich nicht in Versuchung, sondern erlöse mich von allem Bösen“, so versenkte und tilgte Schamtoth vor Gott Jegliches, was es dem Andern nachgetragen, und es schlossen sich die Herzen auf, und Jedes nahm seine Schuld auf sich, und Jedes bat dem Andern ab, und Jedes bekannte sein Glück und seine Liebe, und wie nur im Frieden ihm wohl sei; aber wie der böse Geist an ihns komme, es wisse nicht wie, ihm schwarz mache vor den Augen des Geistes, und ihns treibe in die Trübnis des Jornes und der Unzufriedenheit. Wie dann, wenn das Gebet komme, es ihm wäre, als komme eine höhere Macht hinter den bösen Geist im Herzen, setzte mit scharfer Geißel ihm zu, daß er, wie er sich auch winde, dahin fahren

mußte, und dann sei ihm als erwache es aus einer Betäubung, als gehe eine Thür ihm auf, als sehe es aus wilder Nacht in einen schönen sonnigen Garten, so daß ihm sei als müßte es den ersten Eltern so gewesen sein, als sie aus der Wildniß noch den letzten Blick ins verlassene Paradies gethan. Dann treibe es ihn mit aller Gewalt diesem Garten zu, in aller Angst es möchte ihm gehen wie den ersten Eltern, die immer weiter davon weg kamen, und Ruhe habe es nicht, bis es wieder drinnen sei, und dieser sonnige Garten sei der Friede und das trauliche Verhältniß, und wenn es die ganze Welt gewinnen könnte, an diesen Garten des Friedens tauschte es sie nicht. So blühte ihnen neu ihr Glück wieder auf, und in freudiger Demuth bekannte Jedes seine Fehler, bat ab seine Schuld, versprach, recht rittermässig zu kriegen gegen diesen bösen Feind, der unabtreiblich immer wieder komme. In süßem Frieden schliefen sie ein, und wenn dann ein junger Tag aufblühte am Himmel, so erwachten sie mit neugestärkten Herzen. Es war ihnen, als hätten sie sich neu gefunden wie in den ersten Tagen ihrer Ehe, sie sehnten sich nach einander, in geheimem Verständniß suchten sich ihre Augen, und Christen trappete unvermerkt dem Kenneli nach, und Kenneli trat alle Augenblicke unter die Thüre zu sehen, wo doch Christen sei.

So verstrichen Jahre und die gute Mutter starb. Es war ein harter Schlag für die Leute im Hause, ein guter Geist schied mit ihr, sie mißten sie alle und lang. Christen sagte oft, eine solche Schwiegermutter gehe es nicht mehr auf der Welt, er glaube es nicht, und kein Tag verging, daß er nicht sagte: „d'Mutter het allbez g'feit“ — —

Der andere gute Hausgeist aber, der starb nicht, sondern blieb bei ihnen, und einigte ihre Herzen immerfort, und half ihnen auch tragen, was das Leben sonst noch Schweres ihnen brachte. Denn es gibt in jeglichem Leben harte Schläge, wie es in jeglichem Sommer Gewitter gibt, und je schöner der Sommer ist, um so mächtiger donnern die einzelnen Gewitter über die Erde.

Gott hatte sie mit Kindern gesegnet, ihre innigste Freude hatten sie an ihnen. Da kam die Hand des Herrn über sie, und hinter einander nahm er ihnen die schönsten und liebsten, und es war ihnen als sollte keines mehr übrig bleiben, als sollten sie alleine bleiben in der Welt. Es kam ihnen schwer an, sich zu fassen, und lange, lange ging es bis sie recht aufrichtig sagen konnten: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“ Sie versuchten es oft, aber sie schämten sich und schwiegen, denn sie fühlten, daß das Herz ganz anders rebete, und sie wußten wohl, was Gott von solcher Zwietracht zwischen Mund und Herzen halte. Aber sie trugen mit einander und wenn sie des Abends mit einander beteten und eins fing an: Unser Vater, so flockte wohl die Stimme, und das Weinen kam, und das Andere weinte mit, und lange konnte keines wieder beten. Und doch ließen sie nicht nach bis es eins vermochte, und wenn auch jede Bitte neues Weinen brachte, und hinter jeglicher die verlornen Kinder standen, und das Reich und der Wille, und das Brod, kurz alles, alles an sie mahnte, und bei den Schulden die Angst kam, ob sie nicht etwas an ihnen versäumt, an ihnen sich versündigt hätten? Konnten sie aber alles begwältigen, konnten sie sich durchringen, wie Wanderer

durch Klippen und Schlünde, bis zu dem Ende, konnten sie mit einander beten: „Denn dein ist das Reich, dein die Kraft, dein die Herrlichkeit“ — dann kam Ruhe über sie, die Wellen der Schmerzen sänftigten sich. Sie konnten sich denken die Kinder in der Herrlichkeit des Vaters, bei der Großmutter, konnten sich denken die Zeit, wo auch sie durch die Kraft des Vaters auferweckt bei ihnen sein würden in des Vaters Reich in aller Ewigkeit. Dann konnten sie mit einander reden von den gestorbenen Kindern, und wie sie so gut und lieb gewesen, und was sie alles gesagt und wie es gewesen wäre als hätten sie ihren Tod geahnt. Von den Todten kamen sie auf die Lebendigen, redeten von ihren Freuden und Hoffnungen und wie sie den Gestorbenen glichen, und jeden Tag ihnen ähnlicher würden, und wie es ihnen wäre, als hätten die Kinder sie viel lieber und mühten sich nach Kräften, die Lücke auszufüllen. Allmählig wuchsen die Lebendigen an die Stellen der Todten, wurden gleichsam die Blumen, welche der Todten Gräber deckten, den Augen der Eltern verbargen. Drei Kinder, wie gesagt, waren ihnen übrig geblieben, zwei Buben und ein Mädchen.

Der Jüngste war der Mutter Liebling: das Mädchen des Vaters Herzkäfer, der Älteste Allen lieb. Die Kinder hatten überhaupt der Eltern Art, und wuchsen in der Sitte des Hauses auf in adelicher Ehrbarkeit. Mit gar vielem Lernen brauchten sie den Kopf sich nicht zu zerbrechen, aber fest in der Bibel wurden sie, das sei die Hauptsache, meinten Vater und Mutter, die hätte sie ohne große Kräfte im Rechnen und Schreiben hieher gebracht.

Allerdings waren auch Beide in beiden Dingen keine Herenmeister, und wenn Christen seinen Namen

schreiben sollte, so nahm er einen Anlauf, als wenn er über einen zwölf Schuh breiten Graben springen sollte, und wenn Kanneli mit dem Anfertiger uneins war in ihren Rechnungen, so wurde sie plötzlich einig mit ihm, sobald er die Kreide nahm, und was er aufmachte war ihr recht, sie wußte wohl warum.

Etwas anders war es mit dem Arbeiten. Kanneli musterte sie dazu und meinte, sie lernten es nie zu früh, und etwas Nützliches machen, sei besser als etwas Ungattliches, und etwas müsse gehen bei Kindern. Christen aber meinte, so früh trage arbeiten nichts ab, es erleide nur den Kindern, und wenn sie später sollten, so möchten sie nicht; wenn ihnen einmal der Verstand komme, so griffen sie von selbst an. Einmal er habe es so gehabt, und es werde Niemand sagen, daß er nicht arbeiten könne und möge. Diese Verschiedenheit gab auch hie und da einen Anlaß, daß sie einander vergeben und vergessen konnten. Denn wenn Kanneli musterte, so entrann Christen wohl zuweilen ein: „He, ich wollte sie nicht zwingen, wenn sie möchten, sie thäten es schon.“ Und wenn Christen mit Wohlgefallen dem Nichtsthun der Kinder zusah, so sagte wohl zuweilen Kanneli: es dünke ihr, es sollte doch dem einen oder dem andern in Sinn kommen etwas Wichtigeres zu machen. Aber alles dieses tilgte der gute Hausgeist wieder aus, tilgte alle Abende die Säure, die sich zuweilen in den alternden Herzen ansetzen mochte. Etwas ging auf die Kinder über, denn Kinder sind eine weiße Wand; so weiß die Hände sind, welche über sie fahren, zuletzt werden doch die Spuren derselben sichtbar. Christen, der Älteste, der sich Niemand besonders anschloß, war ein stilles Gemäth, ihn ließ man am meisten gewähren, er sagte wenig aber em-



pfand viel, lebte mehr in einem innern Leben als im äußern, und schien daher unthätig und gleichgültig. Annelise war ein liebliches Mädchen, aber es konnte Tage lang von einer Arbeit sprechen, ehe es daran ging; war es einmal daran, dann konnte es die beste Jungfrau beschämen; es geschah aber selten. Die armen Leute hatten es nicht gerne, sie hielten es für hochmüthig und wüßt; wenn es aber darum zu thun war, einer armen Frau etwas zu bringen, oder ihr zu wachen, so war Annelise immer parat; auch die jungen Bursche hielten es für hochmüthig, weil es nicht anläßig war wie andere, hielten es für hoffärtig, weil ihm alles wohl stand, und es immer zweg war als käme es aus einem Druckli. Nestli, der Jüngste war ein schöner Bursche, rasch, thätig, gnädig wie die Mutter; wie sie, wurde auch er etwas ängstlich in der Arbeit, und während sein Vater einmal handelte in seinem Stall, hatte er mit Läubchen, Kaninchen, Schafen siebenmal schon gewechselt. In Allen war etwas schweigsames, keines redete viel, aber wenn sie redeten, so wollten sie in jedes Wort viel legen. Und allerdings war jedes Wort, das eins zum andern fallen ließ, gerade wie ein Lichtstrahl, der hundertfältig splintern kann. Nur der Älteste konnte viel reden, wenn irgend ein Schlüssel, z. B. ein gutes Glas Wein ihm den Mund aufthat; dann zeigte er, daß Vieles in ihm war, an das man nicht dachte.

Je mehr Eigenthümlichkeiten in einen Haushalt treten, desto bewegter wird das Leben, wenn auch nicht von außen sichtbar, so doch im Innern fühlbar. Wie lieb man einander auch hat, etwas stößt doch aus einander, etwas hat Jedes an sich, das am Andern mehr oder weniger empfindlich sich reibt. Ein Jedes

hat sein eigenthümliches Gebiet, welches es wahren zu müssen glaubt vor jeglichem Eingriff, ein Jedes macht seine bestimmten Ansprüche, welche sich scheinbar zufällig und bewusstlos ausbilden, und deren Nichtbeachtung, auch wenn es mit keinem Wort, keinem Blick verrathen wird, tief kränkt. Bei solchen Ansprüchen, je bewußtloser sie entstanden sind, um so mehr meint man, ihre Gewährung verstehe sich von selbst.

So hatte jedes dieser Kinder wie sein eigenthümliches Wesen, so auch seine eigenen Ansprüche, sowohl an die Eltern, als an die Geschwister, und ihre Nichtbeachtung trieb einen Splitter in ihr Herz, und je schweigsamer man nach der Hausfittte über solche Dinge war, um so leichter hatten solche Splitter gezeitert.

So z. B. war Christen kränklicher Art, zu entzündlichen Krankheiten geneigt, die zuweilen Folgen hinterließen, welche einer Auszehrung glichen. Christen forderte nun Rücksichten für diese Schwäche, in der Arbeit, in der Speise, in der Pflege, in der Benutzung des Arztes u. s. w. Man that alles Mögliche, aber da sein Aussehen die Krankheiten nicht immer verrieth, da er meinte, was er innerlich empfand sollte man ihm auch äußerlich ansehen, so konnte es nicht fehlen, daß er sich zuweilen vernachlässigt glaubte, meinte, man achte sich seiner nicht, und wäre froh, wenn er weg wäre.

Annelise machte Ansprüche an die Welt, war ein lustig Ding, und wer weiß ob nicht im Hintergrund ihrer Seele der Wunsch schlummerte, nicht schön Annelise zu bleiben, sondern auch eine Bäuerin wie die Mutter eine war, zu werden. Sie war daher gerne in aller Ehrbarkeit bei dieser, bei jener Lustbarkeit, und natürlich nicht gerne wie ein Aschenbrödel, sondern so

aufgesträubelt und aufgedonnert wie jede Andere. Nun aber waren die Brüder nicht immer bereit zu ihrem Begleit, und alleine mochte sie nicht gehen, und der Vater wollte nicht immer Geld zu Allem geben, was Annelise nöthig glaubte, und die Mutter war gewöhnlich auf des Vaters Seite und sagte, sie sei auch nicht Schuldump gewesen, und hätte nirgends hintenab nehmen müssen; aber Solches hätte sie nie gehabt; ja nicht einmal davon gehört. Sie hätte ihrer Mutter mit so was kommen sollen, ja wolle! So was that dann Annelise weh, und sie meinte manchmal, sie sollte nur der Brüder wegen da sein, und an ihr sei Niemand etwas gelegen. Nur z'arbeiten sei sie gut genug, wenn sie aber auch etwas wolle, da sei Niemand daheim.

Kesli, der natürlich wohl wußte, daß er einmal den Hof erben werde, der hätte gerne mehr getrieben mit der Arbeit, mehr gehandelt, mehr benutzt, und es schien ihm oft, als wenn Niemand an ihn dächte, ja, als ob Alle so viel brauchten und so wenig thäten als möglich, nur damit ihm nichts überbleibe. Er war gar nicht geizig, aber er war ängstlich, und in dieser stillen Ängstlichkeit, welche er nicht einmal zeigen durfte, kam er Vielen hochmüthig vor, und Andere hielten ihn für geizig, weil er sehr oft zu Hause war, um zu der Sache zu sehen, während Andere herumhirscheten unnützerweise, und Geld brauchten.

Weder Vater noch Mutter kannten dieses innere Wesen; man lauscht es sich selten ab, darum denkt man auch nicht daran, daß es in Andern sei; aber die Mutter hatte von früher Jugend an die Kinder mit ihrem versöhnenden Hausgeist bekannt gemacht, hatte sie das Unser Vater so recht gelehrt, daß sie es nicht gedankenlos beteten; daß es ihnen auch war erst wie

ein tiefer See, in den sie allen Groll versenkten, und dann wie eine hohe Leiter, auf welcher sie ins Land des Friedens, in den Himmel stiegen. Besonders bei den Brüdern, welche bei einander schliefen, und meist zusammen beteten, hatte dieses die Frucht, daß sehr selten die Sonne des Morgens den Schatten noch sah, der bei ihrem Untergang das Herz des Einen oder des Andern verdunkelt hatte. Bei Annelisi hielt es etwas härter, weil keine bestimmte Gelegenheit ihr gegeben war, ihr Herz des Grobsten zu entleeren; wenn das Gebet sie allerdings versöhnlich gestimmt hatte, so konnte sie ihre Gesinnung nicht ausdrücken, nicht Frieden schließen, nicht durch ein Bekenntniß sich entlasten. Gewöhnlich kam dann die Gutmüthigkeit der Brüder zu Hülfe, die, wenn sie einmal etwas abgeschlagen hatten, hintendrein reuig wurden und eine Zeit lang um so gefälliger waren, oder die Schwäche des Vaters, der gar gerne seinem lieben Weitschi hintendrein etwas kramete, welches noch mehr kostete, als was Annelisi gern gehabt, aber nicht bekommen hatte.

So lebte die Familie berühmt und im Wohlsein, bis ein Schlag, äußerlich nicht von großer Bedeutung, ihr ganzes Glück zu zertrümmern drohte.

Christen mußte nicht nur sächlich die Gemeindelasten tragen helfen, sondern auch persönlich, d. h. er mußte Vogt (Vormund) werden, öffentliche Verwaltungen übernehmen, sich auch in Behörden wählen lassen. Dieses ist an sich selbst eine Last, es ist aber auch bedeutende persönliche Verantwortlichkeit dabei, und seltsamer Weise ist an manchem Orte diese persönliche Verantwortlichkeit unbezahlter Gemeindsbeamteten sehr groß, während den wohl bezahlten Regierungsbeamteten gar keine auferlegt ist. Wo das System herrscht, jeder Korpo-

ration dem Individuum gegenüber Unrecht zu geben, aus dem übel verstandenen Grundsatz persönlicher Freiheit, und jeden Halunken zu begünstigen gegenüber dem rechtlichen Manne, aus übel verstandener Humanität, da wird diese Verantwortlichkeit zu einer förmlichen Gefahr, zu einem Schwerte, das an einem Pferdehaar über des Gemeindebeamteten Haupte hängt.

Christen, bei seiner Unkenntniß aller Gesetze, bei seiner Unfähigkeit selbst zu schreiben, wurde dies sehr beschwerlich und kostbar. Aus eigenem Sacke mußte er nicht nur fremde Hülfe bezahlen, sondern hing auch ganz von fremdem Rathe ab, und mußte diesem folgen, wie ein Blinder dem Hündchen, welches ihn leitet. Die eigentliche Gefahr jedoch fühlte er weniger als Krenneli, wie dann Weiber immer mehr Aengstlichkeit besitzen vor dem Kommenden aus der dunkeln Zukunft, als Männer. Alle diese Geschäfte, welche Christen von seinem Geschäfte und von seiner Arbeit wegezogen, waren Krenneli überhaupt zuwider, jedoch ließ sie dieses den Mann nicht entgelten, wie Weiber oft thun, die dem Manne noch mehr verbittern, wessen er sich nur gezwungen unterziehen muß. Insbesondere aber war ihr der verdächtig, welcher dem Mann am meisten mit seinem Rathe beistand, sie warnte ihn oft vor demselbigen. Es komme ihr immer vor, sagte sie, als sei er falsch an ihnen: er sei viel zu schmeichlerisch und rühmerisch, und dazu immer nöthig (Geld bedürftig); so einer mache oft für 10 Bagen, was ein anderer nicht für 1000 Pfund. Aber Christen konnte ihn nicht entbehren; guter Rath ist immer theuer, und in mancher Gemeinde auch um Geld fast nicht zu haben; Krenneli wußte selbst Niemand, der bessern geben konnte, und damit er nicht etwa aus Noth sie verrathe, spendirte

sie demselben so viel sie konnte, und wenn er kam, so mußte er allemal ins Hinterstübl, wo ihm etwas z'weg stand, welches er daheim nicht hatte. Es gibt aber Leute, welche, je mehr man ihnen gibt, nicht nur um so ungenügsamer werden, sondern auch in den Wahn gerathen, als sei man völlig in ihrer Gewalt, und als könnten sie einem ungemerkt und ungestraft mißbrauchen, wie sie nur wollten. Sind sie einmal auf diesen Punkt gerathen, so treiben sie gerne ein doppelt Spiel, lassen sich von uns bezahlen und von andern bestechen, um uns zu foppen und zu betrügen. Sie rechnen, wenn man aus zwei Händen zu nehmen wisse, so gebe es affkurat doppelt so viel als nur aus einer. Es gibt mehr Leute, welche von solchem Schmaus leben, als man glaubt.

Christen war Vormund, hatte fremdes Vermögen hinter sich, ob Geld oder Schriften, weiß ich nicht; kann beides gewesen sein, denn daß die Titel immer da seien, wo sie dem Gesez nach liegen sollten, ist nicht gesagt; wo ein Regierungsbeamteter und ein Gemeindsbeamteter, ein Gemeindschreiber z. B., unter einer Decke liegen und unter einem Hütlein spielen, da können noch heut zu Tage ganze Vermögen verschwinden, und wo ist das Verantwortlichkeitsgesez gegen den Regierungsbeamteten? Ueber die unschuldigen Gemeindräthe oder die noch unschuldigen Gemeinden geht es aus.

Später muß es die Gemeinde ersetzen; kleine Diebe hängt man vielleicht, große aber läßt man laufen.

Christen dachte nun von ferne nicht ans Betrügen, aber er sollte beschummelt werden.

Es waren Leute, welche Geld nöthig hatten. Christens Rathgeber wurde ins Interesse gezogen, und dieser

bewog den guten Mann, das Geld aus den Händen zu geben, oder anzuwenden, die Titel zu veräußern oder abzutreten. Er sagte Christen, der Gemeinde sei es ganz recht, er habe mit ihr geredet, und sie habe ihn autorisirt, er solle es also nur unbesorgt machen, ihm könne es auf keinen Fall etwas thun. Wenn ihm die Sache einmal aus den Händen sei, so sei er aus aller Verantwortlichkeit, brauche sie nicht zu hüten, und er wolle alles schon so schreiben, daß er zu allen Zeiten, es möge gehen, was da wolle, drus und dänne sei. Dem Christen leuchtete das ein, und er hatte durchaus kein Arg. Kanneli aber traute nicht, und sagte: sie könne nicht helfen, aber sie traue der Sache nur halb, es treffe 5000 Pfund an, und mit dem sei nicht zu spaßen, es hülfle noch zu einem rechten Mann zu Rath zu gehen, man sei nie z'vorsichtig.

Aber Christen redete ohnehin nicht mehr als er mußte, und von Geschäften so ungern als möglich, weil er nicht gerne verrieth, daß er gar nichts kannte; denn er schämte sich seiner Unwissenheit doch, wenn er schon seine Kinder nicht begehrte geschickter zu machen. Zudem wußte er nicht, wem er trauen sollte, wenn er sich auf seinem Rathgeber nicht verlassen konnte. Wenn der ein Schelm an ihm sei, so glaube er denn gewiß, es sei kein braver Mensch mehr in der Welt, und was es ihn dann nütze, Mühe zu haben und herumzulaufen, wo man ohnehin alle Hände voll zu thun hätte; so redete er. Christen war allerdings auch mißtrauisch, aber eben deswegen suchte er nicht neue Vertraute, sondern hielt am Glauben fest, wenn der alte Rathgeber treulos sei, so sei keine Treue mehr auf Erden; den habe er doch probirt auf alle Wege, es dünkfe ihn, er sollte es mögen halten. Da Kanneli das

Wüßtest alles nicht machen wollte, so ging richtig die Sache vor sich, und alles schien gut; denn lange Zeit sagte kein Mensch, daß es nicht gut sei.

Nach mehreren Jahren erst fing die Sache an sich zu rühren; allerlei unter der Hand wurde geredet und aus der Gemeindevorstandsstube herausschlich, man wußte nicht wie, das Gerücht: Christen hätte sich gröblich verfehlt mit Bogsgeld, es werde ihm an die Beine gehen um viel tausend Pfund. Nenneli, die zwar selten von Haus kam, aber doch alles vernahm, nicht nur was ging, nicht nur was geredet wurde, sondern noch z'halbe mehr, vernahm also bald: Es heiße, es ginge Christen grausam an die Beine und wenn er nicht so reich wäre, so möchte es ihn lüpfen. Nenneli erschrak gewaltig, obgleich sie wußte, daß es so übel nicht gehen konnte, und Christen mußte auf der Stelle zu seinem Faktotum und ernstlich fragen, was an der Sache und ob da etwas zu fürchten sei, von wegen, er möchte lieber zu der Sache thun, ehe es zu spät sei? Der nun lachte ihn aus, daß er doch auf solches Weiberdamp hören möge, es wäre gut, wenn alles so sicher wäre, wie das. Da sei er ihm gut dafür, daß es ihm keinen Klar kosten werde, und wenn noch Jemand etwas sage, so solle er sie zu ihm schicken, er wolle sie dann berichten. Nein da möchte er doch dann nicht so Jemand hineinsprengen, dafür sei er noch lange zu gut. Er hätte schon manchmal können, wann er gewollt, aber o Jere, wenn er schon ein arm Mannli sei, so hätte er doch noch ein Gewissen, und wohl noch ein besseres als mancher Reiche. Da solle er nur nicht mehr Kummer haben, und ruhig schlafen, was er gemacht habe, sei gut gemacht und wie gesagt, er wolle ihm gut sein für jeglichen Kreuzer, den er



beretwegen sollte zu Schaden kommen. Christen ging getröstet heim, tröstete sein Aenneli und einige Zeit lang blieb Alles wieder still. Aber die Sache tauchte wieder auf und zwar ernster als früher, und neue Angst kam über die Eheleute. Nun ruhte Aenneli nicht, bis Christen zu einem rechten Manne ging. Der wollte lange mit der Sprache nicht heraus, sagte, er verstehe sich nicht darauf, hätte die Schriften nicht gesehen und fragte endlich Christen: er werde eine schriftliche Bevollmächtigung von der Gemeinde erhalten haben zu seinem Verfahren? „He nein, sagte Christen, man hat mir gesagt, das sei nicht nöthig, es werde Alles eingeschrieben in den Gemeindbüchern, da könne man Alles finden, und die Sache doppelt zu machen, trage nichts ab.“ „He nun, sagte der Mann, wenn die Sache im Gemeindbuch eingeschrieben ist, so kann es dir allweg nichts thun.“ Nun war Christen wieder getröstet, denn daß es eingeschrieben sei, zwieselte er gar nicht. Aber Aenneli traute nicht so recht; er solle doch gehen und nachsehen, ob es denn wirklich drinn sei, sagte sie. Brummend ging Christen und brachte die Antwort heim: Der Gemeindschreiber hätte gesagt, er hätte jetzt nicht Zeit nachzuschlagen, das gebe mehr zu thun, als so eine Frau glaube; aber er könne darauf zählen, daß Alles, was erkannt worden sei, darin geschrieben stehe, er wisse wohl, was er schreiben solle oder nicht. Nun schien die Sache wieder abgethan und Christen sagte: Die Leute könnten seinethalben stürmen, was sie wollten, wenn Einer das Gemeindebuch im Rücken habe, so könne Einem Niemand etwas thun, und sollte es der Teufel selber sein.

Da schlich sich Einer, welcher gerne insgeheim den Leuten die Haare zusammen band, aber dabei nie ge-

nannt sein wollte, an Kanneli und vertraute ihm: Das sei gewiß nicht im Gemeinbuch, und es sei eine abgefartete Sache gewesen; Christen hineinzusprenge, und der Gemeinbschreiber suche die Sache geheim zu halten und zu verbrehen, so lange als möglich. Aber einmal müsse Christen doch zahlen, das sei fertig. Und es wäre besser, er wüßte das sobald als möglich, vielleicht daß er noch etwas aus dem Feuer ziehen könnte, wenn er zu rechter Zeit daran hingehe. Das waren alles lauter Donnereschläge für das arme Kanneli, und um so härter trafen sie, weil sie nicht begriff, wie man da helfen könnte, als daß Christen vor den Gemeindrath gehe und ihm alle Schand sage, und vor Allem aus dem Gemeinbschreiber, daß er ein Schelm sei und ein verlogener Kerli, und daß er von Allem nichts wolle; sie könnten seinethalben sehen, was sie machen. Das würde wenig helfen, sagte der neue Rathgeber; aber Christen solle einen Auszug aus dem Gemeinbuch fordern, und wenn man ihn nicht freiwillig geben wolle, so solle er ihn richterlich fordern lassen, da werde sich schon finden, was im Gemeinbuch stehe und nicht stehe.

So ging es auch, und nach vielen Umtrieben kam endlich Christen zu der Erklärung, daß vom ganzen Handel im Gemeinbuch kein einzig Wort stehe; von der Sache sei wohl geredet worden, aber Erkenntniß sei keine gegangen; man werde gedacht haben, es sei am besten, wenn man das dem Vogt überlasse, was er mache, sei ihnen recht. Somit war es entschieden, daß Christen 5000 Pfund zahlen mußte; erholen konnte er sich nirgends, und der, welcher ihn hineingesprengt, hatte die schönsten Ausreden und schob die Schuld auf Andere.

Ich weiß nicht, soll ich sagen: Dieser Verlust traf

- 2 -

die Familie wie ein Donnerstag, der ihr Glück ver-  
schmetterte, oder: Dieser Verlust ward zum giftigen  
Wurme, der ihren Frieden nach und nach zerstörte. Es  
wäre nicht das Eine, nicht das Andere ganz richtig;  
denn es traf sie wohl der Schlag heftig, gewaltig, aber  
nach dem Schläge war der Wurm da, und lebte giftig  
fort.

5000 Pfund (2500 fl.) sind nichts für einen Kauf-  
mann, er sieht derhalben nicht nebe ume, wie der Ver-  
nerbauer sagt. 5000 Pfund ließen sich bei ihrem Ver-  
mögen leicht verschmerzen, setzten sie nicht einmal in  
augenblickliche Verlegenheit, wenn sie einige Zinsstück-  
ten wagten; ja wenn sie nur das vorrätliche Geld zu-  
sammen machten, den Spycher zur Hälfte leerten, so  
war Alles abgemacht. Aber beim Landmann geht es  
nicht zu wie beim Kaufmann. Bei dem Letztern ist  
lauter Spiel, heute wird er getrümpft, morgen trümpft  
er wieder; eines Tages kann er 10000 verlieren, mor-  
gends 20000 gewinnen, und bei jedem Verlust ist eben  
dieser Wechsel der Trost. Ganz anders ist es bei dem  
Landmann; da geht die Sache langsam aber stetig,  
kleine Verluste gleichen sich durch kleine Gewinne aus,  
Fehljahre durch gute Jahre, und bei Fleiß und Sorg-  
samkeit und ohne großes Unglück geht es langsam vor-  
wärts. Und kommen große Unglücksfälle, geht ihm  
all sein Vieh in Boden, brennt sein Haus ab mit all  
seinen Borräthen, schlägt es ihn auf Jahre zurück; er  
schlägt sich darein mit bewunderungswürdiger Ergebung;  
was sollte er dagegen machen, das kam aus des Herrn  
Hand, über diese Verluste spotten die Menschen nicht  
und Kinder und Kindeskinde tragen sie ihm nicht nach  
Verliert er aber Summen auf außerordentliche  
Weise, durch Ungeschick oder der Menschen Boshe'  
3

dann weicht der Friede so gerne von ihm, und es kömmt, was man hier zu Lande hinterstinnen nennt. Der kommende Tag ersetzt sie nicht, vielleicht ersetzt er sie in seinem ganzen Leben nicht, und was werden Kinder und Kindeskinde von ihm sagen!

Christen und Nenneli hatten wohl etwas vorgespart, allein es ging genug zu, es harzete.

Er wußte seine Sachen nicht recht geltend zu machen, und brauchte zu Allem viel Zeit und viele Leute und Nenneli war eine gute Frau, und gar Vieles schwand ihm unter den Händen fort, sie wußte nicht wie. 5000 Pfund mußten ihnen, wenn es auf das Ersetzen ankam, eine unermessliche Summe scheinen, die Frucht ihrer ganzen Lebenszeit.

Zu diesem kam noch ein Anderes; die Kinder waren erwachsen, vor ihnen ließ der Verlust sich nicht verheimlichen; was sagten die dazu, wie mußten die ihn aufnehmen? Kinder auf dem Lande theilen die Arbeit der Eltern, sehen die Früchte davon, kennen die Schulden und Gülten, sind weit enger ins Verstandniß gezogen, geben daher um so eher ihre Willensmeinung. Alle waren heirathsfähig. Schadete ihnen dieser Verlust nicht am Heirathen, der Lärm davon noch mehr als die Sache selbst? Denn alles wird vergrößert, auch entsteht gar gern der Glaube, wo solche Verluste hervorbrechen, da seien noch viele zu gewärtigen; eine Sache, namentlich ein Unglück, kommt nie alleine. Und wenn sie wirklich heirathen wollten, woher die Ehesteuer nehmen? Wenn man jetzt noch Ehesteuern geben sollte, so mußte man sich ganz entblößen, mußte velleicht gar Geld leihen, weil man nicht alles abkünden konnte, oder mußte alle Titel verüßern, mußte in seinen alten Tagen schmalbarren.

oder die Jungen mit leeren Händen gehen heißen. Arme Tage schwebten Tag und Nacht vor Kennelis Augen.

Das mußte große Bitterkeit ansehen in des Ehepaars Gemüthern, denn mit dem Gelde war ihnen ja auch ein großer Theil ihres Lebens verloren. Wir fühlen alle, das Leben ist eine große Gabe, und mit dieser Gabe sollen wir Vieles, Vieles gewinnen, mit dieser zeitlichen Gabe sollen wir das ewige Leben erwerben. Aber nun meinen gar Viele, mit dieser zeitlichen Gabe hätten sie nur zeitliches Geld zu gewinnen, ja gar Viele, die vom ewigen Leben als dem höchsten Ziele sprechen, scheinen darunter doch nur zeitliches Gut zu verstehen, oder höchstens eine zeitliche Frau mit zeitlichem Gute. Und nach dem zusammengereuten Gute schätzen sie ihres Lebens Werth, wie der Maulwurf nach der Höhe des aufgeworfenen Hügels seine Kraft. Wenn aber aller Gewinn verloren geht, dann hinter-sinnuet man sich, d. h. man kann nichts mehr anders denken, als wie es gegangen ist, und nicht hätte gehen sollen; denn man hat ja eigentlich Alles verloren, nicht bloß das Geld, das verloren geht, sondern das Leben, welches man an das Geld gesetzt. Christen und Kenneli waren kreuzbrave Leute, von den brävsten, die man sehen will zu Stadt und Land; aber den Werth der Menschen schätzten sie doch nach seinem Besisthum und den Werth eines Lebens nach dem gemachten Fürschlag; so und so viel hat er geerbt, dann und dann hat er zu husen angefangen, und jetzt, denket doch, hinterläßt er —

Sie wußten es halt nicht besser, waren, wenn sie auch in der Schule nicht viel rechnen gelernt, doch in dieser Rechnungsweise von Jugend auf geübt, und wenn

Christen es auch nie sagte, so dachte er es doch vielleicht manchmal, wenn er im Wirthshaus auf einem Stuhl ab-  
saß: „Hier setzen sich hunderttausend Bernpfund nieder.“  
Nehmt ihm das nicht übel, denn noch ganz andere  
Leute wissen nicht, daß wenn man auch die ganze Welt  
gewönne und litte Schaden an seiner Seele, man das  
Leben nicht nur verloren, sondern einen großen Scha-  
den davon getragen.

Sie gingen herum manchen Tag, als ob sie vor  
den Kopf geschlagen wären, und konnten nichts anderes  
denken als 5000 Pfund, 5000 Pfund. Weniger als  
die Eltern waren die Kinder angegriffen; sie hatten ein  
langes Leben vor sich, welches ihnen reiche Hoffnung  
bot zum Erfasse des Verlustes. Am meisten schien es  
Annelist zu fühlen, als ob sie glaubte, zunächst müßte  
sie den Verlust entgelten an ihrer Aussteuer; oder derselbe  
möchte vielleicht diesen oder jenen, den sie im Auge  
hatte, abschrecken. Jedoch geschah nicht, was an so  
manchem Orte begegnet wäre; die Kinder machten den  
Eltern keine Vorwürfe, ja gebrauchten manches auf-  
munternde Wort. Aber wo die Eltern die Gemüther  
der Kinder ausschließlich aufs Geld richteten, und alle  
andern Rücksichten den Augen der Kinder ferne halten,  
da müssen sie es erfahren, wie das Schwert sich gegen  
seinen eigenen Herrn kehrt; wenn sie etwas Unge-  
schicktes machen, haben sie zu tragen, den Jorn und  
die Vorwürfe der Kinder, und wenn sie alt werden,  
derselben Unverstand und Ungeduld, die alle Tage mit  
Gott hadert über der Eltern langes Leben.

Hier herrschte noch Liebe, und herrschte die alte  
Sitte, daß die Kinder die Eltern ehrten, auf daß sie  
lange leben möchten in dem Lande, welches ihnen Gott  
gegeben.

Wie es dem ergeht, dessen Haus verbrannt ist mit all dem, was es barg, so ging es auch Christen und Aenneli. Zuerst füllt der Verlust die Seele; eine Art Betäubung herrscht, dann dämmern Gedanken durch die Betäubung, wie Lichtstrahlen durch den Nebel; es leuchtet die Nothwendigkeit ein, etwas vorzukehren, den Schaden zu ersetzen, es flackert das Sinnen auf, wer den Verlust verschuldet?

Christen hatte kein Haus aufzubauen, aber er begann nachzudenken, wie die 5000 Pfund zu ersetzen wären? Und allemal, wenn eine Frau zum Hause schlich, loderte ihm der Gedanke auf: die trägt wieder etwas fort, welches Geld gelten würde, und was will ich haufen und sparen, während auf der andern Seite fortgegeben wird, alles was nicht angenagelt ist? Der gute Christen hatte es auch wie viele andere Leute, was er nöthig glaubte, das wollte er bei Andern anfangen, und hätte doch wissen sollen, daß wenn der Bauer mit seinen Leuten mähen will, er voraus mäht, und nicht hintendrein.

Aenneli kam es wieder in den Sinn, daß sie gewarret habe, das Geld herauszugeben, daß sie Christen angerathen, noch Jemand anderes zu Rathe zu ziehen, daß sie den trügerischen Freund nie hätte leiden mögen, sondern vielsach ihren Verdacht geäußert.

Sie begann daran zu sinnen, ob wohl die Zeit gekommen wäre, daß mit wenigern Leuten mehr gearbeitet würde. Und wenn sie durch den Stall ging und zwei oder drei Kühe sah, wie Flühe, aber fast ohne Milch, so konnte sie sich nicht enthalten, zu rechnen, wie manche Dublone da zu machen wäre, wenn man sich zu rangiren wüßte. Das Alles ging im Inwendigen vor; fast wie des Bliges Schein fuhr es vorüber; böse Worte

gab man sich nicht; treulich beteten sie mit einander, und friedlich, wenn auch oft mit schweren Seufzern schliefen sie ein.

Aber ein alt Sprichwort sagt: Der Teufel ist ein Schelm, und wenn er auch umher geht, wie ein brüllender Löwe, so schleicht er noch vielmehr herum in Gestalt von flüchtigen Gedanken, lustigen Nebeln gleich, und diese Gedanken streifen zuerst nur über eine Seele, dann schlagen sie sich allmählig nieder darin, haften, setzen sich fest. Dann steigen sie herauf in unsere Blicke, in unsere Geberden, brechen endlich als Worte zum Munde heraus, und während wir glauben, wir reden aus dem göttlichsten Recht, ist der Teufel, der grimmig und lustig uns zum Munde ausflattert und dem Nächsten mit Klauen und Hörnern zu Leibe geht, bis auch aus dessen Munde ein Teufel fährt und eine Schlacht zwischen beiden sich erhebt auf Kosten der Armen, in deren Seelen der Teufel sich hinabgelassen und aus deren Mund er wieder herausgefahren ist.

Eines Tages wars, als ob Einer wäre, der ersunnete, was sie böse machen könnte, und Alles dieses herbeiführte und ihnen anthat. Es gibt solche Tage, wo Eins hinter dem Andern kömmt, wie eine Schneegans hinter der andern, wo das Mergerliche nicht aufhören kann, bis die Galle überläuft und es Wetter gibt zwischen den Menschen.

Als man in den Stall kam, hatte ein Pferd über, und sich übel verletzt, so daß man dasselbe des Morgens nicht brauchen konnte; im Kuhstall fehlte auch etwas, und als man Flachsfamen brauchen wollte, hatte die Mutter den letzten einer armen Frau gegeben, welcher Umschläge verordnet waren. In den Ställen vertrappten die Leute ihre Zeit, so daß auf dem Felde nichts



geschah, und während Andere schönes Emd einmachten, blieb das ihre schön dem Regen zweg. Abends kam ein Berner Metzger, der Rüche suchte, und von ihrem Stalle gar nicht fort wollte. Er meinte, es müßte erzwungen sein, zwei oder wenigstens eine feil zu machen, und bot Geld, daß man es fast nicht hätte nehmen dürfen. Es war eine Zeit, wo fette Rüche fast nicht zu erhalten waren, und die Metzger die größte Noth hatten; denn obs Rüche gebe oder keine, darnach fragen die Stadtleute gar nicht, aber Fleisch wollen sie haben, und zwar je besser, desto lieber, ihretwegen kanns der Metzger von Zaunsteden schneiden oder aus Kabisstozzen.

Aber Christen tubafete ganz gelassen an seiner Pfeife und sagte dem Metzger: „Du hast schon manchmal gehört, ich gebe sie nicht. Um was so ein Berner Metzgerli sie vermag zu kaufen, um das vermag ich sie auch zu behalten.“ Alle Citreden des Metzgers, daß andere Rüchen für ihn weit nützlicher wären, daß er an drei Rüchen wenigstens 60 Kronen zwischenaus machen würde, gingen in den Wind. Kenneli hörte dem Märten mit ungedultigem Herzen zu, ging oft aus und ein und konnte sich nicht enthalten zu dem Metzger zu sagen: es dünke sie, er wäre nicht der Uwatligist, und wenn sie mit einem handeln wollte, so wäre er nicht der Letzte.

Das war ein Stuch, der bei Christen Fleisch faste, aber er sagte nichts darauf, sondern nur zum Metzger: „Du hast gehört, was ich will, und jetzt wollte ich mich nicht länger säumen, wenn ich dich wäre. Wenn du heute noch etwas anderes finden willst, so hast du deine Zeit zu brauchen.“

Bald darauf kam eine arme alte Frau, welche einen kranken Sohn hatte; derselbe erhielt sie sonst; jetzt

war die Noth groß. Derselbe fing an sich zu erholen, und der Doktor hatte Wein verordnet. Aber wo nehmen und nicht stehlen? In solchen Fällen war Kanneli die Zuflucht, und umsonst nahm man sie selten zu ihr. Als die arme Mutter kam und mit dem Fürtuch die Augen wischte, noch ehe sie anfing und dann vieles vom Sohn erzählte, wie er so gut gegen sie sei, und wie er krank geworden, und wie sie in der Noth seien und sie wäger heute noch nichts warmes gegessen und jetzt sollte sie Wein kaufen und hätte keinen Kreuzer im Hause und wüßte keinen aufzubringen. Wenn doch Kanneli ihr dr tustig Gottswille nur einige Bagen leihen wollte oder wenn es möglich wäre, nur eine halbe Krone, so wäre ihr geholfen, und sie wollte dafür spinnen, bis sie selber sagen müßte, es sei genug. Aber wenn ihr der Sohn sterben sollte, sie wüßte nicht, was sie ansinge, unter Tausenden gebe es keinen solchen.

Kanneli war in großer Verlegenheit. Wein hatten sie diesen Augenblick keinen Tropfen im Hause, wie sonst manchmal der Fall war, und Geld hatte sie auch nicht mehr im Sack als 6 Kreuzer. Sie ließ sich sonst nie so auskommen, daß sie nicht einige Bagen oder Franken in irgend einem Sacke hatte. Aber sie hatte leßthin zu Gevatter stehn müssen, hatte seit der Sichelten, wo es den Ankenhäfen übel ergangen war, keinen Anken mehr verkauft, sparte ebenfalls Augsteneler auf, hatte kein Geld gemacht, und das Schlüssel hatte eben Christen im Sack. So konnte sie die Frau doch nicht gehen lassen, wenn der Sohn sterben sollte, so hätte sie ja keine ruhige Stunde mehr im Leben und das lezte Glündlein wäre ihr auch nicht ruhig, und doch war es ihr grausam zuwider, dem Christen

das Schlüsseli zu fordern. Sie stellte der Frau vorläufig etwas warmes zueg und suchte dann den Redli, sie wußte, daß der Geld genug hatte, allein der war zum Viehdoktor gegangen und hatte den Schlüssel zum Schast im Sack; der andere Sohn war im Stall, hatte aber kein Geld im Sack sondern alles in Redlis Schast. Anneli aber hatte den Schlüssel verloren zu seinem Gasetti (Kassete) worin es sein Geld hatte; es war wie wenn alles verheret wäre. Da nahm endlich Anneli das Herz in beide Hände, ging hinaus und sagte: Gib mir doch geschwind das Schlüsseli? Christen ward ganz roth im Gesicht, suchte es langsam, gab es endlich mit den Worten: He ich wollte doch machen, daß morgen auch noch wäre.

So etwas hatte Anneli noch nicht gehört, es stellte ihm das Blut, einen Blick that sie auf Christen, den der auch noch nie gesehen, aber sagen konnte: sie kein Wort, sie ging mit ihrem Schlüsseli wie stumm ins Haus und als sie der alten Frau die halbe Krone herzählte, zitterten ihr die Hände so, daß die in den höchsten Ausdrücken dankende Frau plötzlich fragte: Aber mein Gott was fehlt dir, wird es dir g'schmuecht (ohnmächtig)? O nein sagte Anneli, es ist nichts anders, das gibt es mir, wenn ich lange kein Blut ausgelassen. Es ist albeg bald vorbei. Und Anneli sank sich zusammen, denn kein fremdes Ohr hatte je eine Klage gehört und kein Auge Thränen gesehen in ihrem Auge, außer bei natürlichen Anlässen; was unter ihnen vorging, sollte keine Posaune auf den Straßen verkünden. Aber es kostete dieses Zusammenfallen schwere Mühe und kürzer als sonst fertigte sie die Frau ab; sie konnte es fast nicht aushalten, bis sie ihr den Rücken sah. Die gute Frau konnte fast nicht aufhören

zu danken aber nicht nur aus Dankbarkeit, sondern es fiach sie auch der Gwunder, was Anneli wohl in diese Bewegung versetzt hätte, und so lange sie im Hause war, hatte sie Hoffnung es zu erfahren. Als sie es endlich verlassen mußte, stellte sie sich draußen bei Christen und hätte noch gerne ein neues Gespräch angefangen, aber der gab ihr keine Antwort. Gewiß haben die mit einander etwas gehabt, dachte sie, und ob dem Sinnen, was es gewesen sein möchte, vergaß sie fast die halbe Krone, mit welcher sie nun ihren Sohn laben konnte.

Wie die Frau zur vordern Thüre ausging, schloß Anneli zur hintern hinaus, machte sich etwas bei den Schweinställen zu schaffen und da sie dort noch nicht ruhig war vor Knechten und Mägden, so schlich sie nach dem Bohnenplatz, der schon gar manchmal als schöner grüner Umhang gedient hat für Dinge, die nicht für Jedermanns Augen sind.

Dort ließ sie endlich ihren Thränen freien Lauf und es dünkte sie, wenn nur das Herz auch gleich käme den Thränen nach, so wäre doch dann ihr Leid zu End. Sie konnte nicht mehr stehen, sie mußte niederstürzen in den Bohnen, der Boden wankte unter ihr, schwarz ward es um Augen und Seele, als ob man ein großes Leichentuch um beide geschlagen hätte.

Also so ging es ihr jetzt, jetzt sollte sie das Unglück alleine entgelten, sollte den armen Leuten abbrechen, sollte es sie entgelten lassen, wessen sie sich doch so gar nichts vermochten. Das dünkte sie eine große Sünde, daß man ob der Armuth wieder ersparen wolle, was menschliche Bosheit und eigene Schwachheit gefehlt hatten sie doch selbst oft darüber sich aufgehalten, daß es zunächst immer die Armen entgelten müssen, wenn

ein Reicher einen Verlust erleidet, indem man zuerst immer den Armen abschneidet ehe man sich selbst etwas entbehrliches abbricht, und jetzt sollte es bei ihnen auch gerade so zugehen? Und was trug das ab? Eine Kleinigkeit, während man da, wo man das Zehnfache erübrigen konnte, alles im gleichen Trappe gehen ließ, und sich keinen Zoll breit ändern konnte. Dublonen ließ man fahren, und wegen einer halben Krone mußte sie Worte hören, daß sie meinte, man habe ihr Leib und Seele ab einander. Sie sehe jetzt, daß keine Liebe zu ihr mehr da sei, daß sie der Sündenbock sei, der alles ausessen sollte, was andere eingebracht. Hatte sie nicht gewarnt, gemahnt, aber man achtete sich ihrer nicht, glaubte ihr nichts, und jetzt sollte sie es alleine entgelten. Wenn noch ein Funke von Liebe zu ihr da wäre, so wäre man nicht so gegen sie. Und ging dann etwa die Sache alleine aus Christens Gut, hatte sie nicht auch eingekehrt, daß es wohl ein Almosen ertragen möchte! Ja wenn sie eine bräuchige Frau wäre oder eine hoffärtige, oder eine die gerne im Sessel säße, so wäre es noch eins, aber ringsum sei keine, die mehr eingebracht und mehr schaffete, und da möchte sie doch wissen, ob es ihr nicht auch etwas für ihre Freude ziehen möchte, und armen Leuten zu helfen sei einmal ihre Freude, und sie möchte wissen, ob das nicht besser wäre, als Hoffart und Märit laufen? Und je mehr sie weinte, um so voller ward dem armen Knechtli das Herz, daß es sie dünkte, es müsse zerspringen und es wolle die Seele oben zum Kopfe hinaus. Schwere zornige Wolken wälzten sich über ihr Gemüth; forlaufen, scheiden, klagen, aufbegehren, auspacken, wüsthun, eins nach dem andern kam, und eins nach dem andern ging, vor dem einen schämte sie sich der Leute

wegen, das andere wollte sie nicht um der Kinder willen; aber wie das Feuer das Wasser verzehrt, und das Rasse trocknet, so verzehrte der Zorn das Leid, und trocknete die Thränen, und als sie merkte, das man sie suche ums Haus herum, da war es in ihrem Gemütthe, wie es oft nach einem Gewitter am Himmel ist; es regnet nicht, es donnert nicht, aber es scheint auch die Sonne nicht, trüb und trogig sieht es am Himmel aus, und was werden will; weiß kein Mensch. Wie sie merkte, das die Suchenden sich entfernt und Niemand mehr hinter dem Hause sei, verließ sie ihren Kuppwinkel und erschien im Hause, wie ein kluges Weib es so wohl versteht, das es mitten unter den Leuten ist, und keiner sagen kann, wann und woher es gekommen.

Die Kinder fühlten wohl, das etwas nicht gut sei, aber keines frug nach der Ursache und jedes ging so bald wie möglich der Ruhe zu.

Christen rauchte wie üblich seine Pfeife vor dem Hause, und wo er einmal saß, da stand er nicht gerne auf, und wie gerne er auch im Bette gewesen wäre, so war es ihm doch so zuwider daran hinzugehen, das er bis nach Mitternacht sitzen konnte, ehe er zum Entschlusse kam. So saß er auch diesmal lange und alleine draussen, und vielleicht nicht bloß aus Gewohnheit, sondern wahrscheinlich war es ihm auch, wie es jedem Menschen ist, wenn er sich einem Menschen nähern soll, von dem er weiß, das er beleidigt ist, aber nicht weiß, ist er streitbereit, oder friedfertig, während man selbst den Muth noch nicht gefaßt hat, offen und ehrlich den Frieden zu begehren.

Endlich suchte er doch das Bett. Er war der Letzte, er betete sein Unser Vater, aber alleine, Kanneli betete

nicht mit. Als er fertig war, wartete er eine Weile; Kanneli blieb stumm, er wußte nicht schlief sie, oder wachte sie; das erste Wort konnte er nicht reden, die Frage: Schläfst? hatte er zehnmal im Halse, aber dort blieb sie, er legte sich schweigend nieder. Es war das erste-mal, daß sie sich nicht gegenseitig b'segneten mit dem frommen Wunsche: Gute Nacht gebe dir Gott.

Kanneli hatte nicht geschlafen, aber auch sie wollte nicht zuerst reden. Christen wars, der gegen sie so gräßlich gefehlt; an ihm war das erste Wort, und auf dieses erste Wort wartete sie; aber ob sie mit ihm Frieden machen wollte oder nicht, das wußte sie nicht, aber sagen wollte sie ihm, was ihr fast das Herz zerreißen und was sie nicht ertragen konnte, wenn es so gehen sollte.

Als Christen betete: vergib mir meine Schulden, wie ich auch vergebe meinen Schuldner, da dachte sie: ob er wohl an die Schuld denke, welche er heute gegen sie gemacht. Als er gebetet, erwartete sie seine Rede; als er aber schwieg, als er sich zum Schlafen legte, ohne Wunsch, und ohne Segen, da sagte sie zu sich selbst: so, ist das so gemeint; jetzt ist's fertig! Kann der seine Sünden nicht mehr bekennen, so bin ich ein armer Tropf, aber so ganz untern thun lasse ich mich nicht. Kanneli dachte wunderbarer Weise gar nicht daran, daß es heiße von Sünden vergeben, sondern hatte nur bekennen im Kopf, und daß dieses bekennen Christen zukäme; und weil er es nicht that, so sah sie darin eine neue Schuld, eine Schuld, die sie gar nicht bezahlen konnte; und als Wunsch und Segen noch au-abließen, da war es ihr, als sei zwischen ihr und Christen ein weiter und tiefer Graben, über den keines Menschen Fuß kommen könne, zu keinen Zeiten mehr. Man dymal war es ihr, als müßte sie reden, als sei

alles gefehlt, wenn sie einmal in Groll und Kergerniß niedergegangen und die Sonne darüber aufsteigen ließen; aber solche Regungen wurden immer wieder unterdrückt, durch den trotzigcn Muth, daß sie einmal zeigen müsse, sie nehme nicht alles an, wolle nicht alles ausbaden, was andere angerichtet, lasse nicht mit sich umgehen, als ob sie ein Waschlumpen wäre, oder als wäre sie mit leeren Händen gekommen.

Selbe Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen aber auch keine Reue in ihr Herz. Als kaum der Morgen graute, stand sie auf, nur um Christen nicht etwa: Guten „Tag gebe dir Gott“ wünschen, oder ihm auf seinen Wunsch danken zu müssen. Und das war wiederum der erste Tag, den sie ohne Wunsch und Segen begannen. Trübselig und wortlos verstrich er, und als der Abend kam, da legte zuerst Christen sich nieder. Ihn verlangte nach der Stimme seiner Frau, die er den ganzen Tag über nicht gehört, und es war ihm unwohl dabei geworden, denn sie war ihm lieb, und er hatte die Rechnung gemacht, daß wenn sie schon gegen die Armen viel zu gut sei, und mit ihnen viel unnütz verbräuche, und das Lumpengesindel ziehe, wie Zucker die Fliegen, so sei sie doch sonst sparsam und arbeitsam, und er könnte leicht eine haben, mit welcher er viel böser z'weg wäre, und es hätte jeder Mensch etwas an sich, das zu scheuen wäre, aber der eine minder, der andere mehr. Er wollte diesmal reden; z'tublen (schmollen) trage nichts ab, und bald dreißig Jahre seien sie im Frieden bei einander gewesen, für den Rest wollten sie keinen neuen Brauch anfangen. Wenn kam, betete, aber betete leise für sich alleine. Wenn Christen ihr nicht gute Nacht wünschen möchte, so wußte sie nicht, warum sie für ihn beten solle; so



dachte sie. Und Christen wartete sehnlich auf das Beten, wollte nachbeten, als aber kein lautes Wort kam, als Nenneli ohne Wunsch sich zum Schlafen legte, da wußte er fast nicht wie ihm war. Daß er gestern ohne Segen sich gelegt, dachte er nicht, nur an das was Nenneli jetzt that. So, ist das so gemeint, sagte er zu sich selbst, so kann ich auch anders sein, warte du nur. So von einem Fraueli lasse ich mich noch nicht kuzoniren, dafür bin ich nicht auf der Welt, und für was wäre ich der Mann, als für zu sagen, wie es gehen solle, und wenn du tublen willst, so tube meinethalb so lange du willst, einmal ich frage dich nicht, was du habest.

So stieg das Feuer auch in Christen auf, und wie es bei langsamen Naturen der Fall ist, um lange zu bleiben. Nenneli aber hatte erwartet, Christen werde fragen, warum sie nicht bete, dann wolle sie ihm so recht auspacken. Als nun Christen nicht fragte, nichts sagte, da dachte sie bei sich selbst: He, nun so dann, wenn du es so haben willst, so habe es; aber daß du so ein wüster wärest, und daß du mich so wenig lieb hättest, das hätte ich nicht geglaubt; und nicht viel fehlte, es wäre ein heftiges Weinen über sie gekommen, so voll ward ihr auf einmal das Herz. Aber der Zorn ward Meister, und trieb, was im Herzen war, als heiße Dämpfe in den Kopf hinauf.

So begannen beide erbittert die Nacht, standen am folgenden Morgen wortlos auf, und eine traurige Zeit begann für das Haus.

Sobald ein Groll im Herzen bleibt und sich setzt, wird dieses Herz selbstständig. Sein Gesicht; oder  
 ······ Kreis verengt sich. Wie die Spinne  
 ······ Fliegen zu erfassen vermag, welche in den Ver

reich ihres Reges kamen, so vermag der Groll nur die Dinge zu empfinden, welche ihn berühren; alles Andere ist für ihn gar nicht in der Welt, er sieht es nicht, er riecht es nicht, und naht es sich fühlbar, so stößt er es jornig zurück. Wo in einem Herzen die Harmonie zerstört wird und ein Gefühl die Oberhand gewinnt, da tritt Beschränktheit ein, und wie Archimedes in seine Berechnungen vertieft, die Einnahme seiner Vaterstadt nicht gewahrte, so fasset ein so recht innig Grollender kaum, wenn sein eigen Haus brennt, und ein hart Leidender es kaum, wenn tausend Andere in seiner Nähe wimmern und webern würden.

Redet mit einem Liebenden von Brand und Wasser-noth, die Tausende unglücklich gemacht, um so mehr freut er sich seines Glückes, wenn er euch nämlich hört. Redet einem Mißvergnügten von einer glücklichen Erndte, welche der Noth von Tausenden ein Ende gemacht, er verflucht den Segen Gottes, weil er Andere zufrieden gemacht. Redet einem Jornigen von der Sanftmuth unseres Herrn, so gibt er euch eine Ohrfeige, wenn er nämlich fasset, was ihr redet. Laßt einen Regenten eitel sein, so benutzt er den Staat ungefähr wie eine Dame ihr Schmuckkästchen; die Folgen sieht er nicht, wie nahe sie auch liegen, und zwischen monarchischen und republikanischen Regenten ist hierin kein anderer Unterschied als zwischen einem Tropf und dem andern Tropf.

Laßt eine Leidenschaft überhaupt im Herzen eines Menschen sich ansetzen, so wird sie euch gleich einem losgebundenen Element, das Alles verzehrt, was in sein Reich kömmt, und erst in sich zusammen Ankt, wenn Alles verzehrt ist, wenn es keine Nahrung mehr findet. Laßt Eheleute dauernd grollen, so nimmt nicht

mit das ganze Haus diese Färbung an, wird unheimlich, sondern alle Interesse gehen in diesem Grolle auf, alle Gefühle verlieren mehr und mehr ihre Kraft, und wie die Gedanken an diesem Grolle unausgesetzt nagten, so verlieren sie ihre Schärfe für alles Andere; ja, es ist fast als ob sie auch die Augen schwächten, daß sie das Nothwendigste nicht mehr sehen, für das Liebste keinen Sinn mehr haben. Diese Zustände wachsen so allmählig, man weiß nicht wie; denn, wie gesagt, der Teufel geht nicht immer umher wie ein brüllender Löwe, sondern sehr oft auch als ein schleichender, und die Hölle hat viel Aehnlichkeit mit einem Ofen, sie wird nicht auf einmal glühend, sondern zuerst nur lieblich warm.

So ging es auch dem armen Ehepaar. Wohlverwahrt trugen sie ihren Groll in ihren Herzen, ließen ihn anfangs nicht unter die Leute, blieben bei ihren angeerbten Sitten, und anständig ging es zu, wie vorhin. Aber erpresß verkaufte nun Christen seine Ruhe nicht, erpresß hielt er nicht weniger Leute, förderte die Arbeit nicht rascher, sondern alles eher das Gegentheil; und Aenneli, weil sie dieses sah, so ward sie nur um so freigebiger, und hieß manche Frau vor Christens Thren bald wieder kommen. So tropte eins dem andern, während keines die 5000 Pfund vergaß, und jedes meinte, sie sollten wieder erhuset werden; aber jedes meinte, auf anderem Wege, und je weniger das Guseu vorwärts wollte auf diese Weise, um so mehr wuchs die innere Mißstimmung. Diese wurde zuerst fühlbar den Kindern. An allen ihren Angelegenheiten nahmen die Eltern immer weniger Theil, achteten sich derselben kaum, die Kinder konnten gehen und kommen, weder Vater noch Mutter fragten, woher, wohin?

Schlechten Kindern ist das recht, guten Kindern aber hat es etwas unbeschreiblich unheimliches.

Wenn Annelisi sonst heim kam von irgend einer Lustbarkeit, so hörte die Mutter gerne erzählen, wie es zugegangen, wer zugegen gewesen, und lockte wohl durch Fragen hervor, was Annelisi gerne sagte. Dann ließ sie Worte fallen über diesen Burschen und jenen Burschen, daß die Tochter wohl merken konnte, wer als Schwiegersohn willkommen wäre, und wer nicht. Solche Gespräche waren auch die beste Gelegenheit, über Nebenbuhlerinnen sich zu beschweren und der Mutter zu sagen: „Nein aber Mutter, einen neuen Kittel muß ich nothwendig haben. Es sind Weitschi da gewesen, wo sie daheim mit den Zinsen noch genug zu thun haben, aber einen so schlechten Kittel, wie ich einen habe, hat keins angehabt. Und Göllerketteli habe ich nur die, welche ich erhalten, als mir der Herr erlaubt hat; und die sind so leicht und altmödisch, es trüge leicht eine hoffärtige Magd sie nicht.“ In solchem Zusammenhang hatte die Mutter wider neue Anschaffungen am wenigsten, und wenn die Mutter einmal ja gesagt hatte, so sagte der Vater seinem Annelisi nie nein. Das ward auf einmal anders.

Es gab allemal saure Augen, wenn es irgend wohin wollte. Kam es heim, und wollte mit einem Bericht des Erlebten wieder gut Wetter machen, so schwieg die Mutter oder sagte, sie möge des G'stürms nicht, und ehemals seien die Mädchen daheim geblieben, und hätten den Eltern etwas abgenommen, statt in der Welt jeder Lustbarkeit nachzufahren, wie die Vögel dem Hirs. Und wenn es etwas vom Anschaffen sagte, eine Kappe gerne gehabt hätte oder ein Gloschli, so feuszte die Mutter, und schwieg, oder sagte: wenn es

etnmal fehle, so komme gerne alles zusammen und helfe einander um einen zu Boden zu machen, und sie hätte geglaubt, es hätte mehr Verstand als so. Wenn es dann weinte, weil es der Mutter nichts mehr treffen könnte, und der Vater fragte ihn zufällig: was plärest aber? und es antwortete: Es mache es Niemand mehr recht, und Freude sollte es keine mehr haben; es erleide ihm so dabei zu sein, und zuletzt nehme es den Ersten, den Besten, nur um fort zu kommen, so antwortete ihm der Vater: „He nun so denn, so nimm, und komme dann mir brav Ehesteuer zu fordern, es geht in einem zu. Es ist besser auch, man mache gleich hinter einander fertig, so weiß man doch auch, woran man ist.“

Das that dann Annelisi grausam weh. Es war ein gutes Kind und liebte seine Eltern; aber daß es das Unglück allein entgelten und nur für andere Menschen auf der Welt sein sollte, das meinte es doch auch nicht. Wie der Bauernsohn gerne ein Bauer wird, warum sollte die Bauerntochter nicht auch gerne eine Bäuerin werden? Es ist nicht nur wegen dem Manne selbst, der doch auch allerdings nicht zu verachten ist, sondern wegen dem unabhängigen Regiment, das eine rechte Bäuerin führt, und der Achtung, in der sie steht; denn eine rechte Bäuerin, deren es im Kanton Bern viele gibt, und welche die Sonnseite des Bauernlebens sind, ist die Mittlerin des Hauses zwischen Gott und Menschen, ist die sichtbare Vorsehung in allen leiblichen Dingen. Und jetzt sollte Annelisi keine werden, weil der Vater 5000 Pfund verloren und eine Ehesteuer ihm zu hart ankam! Das that ihr weh.

Der älteste Sohn war empfindlicher Natur, und hatte er schon vorhin hie und da geglaubt, man hätte

nicht genug Rücksichten für ihn, so geschah das jetzt noch viel öfters, und nicht immer mit Unrecht. Früher sah der Mutter Auge jede Veränderung in jedem Gesichte, und wo sie eine bemerkte, da traf sie Vorsorge. „Christeli, ich habe dir heute Tranke angerichtet, du gehst nicht aufs Feld“, so sagte sie, und im halben Tag rief sie ihn ins Stübli, wo sie ihm etwas Meisterloses z'weg hatte, damit er nicht an der harten Speise der Arbeitenden sich noch mehr verderben müste. Und wollte es nicht bald bessern, so sagte sie, man wird zum Doktor müssen, und manchmal sagte sie sogar, es wäre gut er käme selbst, er könnte dann selbst sehen, wo es dir fehlt; so mit dem Brichten breicht (trifft) man es nicht allemale recht. Nun ging diese Aufmerksamkeit verloren; die Mutter frug ihn viel seltener: ob ihm etwas fehle; und wenn er es manchmal zu merken gab, mit Nichteffen oder Berzen, so war sie im Stande zu sagen: „Du mußt nicht so nöthlich thun, es wird schon bessern; je mehr man sich achtet, um so mehr thut einem weh.“ Und wenn er liegen mußte, und meinte er sei recht übel z'weg und vom Doktor redete, so war der Vater im Stande zu sagen: Man könne nicht das ganze Jahr durch einen für ihn auf der StraÙe haben; des Dokters hätte er doch bald satt, er hätte jetzt sein Geld für andere Sachen zu brauchen; aber je nöthiger er es hätte, um so mehr begehrt die Andern zu brauchen. Solche Reden gingen Christen tief ins Herz. Es dünkte ihn, nicht länger als er noch leben werde, sollten sie es ihm gönnen; aber es gehe ihnen noch zu lange, und sie möchten nicht warten, bis er weg wäre. Es kam ihn manchmal an, wenn er nur heute sterben könnte, damit sie sich so recht ein Gewissen machen müßten. Es würde sie doch wohl z'plären thun, wenn

sie mit ihm z'Chilchen müßten und denken, sie hätten besser zu ihm sehen können, er lebte noch, wenn sie das Geld für den Doktor nicht gereut hätte. Und wiederum kam ihn das Weiben an, damit er Jemand hätte, der zu ihm sehen würde und für ihn thun, was er mangelte. Dann strich er umher, besuchte Orte, deren er sich eigentlich hätte schämen sollen, ließ Geld aufgehen in den Wirthshäusern, daß männiglich meinte, er werde bald verkünden lassen; aber plötzlich verleidete es ihm wieder, sah kein Mädchen mehr an, rührte keinen Wein mehr an, wollte wiederum sterben.

Weitaus am meisten litt darunter der jüngste Sohn, Resli. Die Mutter hatte ihm früher oft gesagt: „Resli, je früher du mir ein Söhnisweib bringst, um so lieber ist es mir; aber drei Sachen achte dich wohl, nimm eins, das sich wäscht, aber nicht nur oberhalb des Göllers, sondern auch unterhalb; eins, das Alles anrühren darf und die Saumelchern nicht scheut; und eins, dem man nicht zweimal die Zeit wünschen muß, ehe es einmal danket. Ich bin froh an die Ruhe zu stellen, und wenn du mir so eine bringst, so soll sie nicht über mich zu klagen haben.“

„Freilich“ sagte Resli: „Mutter, es pressirt mir nicht.“ Aber er redete doch gerne mit der Mutter über die Weitscheni, und hörte, was sie für einen Trumpf hatte für dieses oder jenes, und was sie von dessen Familie wußte bis zur Großmutter hinauf. Denn Resli hielt gar viel auf dem guten Namen, und wollte nur eine Frau „von braver Familie nahe“. Er wollte nicht, daß man den Kindern die Eltern vorhalten könne, und hielt eben so viel auf ehrlichem Gut, und eine mit ungerechtem Gut hätte er nicht mögen, und wenn sie einen ganzen Kässpucher voll Dublonen gehabt hätte, und

dazu es Wynnell, wie wenn man es apparti tanglet (inetet) hätte.

So ein junger Kerli weiß aber, wenn die Mutter es ihm nicht sagt, nicht, was in einer Familie vorgegangen und was ihr anhanget; er sieht bloß, wie das Meitschi thut, und sehr oft sieht er auch dieses Thun durch eine Brille. Und wenn er auch einsieht, wie dumm es thut, so meint er noch sehr oft, aus einem Meitschi, das dumm thut, gebe es eine Frau, die geschaidt thue — aber ohä!

Es ist daher einer glücklich, wenn er eine Mutter hat, mit welcher er vernünftig über die Meitschen reden kann, und die nicht meint, das Himmelreich bestehe in einem Geldsack, und wenn ihr Sohn schon eine dumme Frau kriege, so mache es nichts, weil er geschaidt für zwei sei.

Mehrere Jahre hatte Kesli bereits in der Welt gelebt, und hatte schon an viele Mädchen gedacht, hatte schon manchmal g'werweiset: will ich dieß oder will ich jenes; das wäre reicher, das wäre schöner, das wäre lustiger, und jenes e Werchadere vom Tüfel; aber noch keines hatte er angetroffen, bei dem er in sich selber dachte: Das will ich und kein anderes, und wenn ich das nicht haben kann, so will ich gar keins, und wer weiß, vielleicht hänge ich mich noch.

Da war einmal ein schöner Sonntag, und es dünkte Kesli, er möchte auch einmal baden. Er machte sich z'weg, steckte eine schöne Rose auf den Hut, legte das schönste Halstuch um und sagte, man solle Abends zum Essen und Füttern nicht auf ihn warten, man wisse nie, was es gebe und säume sich manchmal ung'finnet.

Gleich nach dem Mittagessen ging er alleine; denn sein Bruder hatte gerade seine franke Laune und einen



Knecht so gleichsam als Sicherheitswache mit sich nehmen, wie es oft geschieht, der dann mit des Meisters Sohn tzt und trinkt, sich aber auch für ihn schlägt und prügeln läßt, das möchte er nicht.

Es war ein heißer Tag, der Staub lag Hand hoch auf der Straße, und als Kesli aus dem Bade kam, dünkte es ihn, er sei ein ganz neuer Mensch, er hätte Flügel und könnte fliegen über Berg und Thal. Zwei lustige Geiger riefen zum Tanze, und rasch hörte er die genagelten Schuhe den gygampsenden (auf- und niedergehenden) Boden stampfen. In langsamer Ruhe stieg er die Treppe auf, trat unter die Thüre, sah im öden Saal ein halbes Duzend Paare dampfen und stampfen und ein Duzend Mädchen an den Wänden stehen, welche auch gerne gezeigt hätten, wie sie ihre Kittel schwingen könnten, und wie sie das Stampfen erleiden möchten, auch wenn es auf ihren eigenen Füßen (Füßchen kann man nicht wohl sagen) stattfinden sollte.

Kesli gehörte nicht zu den weichen Herzen, die sich aller verlassenen Mädchen erbarmen, die meinen, wenn ein Mädchen tanzen möchte oder sonst etwas, so hätte sie der Herrgott appart dazu geschaffen, des Mädchens Wunsch zu erfüllen. Zudem ist es bei uns zu Lande nicht so mit einem Tanze abgethan, so daß, wenn der Geiger den letzten Strich thut, man das Mädchen flüßern (halb fliegen) lassen kann, unbekümmert, in welche Ecke oder an welche Wand es geräth, wie es unter den heutigen Zierbengeln Mode wird. Reicht ein Bursche einem Mädchen zum Tanze die Hand, so steigen in demselben gleich ein Fuder Hoffnungen auf. Zuvorderst steht eine Halbe Wein, welche der Tänzer kommen läßt, hintendrein kommt Essen, ein schönes Schnäffell Bratiss, dann eine schöne Seimfahrt, und endlich ein lustiger

Hochzeitstag. Das freigt Alles auf, sobald ein Mädchen eine Hand zum Tanzen kriegt, und so eine Hand ist gleichsam der Schlüssel zu einem Schranke, der voll Herrlichkeit ist, und der einem aufgeht, sobald man mit dem Schlüssel recht umgeht. Wenn aber nach ein oder zwei Tänzen sonder Komplimente ein Bursche seine Tänzerin fahren läßt, so versinken auf einmal alle diese Hoffnungen, und aschgrau wird es dem Mädchen im Herzen, wie es uns Allen würde, wenn wir das Morgenroth gesehen hätten, und nach dem Morgenroth käme keine Sonne, sondern wiederum die Nacht.

So täuschte nun Resli nicht gerne, und für etwas mehr als höchstens einen Tanz, war ihm keines der Mädchen anständig. Er forderte daher einen Schoppen für sich alleine, und setzte sich an den Schenktisch, unbekümmert um die ärgerlichen Augen, die wie Fliegen und Wespen seine Ruhe gern gestört hätten. Aber Resli trank kaltblütig seinen Schoppen, und dachte, wenn nichts besseres kömmt, so trink ich aus, und gehe.

Und wie der Böse kommen soll, wenn man an ihn denkt, so kömmt in guten Stunden uns auch der Engel vor die Augen, an den gerade unsere Seele dachte.

Wie Resli auffah, sah er ein Mädchen am Eingange stehen, von ganz anderem Schlage als die Mädchen drinnen an der Wand. Es war nicht reich gekleidet, nicht so handgreiflich schön, wie man es auf dem Lande liebt, aber auf den ersten Blick sah man, daß da etwas Rechtes sei, und aus einem berühmten Hause; der Glanz der Züchtigkeit und Reinlichkeit, in welchem das Mädchen so gleichsam gebadet war, gab ihm fast etwas stolzes, daß keiner der Bursche, die da waren, sich an ihn wagten. Resli fühlte sich auch Etwas, und glaubte nicht, daß für ihn leicht eine zu

vornehm sei, und wenn ihm auch das Mädchen fremd war, so dachte er doch: fragen werde nicht z'tödten gehen. Darum stand er auf und frug das Mädchen, ob sie einen mit einander haben wollten? Und das Mädchen sagte, es sei ihm recht.

Mehrere Tänze tanzten sie im weiten Saale, so gleichsam der König und die Königin unterm gemeinen Volk, und sie hatten je länger je größern Gefallen an einander; das ging zusammen, so rund und sittig, so rasch und richtig, daß es jedes von ihnen dünkte, so wohl hätte das Tanzen ihm noch nie gefallen, und noch mit Keinem hätte es so fortkommen können, wie pfeifen. Nach einigen Tänzen sagte er, er möchte eine Halbe zahlen, wenn es kommen wollte. Das Meitschi sagte zuerst, es sei nicht nöthig, es sei nicht durstig; indessen wehrte es sich doch nicht halb so, wie manches Stüdi, das wenn es von weitem Wein riecht, schon die Finger zu schlecken anfängt, bis an den Ellbogen, sich aber doch, wenn Jemand es zum Wein führen will, erst reißen läßt, bis ihm irgend ein Bein im Leibe kracht.

Man sah dem Mädchen an, daß Kesli ihm wohl gefiel, und eben weil es hier fremd war, und es wohl sah, daß Kesli es auch nicht kannte, so ließ es sich um so unbeachteter gehen, und verschanzte sich nicht hinter die übliche zähe, einsylbige Sprödigkeit. Als sie am Wein saßen, und die Stubenmagd fragte: Ob sie noch etwas zu essen bringen solle, da befahl Kesli gleich vom Besten was sie hätten. Aber da redete das Mädchen auch, und sagte, ein Glas Wein zu trinken sei ihm recht gewesen, aber essen möge es nicht, sein Vater werde bald kommen, und es abholen, sie hätten weit heim.

Kesli gebedrödete sich aber auch als einer, der wußte,

wer er war und sagte der Stubenmagd: Sie hätte gehört, was er befohlen, und dem Meitschi sagte er: Es soll sich doch nicht eigentlich (Komplimente) machen, auf ein Paar Bagen mehr oder weniger komme es ihm nicht an, und wenn der Vater käme, so sei immer Jemand, der esse, was gekochet sei. Wenn es ihm aber recht sei, so wollten sie noch ein Paar mit einander haben, bis das Essen komme; er hätte noch kein Meitschi angetroffen, mit dem sich ihm das Tanzen besser geschickt. Das Meitschi sagte nicht ab, und nun tanzten sie wieder, daß man ihnen die Herzenslust von weitem ansah, und die Kunde bis in die Küche drang, es tanzten zwei oben ganz b'sunderbar, man hätte noch nie so was gesehen, und ein Kuchimus nach dem andern streckte mit zurückgehaltenem Kuchischurz seine schwarz angeloffene Nase neben den Thürpfosten durch in den Saal.

Noch zwei Tänze tanzten sie, nachdem das Stubenmeitli das Essen auf den Tisch gestellt, und ihnen immer gewunken, von wegen weil es kalte. Aber es war Kesli, als könne er das Meitschi nicht aus dem Arm lassen, und wenn er es lasse, so entschwinde es ihm, und er sehe es nie wieder. Endlich führte er es doch zum Tische, und das Meitschi ließ sich führen; freilich sagte es, es sei unverschämt, und es wolle seinen Theil bezahlen, es thäte es nicht anders. Es sei nicht da hinaufgekommen, um zu schmarozen, aber der Vater hätte eine Verrichtung gehabt, und es unten Langeweile, darum habe es dem Tanz zusehen wollen, damit die Zeit fürgehe. Daß es selbst hätte tanzen können, sei ihm viel zu gut gegangen, und darum wolle es ihn jetzt nicht noch in Kösten bringen. Vom Geiger wolle es nichts sagen, aber an der Uerti zahle es seinen Theil; wenn er das Geld nicht zu scheuen brauche,

so sei es denn nicht, daß andere Leute nicht auch welches hätten und es brauchen dürften. Es nahm Kesli Wunder, wer das Meitschi sei, und das Meitschi wer Kesli sei, und sie schlugen beide auf den Stauden herum, aber ein jedes wollte erst hören, wer das andere sei, und ob die Bekanntschaft zulässig sei, ehe es herausrückte aus seinem Infognito. So gelang keinem sein Vorhaben. Es dünkte Kesli wunderbar, daß das Meitschi nicht war wie andere Meitschi. Er hatte nach der Berrichtung des Vaters gefragt, und hatte vernommen, er suche Holz, um etwas zu bauen. Er hatte gefragt, ob das Haus ihnen zu klein sei? Jetzt hätte das Mädchen Gelegenheit gehabt, aufzuzählen, wie viel Zucharten Land sie hätten, und wie viel Garben sie machten, und wie viel Klasten Heu sie alle Jahre dem Küher geben. Aber von diesem allem vernahm er nichts, sondern bloß, daß das Haus ihnen gar unfomod sei, und der Stall sehr böß. Es wollte ihm nichts rühmen, wie er es auch darauf anlegte, nicht einmal wie viel Schweine sie hätten, vernahm er. Darum vernahm das Mädchen auch nichts. Er rühmte sonst gerne ihre schönen Koffe, wie manches sie hätten, und wie viel sie für jedes hätten lösen können, aber jetzt hätte er es bei Leib und Leben nicht sagen können, wie oft das Meitschi ihm auch Gelegenheit dazu gab. Es kam ihm vor, als ob das Rühmen ihn in den Augen des Meitschis hinuntersetzen würde, und daß der am meisten sich rühme, der den Ruhm am meisten nöthig hätte. Während sie so mit einander worteten, und keines sich verathen wollte, kam das Stubenweilli mit der Nachricht, der Vater sei unten und lasse befehlen, daß es alsobald hinunterkomme. Sage ihm, ich komme gleich, sagte das Meitschi, stund aber nicht

auf, machte mit Kesli Gesundheit, wortete wieder, und bald wars, als ob des Vaters Bescheid vergessen wäre.

Da kam das Stubenmeitli noch einmal und sagte: Der Vater lasse befehlen, daß seine Tochter auf der Stelle kommen solle, sonst fahre er alleine, man könne die Koffe nicht einen ganzen halben Tag an den Bäumen stehen lassen. „Laß du ihn fahren, sagte Kesli, ich begleite dich dann heim, wenn du nichts darwider hast.“ Da ward das Mädchen roth und sagte: „Nein, das will ich jetzt nicht; aber dankeigist, und behüte dich Gott,“ und somit gab es Kesli die Hand. Kesli nahm sie, und wollte noch etwas sagen, und das Meitschi wartete darauf. Aber das rechte Wort kam Kesli nicht. Da stürzte die Magd hinein und rief: „G'schwind, g'schwind, dr Alt ist scho usg'hoctet! „Adie wohl“, rief das Mädchen, und riß sich los. „Wart doch, los doch“, rief Kesli, aber das Mädchen war schon auf der Treppe, und frug auf derselben im Fluge das Stubenmeitli: „Was ist das für e Bursch?“ „Ich weiß es nicht, sagte dasselbe, ich kenne ihn nicht, er ist noch nie da gewesen.“ Da ging stille das Mädchen aufs Wägeli, stille hörte es die Vorwürfe des Vaters, stille fuhr es mit ihm dahin; es war ihm, als fahre derselbe mit ihm ins weite öde Meer, wo keine Freude, keine Lust mehr sei, nichts als Herzeleid und lange lange Zeit, bis man sterben könne.

Kesli war ganz verduzt gestanden, und als er zum Fenster trat, um nach Wägeli und Vater zu sehen, ob er sie vielleicht kenne, sah er nur noch die hinter ihnen aufwirbelnde Staubwolke. Da that es ihm im Herzen weh, und er konnte nicht aufhören in den Staub zu sehen, hoffend, der Wind möchte kommen, und den Staub verjagen, noch einmal könnte er das

Meitschi sehen; und lange war Staub und Bägeli verschwundert, und immer noch sah Kesli ins Weite, und immer wirser (mehr weh) that es ihm im Herzen. Es dünkte ihn da, wie wenn ein Mühlstein darauf läge, und der Staub biß ihn in den Augen, wie noch nie. 1000 Pfund reuten mich nicht, dachte er, wenn ich wüßte, wer die wären. Als er dieses dachte, merkte er hinter sich das Stubenmeitli. „Mach mir die Uerti“, sagte er rasch, als ob er fürchtete, dasselbe lese an seinem Rücken die Gedanken in seinem Herzen. „He, es ist 25 Bagen“, sagte dasselbe. Während es das dargelegte Geld nachzählte, dünkte es Kesli, er möchte doch noch etwas wagen, und sagte: „Was sind das für Leute gewesen?“ „Das ist der Dorngrütbauer, er wohnt da in den Dörfern unten, exakt in welcher Gemeinde weiß ich nicht, aber es soll ein gar grusam Reicher sein. Du hast dich aber überzählt, es sind 2 Bagen zu viel, 25 Bagen habe ich gesagt und nicht 27.“ „So behalte sie, sagte Kesli, ich begehre sie nicht wieder.“ „Du bist ein seltsamer Bursch, sagte das Stubenmeitli, die Meisten wollen mir zu wenig geben, und du gibst mir zu viel. Aber ich will es nehmen, ich mangle es übler als du, und du sollest Dank haben z'tausend Malen. Aber weißt du, was ich noch lieber möchte als die zwei Bagen?“ „Nein“, sagte Kesli. „Einen mit dir haben, möchte ich, du kannst es b'sunderbar wohl. Willst?“ „He, meinetwegen, öppe einen“, sagte Kesli. „He nu so de Syger, so mach denn fry e lustige, aber g'schwind. Sonst wenn die Wirthin merkt, daß ich tanze, so kommt sie, und nimmt mich bei den Züpfen, sie ist heute aber gar eine böse, und ich will lieber, sie komme nicht dazu.“ Nun gings Tanzen los, und das Meitschi ward selig, that Sprünge wie ein junges Böcklein,

vergaß aber doch nicht, trotz seines Glückes in einer Pause zu fragen: „Woher kommst du?“

Da dünkte es Resli erst: Wenn seine erste Tänzerin nicht wisse, woher er komme, so brauche es die gegenwärtige auch nicht zu wissen; aber bald besann er sich eines Bessern, und gab seinen Stammsitz an; denn wäre es nicht möglich, daß man hier ebenfalls nach ihm fragen würde?

„So bist du der, sagte das Stubenmeitli; ich habe viel von Liebiwyl gehört, bin aber noch nie dort gewesen. Des Dorngrüter Bauerntochter hat gefragt, woher du kämest, aber was man nicht so weiß, kann man nicht sagen. (Man fragt im Emmenthal meist: Woher bist, statt wer bist, da nach alt-adelicher Sitte die Menschen bekannter sind unter dem Namen ihrer Höfe, als denen ihres Geschlechts.) „Soll ich dir noch eine Halbe holen? Du wirst doch nicht schon fort wollen, du kämest ja Tags heim!“ „Nein, ich mag nicht mehr trinken“, sagte Resli. „So mußt du noch einen mit mir haben“, sagte das Stubenmeitschi, und nach dem einen wollte es noch einen und noch einen, gab was Resli sagen mochte; und wer weiß, wie manchen Resli noch hätte haben müssen, wenn nicht die Wirthin unter der Thüre erschienen wäre, um das arme in seine Privatgeschäfte vertiefte Meitschi zu suchen. „So, bist du da, du donnstig Bubennarr, was du bist; wohl, dir will ich!“ rief sie mit klebriger Stimme in den weiten Saal durch Geigen und Stampfen mitten hindurch, daß das arme Mädchen zusammen fuhr, wie von einem großen Dorn gestochen, sich umsah und mit einem Satz zur Stube ausfuhr, als wenn es schrittlings auf dem Dylust führe.

„Bist du noch da, du donnstigs Tanzgöhl, fuhr



die Wirthin fort und richtete ihre Kanone auf den armen Kesli. Es dunkt mich, du solltest genug haben, und das andere Mal lasse mir meine Meitli in Ruhe, oder bring eine mit, wenn du tanzen willst, für solche Schmökeli habe ich meine Meitleni nicht. Oder wenn du es zwingen willst zu tanzen, so frag mich, ob ich Zeit habe? Ist denn wahr, daß du es so wohl könnest? Seh, laß mal probiren; Gyger, mach fry e styse.“ Und sonder weitere Umstände mußte Kesli mit der dicken Wirthin, welche dampfte wie eine siedende Fleischsuppe, die über einem anderhalbzentnerigen Mochen strudelt, an den Tanz. Er begann zu glauben, er sei verheret, und ihm war, wenn er nur da weg wäre; wenn nach der Wirthin noch die Köchin käme, dann das Badmeitli, nach dem Badmeitli die Hühnermutter, nach der Hühnermutter das Kindermeitschi und nach dem Kindermeitschi die Wirthstöchterin noch alle, so ginge es bis am Morgen, und was würden die Leute sagen, wenn er erst mitten im Morgen heimkäme? Da erschien zum Glück unter der Thüre der Wirth und fluchte: Es nehme ihn doch Wunder, warum heute Alles da oben sein wolle; aber wenn das nicht aufhöre, so wolle er ihm schon ein Ende machen und jage die Geiger fort. Es dünke ihn, für so eine Alte sollte sie witziger sein, und wenn eine drei Männer gehabt und vierzehn Kinder, so sollte ihr das Tanzen erleidet sein. Aber er habe schon manchmal gehört, für die Narrechtige sei kein Kraut gut als einmal der Tod. Sie solle sich abemachen, es seien Leute unten, die wollten etwas essen, und zwar auf der Stelle. „He, die werden wohl warten, sagte die Wirthin, wir haben auch warten müssen, bis sie gekommen sind.“ „Hast du's gehört, sagte der Wirth, oder soll ich dir zünden?“ „Du

„Ist ein Grobian, sagte die Wirthin, hast du es gehört, ich lasse mich nicht von dir befehlen und tanze mit wem ich will und so lang ich will.“

„Komm Bürschli, wir wollen noch einen haben“, und somit drehte sie sich, und wollte Kesli wieder fassen, aber es war kein Kesli mehr da; sie streckte die Arme in die Luft, und stand da, ungefähr wie Boths Weib gestanden sein mag. Es erscholl ein donnernd Gelächter; der Wirth sagte: „Gäll, der hat es dir gereiset!“ „Wo ist der junge Böhl“, fragte die Wirthin, sah rund in der Stube herum; aber Kesli war nirgends zu sehen. Hat ihn der Schwarze genommen? Und abermal lachten Alle, und der Wirth sagte: „Such nur.“ Die Wirthin wurde endlich verblüßt und sagte: „He nu so de. Wenn es hat sein müssen, so ist es mir allweg lieber, er habe ihn alleine genommen, als mich damit. Es nimmt mich nur Wunder, sagte sie zu ihrem Manne, warum er dich nicht mitgenommen hat, es wäre ihm in einem zugegangen, und er hat schon Manchen genommen, der am kleinen Finger besser gewesen ist, als du am ganzen Leib mit Haut und Haar.“

Während unter solchen zärtlichen Gesprächen das Ehepaar an seine Arbeit ging, hatte Kesli, der zum offenen Fenster aus auf die Laube und von da ins Freie gekommen war, schon einen Platz Weg gemacht. Bald schien's ihm, er gehe auf Rädern, bald wieder kniestief in der Erde, bald tanzte er mit dem Mädchen, bald dachte er, er hätte es zum letzten Male gesehen.

Er machte Plan um Plan, wie er zu ihm gelangen wolle, bald Nachts als Kiltbub, bald unter dem Vorwand, Kühe oder Kasse zu kaufen, oder Heu oder Stroh; so ein Baurensohn hat gar manchen Schlüssel zu andern Baurenhäusern, wenn es ihm Ernst ist,

hineinzukommen. Aber nichts gefiel Nesli recht; er erfann immer etwas Neues, und das gefiel ihm dann wieder nicht, und er war daheim, er wußte nicht wo.

Die Andern hatten schon gegessen, aber die Mutter hatte ihm sein Essen an die Wärme gestellt. Sonst war sie neben ihn gesessen und hatte ihn gefragt, wo er ausgewesen, und dann hatte ein Wort das andere gegeben, bis beide wußten, was sie wollten. Jetzt aber stellte sie ihm sein Essen dar, fragte nicht: Ist es noch warm? Sagte nicht: Du bist früh heim; sagte ihm kein Wort, ging aus und ein, als wäre er nicht da. So konnte er keine Frage anbringen, und das that ihm weh. Manchen Tag strich er um die Mutter herum, aber wenn er etwas vom Sonntag anfangen wollte, so verschloß ein mürrisch-grollend Wort ihm den Mund. Endlich glaubte er einen günstigen Augenblick erhascht zu haben, er war mit der Mutter alleine im Spycher und faßte ihr Korn für die Schweine. „Mutter, kennst du den Dorngrüterbauer?“ „Warum fragst du nach dem?“ „He, ich habe ihn letzten Sonntag gesehen.“ „Wie hast du gewußt, daß es der Dorngrüterbauer war?“ „O, ich habe gefragt.“ „Was hat dich das Wunder genommen?“ „Ho Rienerum. Aber ich habe mit der Tochter einen Tanz getanzt oder zwei.“ „Ja so, sagte die Mutter. Während man daheim für euch sorget und huset und kummert, fahrt ihr herum und läuft jedem Schlärppli nach.“ „Es dünkt mich doch Mutter, du solltest nicht über mich zu klagen haben, ich mache ja was ich kann.“ „Ja, sagte die Mutter, und läufft an den Orten herum, wo es lustig geht. Es dünkt mich, das sollte dir vergehen, wenn du sinnetest, wie wir dran sind, und der Muth zum Tanzen und Karisiren sollte dir vergehen. Aber so hat man es

mit den Kindern, wenn man sie am nöthigsten hätte, so steht ein jedes für sich und fragt Vater und Mutter nicht mehr nach.“ Darauf konnte Köbli keine Antwort mehr geben; das Herz that ihm zu weh. Die Mutter sollte doch wissen, dachte er, wie lieb er sie hätte, und daß er diese Vorwürfe nicht verdiene. Wenn es einem Bauernsohn nicht mehr ziele, einmal im Jahr zu baden und einige Tänze zu tanzen, so wäre es doch böß, und darneben sei er doch der Erste und Letzte bei der Arbeit, und wenn es gerechnet sein müßte, so gehörte ihm ein schöner Lohn heraus. Und öpfe für Wüsthun oder Schlägereien sei ja noch kein Kreuzer für ihn bezahlt worden.

Solches dachte Köbli, aber es erbitterte ihn nicht. Es war ihm immer als müßte er der Mutter und noch einer Andern zeigen, daß er besser sei, als man von ihm denke, als werde man hier oder dort nach ihm fragen, und dann solle jeder sagen müssen, einen bravern Burschen und einen, der alles besser angreife, gebe es nicht, so weit der Himmel blau sei. Und wenn ihm die Galle aufsteigen wollte, und ihn antreiben zum Wüsthun, so wars ihm, als hebe das Weitschi hinter einem Hag den Finger auf und sage: „W’hüt mi Gott vor einem Selligen.“ Dann nahm er sich zusammen und that wieder wie er dachte, daß ein Weitschi, welches gerne einen guten Mann hätte, es am liebsten sehen würde.

Aber wie viele Pläne er auch machte, auf den Dorngrüt zu gehen, er führte keinen aus. Es munterte ihn Niemand auf, und so wie es bei ihnen immer mehr ging, hatte er nicht das Herz, eine junge Frau in das Wesen hineinzuführen.

Als künftiger Besitzer des Hofes, um der Mutter zu

gefallen, und ein gutes Lob zu erhalten ringsum, hatte er geglaubt, er dürfte wohl dem Vater sich näher zur Hand stellen, dürfte ihn fragen: Wollen wir nicht an dieses oder jenes hin? Vater, bleib du daheim, wir wollen die Sache schon machen, daß es dir recht ist. Auch fragte er: „Vater, darf ich nicht mit dir z'Märit, soll ich den Aieb mitnehmen oder den Tschäg, sie sind fett und geben wenig Milch, es wäre Geld zu verdienen, und ich sollte das Handeln auch lernen?“ Dann sah und hörte der Vater einige Zeit zu, und es dünkte ihn, er sollte selbst Freude haben am Eifer seines Sohnes, und er sagte wohl einige Male zu sich selbst: Das gibt einmal ein rechter Bauer. Hätte die Erfahrung des Vaters den Eifer des Sohnes unterstützt, die 5000 Pfund wären nicht nur bald ersetzt, sondern ihr Verlust wäre durch die erzeugte Aufregung ein eigentlicher Vortheil geworden. Aber bald kamen Eifersucht und Mißtrauen über den Vater. Er meinte, Kesli sei von der Mutter aufgestiftet, und sollte jetzt den Hof führen nach ihrem Sinn, mit Hasten und Jagen und Grämpeln, wie es Vater und Großvater nie gethan. Er wollte den Sohn nicht über den Kopf sich wachsen lassen, die Leute sollten ihm nicht sagen, sein Sohn sei ein ganzer Kerli, und seit er regiere, gehe alles besser. Es sei eins ein schlechter Sohn, wenn er den Pflug nicht im gleichen Loche fahre wo der Vater. Einmal er hätte sich geschämt, regieren zu wollen, so lange der Vater gelebt, und als derselbe gestorben, habe er gebauert, wie er es vom Vater gelernt, und es wäre auch gegangen. Aber die Welt werde immer schlechter, und die Kinder verachteten ihre Eltern und ein jeder Dube wolle gescheldtet sein als Vater und Großvater. Aber so lange er lebe, gebe er den Löffel nicht aus der Hand und auch das

Hesti nicht, und man solle erfahren, wer Reister sei. Von dieser Zeit an ging es dem armen Kessli böß, und er brauchte nur ein Wort zu einer Sache zu sagen, so ging es übel, und von Allem was er sagte, that der Vater gerade das Gegentheil, und wenn er ihm eine Unerfahrenheit oder Unbesonnenheit austrupfen konnte, so sparte er es nicht, und nahm sich damit nicht einmal vor den Diensten in Acht. Wo er nur konnte, gab er ihm zu verstehen, daß er eigentlich nur noch ein Bub sei, und nichts verstünde, und noch manchen Bissen Brod essen müßte, bis er nur wüßte, was eigentlich ein Bauer sei.

Kessli verlor allen Muth, als sein Eifer ihm so übel genommen ward. War er dann laß und muthlos, so hieß es, da sehe man was mit ihm sei, wenn er die Sache mit dem Maul machen könnte, so wäre es wohl gut, aber wo es müßte ausgehalten sein, da sei er nicht daheim.

Doch dieß hätte er auch noch ertragen, er wußte gar wohl, daß man mit der Eltern Gebrechen Geduld haben solle, wenn nur diese Vorwürfe im Stillen unter vier Augen geschehen wären. Aber die Art im Hause hatte sich ganz geändert, und das war es, was ihn am übelsten plagte, und manchmal fast z'weinen that. Früher war man so besonnen mit der Rede, hütete sich, daß kein böses Wort fiel, oder wenigstens nie vor fremden Ohren; denn wenn Mann und Weib sich böse Worte geben, was sollen Kinder und Diensten daran für ein Exempel nehmen? Und muß man sich darüber wundern, wenn sie ebenfalls böse Mäuler kriegen? Darum auch war das Haus so berühmt weit und breit; denn wo Keiner dem Andern ein böses Wort sagt, da geht es im Frieden, und wo es im

— 00 —

Frieden geht, da können böse Leute ihr Maul nicht hineinhängen, und das ist eine wahre Sache.

Nun war es anders geworden.

Christen und seine Frau gaben sich manches böse Wort, und hielten sich unverblümt ihre Fehler vor. Christen hielt seiner Frau ihre Wohlthätigkeit vor, und wie diese und jene Frau eine ganz andere sei, so und so viel Eier- und Milchgeld hätte sie in einem Jahr ihrem Mann gegeben. Aber da stünden nicht immer zwei vor der Thür und warteten bis drei andere, die drinnen wären, herauskämen, um dann auch hineinzugehen. Mit einer solchen Frau sei es auch eine Freude zu hausen; da hätte man ung'sinnet immer mehr; er aber möge einnehmen so viel er wolle, so sei in Gottes Namen immer kein Geld da, es sei wie wenn der Luft dahinter wäre. Die Frau blieb nichts schuldig, und sagte, 5000 Pfund hätte sie doch nicht verliederlicht, und sie könnte manchem armen Menschen wohl thun, ehe sie nur den Zins davon gebraucht hätte, und zwischen Spizbuben und armen Leuten sei doch noch ein Unterschied, und es heiße in der heiligen Schrift nirgends, daß die einen Gottslohn davon hätten, welche Spizbuben mästeten. Sie könne nichts dafür, daß es nicht mehr Milchgeld gebe; sie kaufe und verkaufe die Kühe nicht, und misse die Milch nehmen, welche man ihr bringe. Und wenn man zu rechter Zeit jede Arbeit verrichten würde, man erhielte auch mehr und besseres Futter. Sie wüßte Männer, welche z'halb mehr auf dem Hofe machen würden.

Wenn sie dann auf ähnliche Weise mit einander gewortet hatten, so konnte sich vielleicht Christen nicht enthalten, vor Knechten und Lannern zu sagen: Es erleide ihm, dabei zu sein, und wenn seine Frau nicht

bald aufhöre, ihm die 3000 Pfund vorzuhalten, so müsse etwas anders gehen. Krennel aber weinte in der Küche vor den Mägden, und sagte: Es sei gut, daß ihre Mutter das nicht erlebt hätte; sie hätte es nicht ausgestanden, und wenn sie es jetzt sehen könnte, wie es ihr gehe, sie kehrete sich noch im Grabe um. Daß man so mit ihr umgehe, hätte sie es nicht verdient, und was sie gebe, gebe sie eigentlich aus ihrer Sache, und es dünke sie, das sollte Niemand viel angehen. Aber sie wollte, sie wäre todt, Christen könnte dann eine von denen nehmen, welche so viel Eier- und Milchgeld machten. Vielleicht machten die es wieder gut, und Christen würde noch manchmal an sein Krenni starrnen, welches jetzt in keinen Schuh mehr gut und nichts recht sei, es möge in Gottes Namen machen, was es wolle.

Die Worte, welche in die Ohren der Diensten fallen, die finden nicht unfruchtbares Erdreich, die gehen auf, manchmal tausendfältig, und wenn sie aufgegangen sind, so stehen sie nicht still wie Korn oder Weizen, sondern wandern von Haus zu Haus und samen sich wiederum ab in die Ohren neugieriger Weiber, die, wie gegenwärtig die Stadthore, Tag und Nacht offen stehen. Es ist aber mit Dienstenohren noch eine wunderliche Sache. In gewisser Beziehung würde man ihnen das größte Unrecht anthun, wenn man sagte, das wären auch Ohren, die nicht hörten. Denn diese Ohren hören zuweilen auf hundert Schritte, sogar durch verschlossene Thüren und solide Wände, und von dem, was sie so hören, vergessen sie nichts; dann gibts wiederum andere Sachen, welche nicht zu diesen Ohren ein wollen. Es gibt Dinge, man kann sie ihnen hundert Mal des Tages sagen, am folgenden Morgen wissen sie nichts



mehr davon, und sagen sie auch nie wieder. Kuriose  
Dhoren sind Diensten Dhoren.

Aber nicht nur Diensten redeten, auch Kannelis  
klagte zuweilen einer Freundin ihr Leid, wie es nicht  
mehr auszuhalten sei daheim, und es wäre ihr zuletzt  
recht, den ersten besten zu heirathen, wenn es nur das  
heim wegläme. Aber sie solle es bei Leib und Sterben  
Niemand sagen. Die Freundin sagte: „Was denkst du  
doch, und wenn man vier Koffe ansetzte, kein Sterbes-  
wörtchen brächte man aus meinem Munde.“ Und kaum  
war sie heim, so sagte sie: „Mutter, dort drüben geht's  
krub zu; 3' Kannelis hat es mir selbst geklagt; für viel  
Geld möchte ich nicht im Hause sein. Ja, auf my  
Armi! wenn mich jetzt einer von den Buben schon  
wollte, sie könnten mir küberlen.“ Der Versuch wäre  
jedoch nicht rathsam gewesen.

Christen konnte sich ebenfalls nicht enthalten, wenn  
er getrunken hatte, anzügliche Worte fallen zu lassen,  
und wenn er seine melancholische Laune hatte, und sich  
vernachlässigt glaubte, dann war sein Herz noch offe-  
ner. Ja, auch die Bettler, welche Gutthaten empfangen  
aus Kannelis Händen, schnappten Worte auf und ver-  
gassen fast zu danken für die erhaltene Gabe, aus Eifer  
und Hast, das aufgeschnappte Wort weiter zu tragen.  
Man findet oft auf wüsten Inseln Gewächse blühen  
aus fernen Zonen, und es können die Menschen es  
nicht fassen, wie die Gewächse auf die einsame Insel  
gekommen, bis irgend ein Gelehrter sich ihrer erbarmet  
und mit gelehrtem Gesichte ihnen erzählt, wie Blumen-  
staub fliege in der Luft herum, und dieser Blumenstaub  
sich hänge an eines Vogels Fliegen oder Beine. Nun  
geschah es oft, daß diese Vögel durch mächtige Winde  
verschlagen wurden, weithin über den unermesslichen

Ocean. Dann wurden sie mähr, und wo sie festen Boden erblickten, ruhten sie. Nun falle der Blumenstaub ihnen von den Füßen, keimte, sproßte und nach wenig Jahren sei auf der wüsten Insel ein blühend Leben. — Dem fliegenden Blumenstaube gleichen alle Worte; sie sind Geister der Lüfte, fliegen im Winde, hängen in Menschen Ohren sich, lassen sich tragen, wohin ihre Füße gehen, lassen sich absetzen, wo sie stehen und sitzen, keimen und wuchern, und wer sie hergetragen, vergißt man. Wer später ihren Wuchs sieht, wundert sich, erräth das Geheimniß nicht, weiß nicht, wie lange solche Geschichten wachsen, und fort und fort wachsen weit, weit von dem Leben weg, in welchem sie sich zugetragen haben sollen; er weiß nicht, wie leicht lange Geschichten sprossen können aus einem geflügelten Wort, das in eines Bettlers Ohr sich hängt.

So wurde jetzt viel geredet allenthalben von der unglücklichen Familie; denn gar zu oft flogen solche gefährliche Luftgeister, die so gerne hängen bleiben, ums Haus herum. Und je weniger man vorher Ursache gehabt hatte, über sie zu reden, um so mehr redete man jetzt, und entschädigte sich gleichsam für das frühere Schweigen, so wie die, welche zu fasten beliebten, sich auch durch desto mächtigeres Essen entschädigten, wenn die Fasten zu Ende gegangen.

Mehr oder weniger mochten es ihnen Alle gönnen. Da sehe man jetzt, sagten die Leute, die hätten immer besser sein wollen als Andere, und wegen 5000 Pfund thäten sie so nöthlich. Wenn sie ein solches Vermögen hätten wie jene, sie wollten nicht neberume wegen; aber da sehe man jetzt, daß sie das Geld noch lieber hätten als andere Leute, und daß sie nur die guten Leute machten, wo sie es mit ein Paar Dizen-

schrillen und Sppe einer Handvoll Mehl z'weg bringen können. Nein, die hätte man so weit und breit gerächt und b'sunderbar viel auf ihnen gehalten, aber wegen 5000 Pfund schämten sie sich doch, so wüß zu thun.

Die Weiber absonderlich konnten ihre Freude nicht verbergen. Wegen Christen sei es ihnen leid, sagten sie; mit dem könnte jede vernünftige Frau nachkommen, und manche wäre froh, der ihrige wäre nur halb so gut wie Christen. Wenn man mit ihm zu reden komme, so sei es nicht, daß er die Sache nicht verstehe, so ausbündisch könne nicht Mancher über Alles Bescheid geben, wie er. Aber Kenni, der Gränne, möchten sie es gönnen; der gesähe es vom Lufel recht. Die habe gemeint, sie habe die Weisheit mit Kaffschachelene trunke, habe alle Weiber verachtet, mit keinem Gemeinschaft haben, welt und breit die Beste sein wollen, habe die armen Leute ausbegehrisch gemacht, daß man ihnen nicht genug habe geben können. Ja, sie seien im Stande gewesen, ihnen das Brod. wieder zu Füßen zu werfen und zu sagen: sie sollen es dem Hund geben, wenn er es möge; sie wüßten einen Ort, wo man für arme Leute Brod hätte, das sie essen könnten. Die hätte gemeint, sie hätte kein Fleckli nirgends, und es solle kein Mensch etwas über sie sagen, und der liebe Gott könnte seine Deine nicht stille halten im Himmel, vor Freude, daß einmal so eine in den Himmel käme, und jetzt könne man sehen, wie die eigentlich seien, wo besser sein wolken, wie alle Andern. Sie hätten schon lange gesagt, wenn der nicht etwas auf die Nase werde, so wüßte man nicht, ob man noch an eine Gerechtigkeit glauben solle oder nicht. Aber wohl, jetzt sei es gekommen; an der Hälfte hätten sie mehr als z'Halbe z'viel, und e

Wante sie jetzt bald noch dauern. Aber Wunder nähme sie es, ob Kenni jetzt die Milch hinuntergelassen, und ob es jetzt mit Leuten wie sie, sich abgeben möchte. Aber jetzt möchten sie auch nicht. Seien sie ehemals nicht gut genug gewesen, so wüßten sie jetzt auch nicht, warum so Eine jetzt ihnen gut genug sein sollte.

So räsonnirten die Weiber; die Männer machten es etwas kürzer, und Kenneli fand vor ihnen mehr Gnade als Christen.

Da müßte man doch blind sein, wenn man nicht wüßte, wer den Wagen in den Hag gefahren, und jetzt nichts mit ihm anzufangen wüßte. Es sei bei einem so großen Hofe nichts verderblicher, als wenn man immer um eine Arbeit hindredeln sei. Das sei gerade, wie wenn man an einem Morgen nicht auf möge, und am Abend nie nieder könne. Drüben aber gehe es so, und daran sei Christen Schuld. In der Haushaltung, welche Kenneli regiere, da habe Alles seine Zeit, und man habe nie gehört, daß die Diensden nicht zu rechter Zeit essen könnten. Und was Kenneli unter seinen Händen habe, das suche es zu guter Lösung zu bringen, während Christen nichts aus den Händen lassen könne, und im Handel ein rechter Höfel sei; jeder Schulbus möge ihn. Sie wollten mit Kenneli wohl nachkommen, es sei eine maniertliche Frau, und wenn eine einen solchen Mann hätte, so nehme es sie nicht Wunder, wenn sie zuweilen auch ein Wort dazu sagen wolle. Es wäre wohl gut, und käme Manchem wohl, es würde keine schlimmeren Weiber geben, als Kenneli. Dann sagten wohl die Weiber: Es gebe keine wüßern Hing als das Mannenvolk; es brauche Eine nur wüß zu thun, so gefiele sie Allen wohl. Es gelüßete sie, den Männern es zu zeigen,

wie einem sei bei so einem Krenn; es nehme sie Wunder, ob sie nicht bald aus einem andern Boche pflissen. Aber es sei ein wüß Bolt, und Alles sei ihnen recht, außer was ihre eigene Frau thäte; die könnte es ihnen in Gottes Namen nicht breichen, sie möge es anfangen wie sie wolle.

Dieses Gerede that aber Niemand mehr weh als Redli. Alles Andere hätte er im Stillen ertragen wollen, wenn nur das nicht gewesen wäre. Ihm war es immer im Gemüthe, als würde des Dorngrüterbauern Tochter noch nach ihm fragen, als müßte sie vernehmen, wo er daheim sei? Und wenn sie jetzt fragte, was vernahm sie? War nicht der alte berühmte Name dahin? Mußte es nicht heißen: Da gehe es nicht mehr gut. Lauter Streit und Zank sei im Hause, und wenn nicht Reichthum da gewesen wäre, so ginge es nicht mehr lange. Jetzt möchte es noch ein Weilchen halten, aber immer könne das nicht so gehen. Es müßte Eine da zweimal luegen, ehe sie hineintrappe, sonst nehme sie einen Schuh voll heraus. Aber öppe ein rechtes Weitschi, das noch nicht zu äußerst am Hag sei, werde sich wohl hüten. Er wußte wohl, daß ein Name, welcher durch mehrere Geschlechter während einem ganzen Jahrhundert erworben worden war, in wenig Jahren ganz dahin gehe, und wer mußte es büßen als gerade er, der auf dem Hofe blieb. Es kam ihm immer mehr vor, wenn schon 10,000, ja 20,000 Pfund verloren gegangen und nur der Friede geblieben wäre, so wäre er glücklich und wollte kein Wörtlein klagen. Es schien ihm, als würde ein Verlust alleine das Weitschi nicht abschrecken; in ein Haus aber, wo nur Streit und Zank sei, da hinein würde es um Alles in der Welt nicht gehen; das, meinte er, habe er ihm wohl ange-

sehen. Je länger je weniger durfte er daran denken, sich im Dorngrüt zu zeigen. Jener Sonntag war ihm ein schöner Traum, der ihm aber oft das Wasser aus dem Herzen herauf in die Augen trieb. Er trug lange sein Leid alleine, und meinte immer, die Mutter müsse in einer guten Stunde ihm dasselbe ansehen und darum fragen, dann wolle er es ihr in der Liebe sagen, Alles, was er auf dem Herzen hätte. Vielleicht könne sie es einsehen, wie es ihren Kindern auf diese Weise viel zu übel gehe. Aber die Mutter fühlte nur ihr Leid, hatte keine Augen mehr für Anderer Leid, und die gute Stunde kam ihr nicht.

Endlich vermochte Kesli sein ganzes Leid nicht mehr in sein Herz zu fassen, er klagte dasselbe seinem Bruder. Dieser hatte ihn als einen Günstling betrachtet, und da er ihn im gleichen Spital krank fand, wallte auch das gleiche Mitleid, welches er mit sich selbst hatte, für den Bruder in ihm auf, und beide wurden rätzig, daß es je länger je schlimmer gehe, und daß man da zu helfen suchen müsse, wie man könne und möge. Man müsse den Eltern, wenn sie zu kifeln anfingen, abbrechen, meinten sie, und ihnen sagen, das trage nichts ab, als daß sie verbrüllet würden. Wenn man es ihnen in der Manier sage, so würden sie es wohl annehmen, und merken, daß sie Unrecht hätten, b'sunderbar wenn man dem, welches eigentlich die Urhah sei, zeige, daß es Unrecht hätte, und sich doch um Gottes und der Kinder willen besänftigen solle. Das fanden sie für das Beste, und als Christen noch an Keslis Liebe Theil nahm, und sagte, es müsse nichts zu machen sein, oder Kesli müsse des Dorngrütbauern Tochter haben, er wolle in den nächsten Tagen um den Dorngrüt herumstreichen, und wenn er das

Nöthige vernommen, ins Haus selbst zu kommen suchen, um zu sehen und zu hören, wie es um das Meitschi stehe: da war Resli wieder voll guten Muths und meinte, sövli böß seien doch die Eltern nicht, und wenn sie sehen, wie es ihnen daran gelegen sei, so würden sie sicher schon sich Gewalt anthun, sie hätten allweg noch ein Herz für ihre Kinder.

Dem Annelisi sagten sie nichts davon. Sie betrachteten es halb wie ein Kind und halb wie einen Hinterfäß, welcher vor Zeiten in Gemeindsachen auch nichts zu reden hatte. Bauernsöhne haben es fast wie die Katzen, welchen man es nachredet, daß sie sich mehr an die Häuser als an die Leute schließen und hängen, während die Mädchen es haben wie die Tauben, welche alle Tage ins Weite fliegen, und ob fremden Tauben ihr Häuschen vergessend, ihnen gerne folgen. Die Söhne sind die Aristokraten, die Mädchen die Radikalen; die Erstern meinen, es gehöre ihnen alles von Rechtswegen, die Letztern flüchten sich je eher je lieber in fremdes Land, um unter fremdem Schutze desto sicherer und mächtiger gegen die brüderlichen Aristokraten aufzubegehren, und aus ihren Klauen zu reißen, so viel wie möglich.

Sie hatten Annelisi recht lieb, aber weil es zuweilen etwas gäugelhaft that, so trieben sie oft ihr Gespött mit ihm, und sahen es so gleichsam über die Achseln an. Annelisi, welches sich wohl bewußt war, daß es nicht auf den Kopf gefallen sei, und so gute Gedanken hätte als irgend ein Meitschi, nahm das übel und vergalt den Brüdern ihr vornehm Wesen durch manche Spottrede, manche Rederei und verrätschte (verklagte) sie wohl zuweilen bei Vater und Mutter; kurzweg gesprochen, es that recht radikal gegen sie, woffen sie

Sich aber wenig achteten, sondern nur noch vornehmer gegen sie wurden.

Wie gut Christen und Restli es auch meinten, gut kam es ihnen nicht. Die Eltern verstunden sie nicht; es ging ihnen, wie wenn Unkundige in einer Wunde herumfahren, oder in eine Wunde stechen, welche noch nicht zeitig ist.

Sobald sie in das Gefiesel der Eltern reden wollten, so wurden sie an die alte Hausfittte gemahnt, seit wann es der Brauch sei, daß Kinder hineinwelschten, wenn Eltern mit einander redeten. Die guten Eltern dachten nicht daran, daß wenn man die Stützen wegnehme, das ganze Haus umfalle, und daß, wenn sie selbst das erste Bedingniß, vor den Kindern zu worten, verletzten, die Kinder auch um den alten Respekt kämen, und daß, wenn Eltern vor den Kindern sündigen, die Liebe die Kinder treibe, die Eltern zurückzuweisen, so gut als sie auch die Eltern treibt. Der Witzigere wehrt ab; wenn nun die Kinder die Witzigern werden, sollen sie nicht auch abwehren?

So verstunden es aber die Eltern nicht, sahen nicht, daß sie nicht mehr die Alten waren, sondern krank geworden, die Kinder aber die alte Lebenskraft seien, welche sie wieder zur alten Gesundheit bringen möchten. Wenn nun die Kinder zum Schweigen gewiesen wurden, so wollten sie sich entschuldigen und sagten: Aber Vater, es dünkt mich doch, es sei nicht der werth, so böß zu werden; oder: Die Mutter habe Recht; wenn man es so machen würde, wie die Mutter sagte, es käme besser; oder: Der Vater hat doch auch etwas Recht; man kann in Gottes Namen nicht immer machen was man will, man muß sich zuweilen auch nach den Umständen richten. Das ging dann noch tiefer; was



Entschuldigung setzen sollte, nahm das eine als Billigung, das andere als Mißbilligung. So etwas während dem Streit ist Del ins Feuer, und zugleich kam Dasjenige, welches mißbilligt sich glaubte, in den Wahn, die Kinder hielten es mit dem Andern, glaubte sich unterdrückt, wurde nur häßlicher und böser, der Streit ward häufiger, giftiger, lauter. Resli in seinem Thätigkeitstrieb vom Vater zurückgewiesen, der Mutter Wohlthätigkeitsfönn, des Hauses Ehre, nothwendig achtend; und auch innerlich ihn theilend, entschuldigte sich öfters damit: Es dünke ihn doch, man solle zuweilen auch darauf achten, was die Mutter sagte. Das machte den Vater immer böser über Resli, und laut klagte er über ihn, daß er nicht warten möge, bis er den Löffel aus der Hand gegeben; er stecke hinter der Mutter, und weise sie auf, und wenn er nicht wäre, es ginge alles besser. Er merkte wohl, was abgefartet sei, und daß er den Hof abtreten sollte; aber das thue er nicht, so lange er ein Glied rühren könne. Annelisi, Reslis natürlicher Gegenpart, und nicht in die Absicht der Brüder eingeweiht, nahm des Vaters Partei, und sobald Resli den Mund aufthat, mischte sich auch Annelisi ein, oft noch ehe es wußte, wovon die Rede war. Wenn die Mutter es schweigen hieß, so beehrte der Vater um so lauter mit Resli auf, und wenn später Resli mit Annelisi alleine war, so drohte er ihr, wenn es noch einmal den Mund aufthue, so nehme er es bei den Züpfen, und führe es zur Stube aus. Er wolle ihr zeigen, was es sich in alles zu mischen hätte, und es sollte sich schämen ins blutige Herz hinein, ein Wort gegen die Mutter zu sagen. „Thue es nur, antwortete ihm dann Annelisi, wenn du darfst, und du meinst, du hättest alleine das Recht zu reden,

Über das Haus ist noch nicht drins, und so lange ich in der Kränze sein muß, will ich das Recht haben, zu reden was ich will, hörst du, so gut als du. Und es nimmt mich Wunder, ob du dich nicht noch mehr schämen solltest, so auf dem Vater zu sein, du solltest doch wohl sehen, was er zu leiden hat, von der Wunderlichkeit der Mutter.“ „Was, Wunderlichkeit der Mutter,“ schrie Kesli, es nimmt mich Wunder, wer wunderlicher sei, der Vater oder die Mutter!“ So giengs, und oft war es nahe dabei, daß die Beiden sich in die Haare gefahren wären, wenn der ältere Bruder nicht gemittelt hätte.

So ward, was zum Frieden dienen sollte, ein neues Reizmittel zum Streit, wie es ja auch bei großen Bränden geschieht, daß Feuersprizen, welche man zur Rettung eines Hauses in eine Gasse gestellt, das Feuer leiten vom brennenden Hause ins Nachbarhaus, weil, durch die Hitze angesteckt, sie selbst in Brand gerathen. Statt daß der Eltern Streit aufgehört hätte, riß Streit unter den Geschwistern ein, und ein Streit nahm Nahrung aus dem andern Streit. So ward das Leben immer trübfelliger, und es erleidete Kessel oft so dabei, daß es zu Gott betete, er möchte es doch sterben lassen, und Christen gieng es nicht besser.

Einmal, es war am Sonntag vor Pfingsten, am ersten heiligen Sonntag, dankte es Christen, er möchte noch Kuchen zum z'Morgenessen. Sie hatten am Samstag gebacken, und nach üblicher Sitte Kuchen gemacht, für das ganze Hausgesinde über den Tisch weg. Dieß geschah gewöhnlich in so reichlichem Maße, daß immer übrig blieb, und manchmal später den Rest Niemand essen mochte. Diesmal kam Christen die Lust an, es war als ob der Teufel ihn stüpfte, wie man zu sagen

pfllegt; oder ob er zwei Bettlerweiber vom Hause weg gehen gesehen, ich weiß es nicht. Denn die sind auch früh auf, und je länger je weniger soll man den Bettlern Faulheit vorwerfen; hofchen und doppelu sie einem ja manchmal schon vor fünf Uhr an der Thüre.

Genug, Christen wollte zu seinem Kaffee Kuchen haben, und Anneli sagte: „Kuchen ist keiner mehr, aber ich will dir lings (frisches) Brot holen.“ „He, das wäre kurios, wenn kein Kuchen mehr da wäre, sagte Christen, es ist ja gestern noch so viel übrig geblieben. Gehe du, Anneli, du wirst wohl noch finden.“ „Du hast gehört, sagte Anneli, es ist keiner mehr, und du brauchst das Meitschi nicht zu schicken, wenn ich es dir sage.“ „Aber wo ist denn der Kuchen hingekommen“, fragte Christen. „Er ist einmal nicht mehr da“, sagte Anneli. „So, geht das nun so, brach Christen los, fressen einem die Bettler den Kuchen vor dem Maul weg? Brot ist nicht mehr gut genug für sie. Es wird bald dahin kommen, daß wir nicht einmal Brot mehr haben, wenn die Bettler uns den Hof gestreiffen. Aber so geht es, wo die Frau den Bettlern die Sache besser gönnt als dem Mann und den Kindern.“ „Ich weiß gar nicht warum du heute Kuchen willst, sagte die Frau, das ist nur um zu zanken, es ist manchmal übrig geblieben und du hast keinen begehrt, so daß er zu Schanden gegangen wäre, wenn ich ihn nicht weggegeben hätte. Wenn ich dir anbot, hast du gesagt, du liebest alten Kuchen nicht.“ „Selb ist nicht, sagte Christen, aber du begehrt mich auf die Gasse zu bringen oder ins Grab, du —“. „Water, Water, sagte Kessli, denket es ist heute heiliger Sonntag, und was werden die Leute sagen, wenn sie hören daß wir wieder Streit haben.“ „Aber was braucht die Mutter den Kuchen fortzugeben, sagte

Annelisi, sie hätte doch wohl denken können, der Vater nehme noch.“ „Und was hast du darein zu reden, sagte Kesli, die Mutter hat gewußt was sie zu machen hat, ehe du da gewesen bist.“ „Ich habe so gut das Recht darein zu reden als du, sagte Annelisi, und lasse mir von einem solchen, wie du einer bist, nicht befehlen.“ „Wie bin ich denn einer?“ fragte Kesli. „He, einer, daß wenn man mit den Schuhen an ihn gekommen wäre, man sie wegwürfe aus Grusen, man sei vergiftet.“ „Wart du Täsche“, rief Kesli und wollte hinter das Meitschi her. Das floh hinter den Vater und brüllte jämmerlich, der Vater donnerte auch. Da that die Mutter, welche hinausgegangen war als Kesli vom heiligen Sonntag redete, die Thüre auf, welche aus der Küche in die Stube führte, und sagte: „Oh Kesli, denkst du jetzt auch nicht an den Sonntag und schämst dich nicht vor den Ehlerleuten, sprichst andern zu und kannst dich selbst nicht halten.“ Das schlug Kesli wie mit einem Zaunstecken. Er sagte: „Vater, zürne nicht, mit dir wollte ich nicht streiten, und wenn z'Meitschi sagen darf was es will, so ist's mir auch recht, wenn du es erleiden magst“, und ging zur Thür hinaus.

Es war eine gestörte Haushaltung an selbem Morgen. Sobald der Streit anging, hatten die Diensten sich fortgemacht, und als Kesli hinausging, machten sich auch die andern fort, eines hier aus, das andere dort aus, fast wie eine Bande, die ob böser That gestört worden, und keines kehrte in die Stube zurück, das z'Morgen blieb auf dem Tische fast bis z'Mittag. Niemand ließ sich herbei, es wegzuräumen.

Kenneli wollten Keslis Worte, was die Leute sagen würden, nicht aus dem Kopf. Was werden sie erst sagen, wenn heute an einem heiligen Sonntag Niemand

in die Predigt geht? Da erst werden sie uns verhandeln und allerlei lügen, warum wir nicht gegangen. Jemand muß doch gehen. Aber Kennell fand Niemand, den es senden konnte, es mußte, wenn ihr Haus repräsentirt sein sollte in der Kirche, Hand an sich selbst legen, d. h. sich des Hauses, in welches es wollte, würdig kleiden. In ungestörter Einsamkeit vollbrachte es sein Werk, und es kam ihm wohl, daß es zu demselben nicht fremde Hände brauchte; aber die Mutter hatte es von Jugend auf gelernt, daß der Mensch sich selbst müsse helfen können in allem, was täglich ihm zur Hand käme. Dafür hätte Gott einem die Hände wachsen lassen, über die man einsten auch Rechnung ablegen müsse, wie für jedes andere erhaltene Pfund.

Kennell presürte nicht, es begehrte nicht der Menge sich anzuschließen, welcher oft das was vor und nach der Predigt auf dem Kirchweg geredet wird, wichtiger ist als die Predigt selbst; sein Gemüth drängte es nicht zur Mittheilung, und für Anderer Angelegenheiten hatte es keinen Platz, es war voll eigenen Leids.

Eine halbe Stunde weit hatte Kennell zur Kirche und Niemand war auf ihrem Wege; denn heute eilte Alles, um noch Platz zu finden. Gar seltsam war ihr zu Muth, so einsam und schauerlich, als ob sie pilgern sollte, weit, weit weg, und wußte kein Ziel, wußte keine Heimath mehr, und alle seien vorausgezogen und Niemand wartete ihr, alleine mußte sie pilgern, weit und immer weiter. Noch tönten die Glocken, die ihr sagten, wo die andern seien; aber sie verhallten bald, und stille ward's. Sie hörte nichts als ihre eigenen Tritte, nicht einmal ein Hund bellte im Thale; so stille mußte es im Grabe sein. Und wenn sie nun alleine wäre in der Welt, fände keinen Menschen mehr

im Dorfe, keinen in der Kirche, keinen mehr in der ganzen Welt und alle wären fortgezogen durch das unsichtbare Thor, zu welchem der Herr einzig den Schlüssel hat. Da schollen von der Kirche her feierliche Klänge und mächtige Töne rauschten auf, und Nenneli faltete die Hände, es war ihr, als wäre ihr wieder Muth ins Herz gekommen, und doch bebte sie in ihrer Seele, es war ihr, als höre sie aus den Tönen heraus eine Stimme, als wie eines Richters Stimme, die sie riefte vor Gericht.

Angefüllt war die Kirche, kein Platz schien mehr für Nenneli da, sie stund im Thürwinkel. Sieh, wenn es dir so ginge, wenn du sterben würdest, dachte sie, und kämest unter des Himmels Thüre und kein Platz wäre mehr da für dich, und du müstest stehen, müstest wieder gehen, weil kein Platz für dich da wäre, weil du zu spät gekommen, alle voran gelassen, im Wahne, du kämest noch früh genug. Und wieder nun wuchs ihr Angst ums Herz, denn es gibt Augenblicke, wo unser Herz angstvoll ist, und alles auf sich bezieht, wo die Angst um die Seele zuvorderst ist, und alle Augenblicke die Augen voll Wasser sind. Da winkte ihr eine Tannersfrau, welcher sie auch manche Gutmthat unters Fürtuch gegeben; aber Nenneli merkte es nicht, bis im nächsten Stuhl eine ihr einen Mupf gab und deutete. Da sah sie, wie die arme Frau ihr ängstlich winkte, den andern deutete, daß sie noch näher zusammenrücken sollten und ihr dann ein Plätzchen frei machte im Stuhle. So machte die arme Frau der reichen Platz in der Kirche, und diese trat demüthig näher und nahm jetzt auch eine Wohlthat an. Wer weiß, dachte Nenneli, wenn ich so spät komme und voll Sündenschuld in den Himmel, wer weiß, ob mir dann nicht vielleicht

auch eine arme Frau weicht, um ein Bläschen für mich bittet, das ihre mit mir theilt, für wenig, das ich gethan, mir so vieles gibt. Dann erfahre ich, wie reich vergolten wird das Wenige, was man auf Erden an Nebenmenschen gethan. Und als sie neben die arme Frau niedersaß, war es ihr fast, als sitze sie neben ihren Engel und hätte jetzt einen sichern Platz gewonnen, und Niemand werde sie aus demselben stoßen, und ihr sei jetzt wohlgegangen in alle Ewigkeit.

Als der Gesang verklungen war, begann der Pfarrer zu beten und die Gemeinde stand auf. Es schmerzte Kanneli vom erhaltenen Plaze aufzustehen, wo ihr so wohl geworden, als sei sie zur himmlischen Ruhe gekommen. Sie dachte, wie es wohl einem sein müßte, der den Himmel erlangt und wieder daraus weg müßte, in die Hölle vielleicht, wo Heulen und Zähneklappen ist ewiglich. Da zuckte es in ihrem Herzen, als ob feurige Pfeile durch dasselbe führen, und vor ihr standen die vergangenen Tage, und nach ihnen kamen die gegenwärtigen, und über den ersten stand Freude und Glück und die letztern waren in Weh und Schmerz gehüllt, und sie fühlte in ihrem Herzen, wie es einem sein muß, der aus dem Himmel in die Hölle muß. War sie ja auch in schaurigem Jammerthale und sah ihrem Elende kein Ende, und von hier weg, wo ihr so wohl geworden, mußte sie in kurzer Stunde wieder heim in Dual und Jank, in des Unfriedens graulichem Gebäude. Mußte alleine dort wieder einziehen, von all den Hunderten kam Niemand mit, keine arme Frau, welche ihr ein still friedsam Bläschen bereitete, dort warteten ihrer wieder die alte Noth, das Elend, das nicht aus misrathenen Erudten kommt und mit den schlechten Jahren zu Ende geht, sondern das andere,

das aus übelberathenen Seelen stammt, und dauert so lange als der üble Rath in den Seelen, oft so lange als die Seele selbst, ewiglich. Ach, müßte sie doch nimmer heim, könnte sie ihr müdes Herz doch legen an ein ruhig Plätzchen, wo es schlafen könnte bis ihr Plätzchen im Himmel bereitet sei. Da tönte in diese Gedanken hinein des Pfarrers Stimme, welcher den Text verlas, der also lautete: „Aber ich sage euch: ich werde von nun an nicht mehr vom Gewächs dieses Weinstockes trinken, bis an den Tag, da ich es neu trinken werde mit euch in meines Vaters Reich.“

Es war ihr, als hätte der Pfarrer in ihr Herz gesehen, und die Worte gerade auf sie gerichtet, als eine schöne Verheißung, daß ihr Wunsch bald sollte erfüllet und sie befreit werden aus ihrem Elend und an ein ruhig Plätzchen kommen. Sie freute sich des Sterbens und doch kam eine unbeschreibliche Wehmuth über sie. Sie dachte anfangs wohl, mir ginge es so wohl und Niemand übel, wenn ich daraus stellen könnte. Vielleicht, wenn ich einmal fort wäre, merkten sie, was ich gewesen und daß ich nicht mehr da bin, und sie sinneten vielleicht noch manchmal an mich, wenn an das nicht gesinnet wird und für jenes nicht gesorget. Sie würden vielleicht denken: es ist nothi (doch) übel gegangen, daß uns die Mutter gestorben ist. Würde aber wohl auch Jemand weinen, wenn ich stürbe, wenn sie mich zu Grabe trügen und wenn die Erde polterte auf meinem Todtenbaum? Müßte wohl Christen das Nastuch nehmen vor das Gesicht? Und Kesli, was würde der sagen, würde er fühlen wie übel es ihm ginge? Ach, hätte ich vor drei Jahren sterben können, da weiß ich, was sie gethan hätten; da wäre es Christen gewesen, als hätte man ihm das Herz aus dem



Leibe genommen, als müßte er diesem Herzen nach ins Grab. Und wenn ich jetzt sterbe, steht vielleicht Niemand an meinem Bette, und wenn sie mich todt finden, so ist's ihnen, als sei ihnen ein Berg vom Herzen gefallen und der Stein des Anstosses verschwunden. Ach Gott, wenn meine Mutter wüßte, wie es mir ergeht, und daß ich ein solches Ende nehmen würde; das hätte ich keinem Menschen geglaubt, und habe ich gemeint, wenn ich einmal sterbe, so müsse es heißen: Wir haben noch nie eine Leiche gesehen, wo es so übel gegangen ist, alli sufer (allesammt) hei pläret, man hat es fry wyt g'hört; das muß ase e Frau g'st sy!

Heiße, heiße Thränen siedeten in Annelis Herzen und sprudelten in reichen Strömen über ihre Wangen. Sterben als ein Stein des Anstosses, als ein Berg auf aller Herzen, als eine Thüre vor dem Glück, das war schrecklich und hatte sie ja immer das Gegentheil gewollt. Von wehmüthigem Schmerz überwältigt, konnte sie fast des lauten Weinens sich nicht enthalten, und der Schmerz verzehrte ihr alle seine Gedanken und in die Finsterniß ihrer Seele hinein tönte wieder des Pfarrers Stimme.

„Sein letztes Mahl hätte Jesus mit seinen Jüngern gehalten; er hätte gewußt, wann es das letzte wäre, hätte einen unvergänglichen Segen gestiftet an selbigem, hätte dieses Mahl uns hinterlassen als ein unverwelkliches Erbe. Wann sein letztes Mahl jeder hielte mit den Seinigen, wisse keiner, keiner wisse seinen letzten Tag. Es wäre wohl gut, wenn jeder jedes Mahl als sein letztes betrachtete, das er mit den Seinigen hielte, und so weit aus den Augen sollte dieser Gedanke nicht liegen, denn wie mancher Hausvater sei am Abend als Leiche auf seinem Bette gelegen, der des Mittags mit

den Seinen am Tische gefessen, wie manche Hausmutter hätte mit dem Tode gerungen, während das Mahl, das sie eigenhändig kochte, noch über dem Feuer stand, ungeessen, und wie mancher Jüngling sei nicht über Nacht todt heimgebracht worden, der des Abends üppiglich gelebt an seiner Eltern Tisch? Da wäre wohl gut, wenn jedes jedesmal gedächte, daß es sein Letztes sein könnte, da würde es anders sich geben, würde gerne ein schönes Wort, eine freundliche Rede hinterlassen zu seinem Andenken, daß es nach langen Jahren noch heiße: Ich kann es nicht vergessen, als es das Letztemal mit uns gegessen, wo kein Mensch ans Sterben dachte, da hat es noch gesagt —. Ich habe seither manchmal gedacht, ob er etwas vom Sterben gefühlt. Aber es ist seither oft mein Trost gewesen, daß wenn er schon ungesinnet gestorben ist, er doch so gute Gedanken gehabt hat. Aber wenn einer über Tisch schlechte Reden geführt, den Geber alles Guten geärgert, während er seine Gabe genoß, denkt, wie muß es den Hinterlassenen sein, wenn diese Reden ihnen einfallen, wie muß es dem Sterbenden sein im Augenblicke des Todes, wo die Gedanken mit unbeschreiblicher Schnelle vor der Seele wechseln, als ob sie das ganze Leben aufrollen wollten vor selbiger, wenn er an seine Worte gedenket am letzten Mahle und was für ein Andenken er den Seinen hinterläßt, und was für ein Zeugniß über den Zustand seiner Seele?

„Oder wenn man gar in Streit und Zank die Gaben Gottes genossen, in Streit und Zank auseinander gegangen ist, mit Groll im Herzen, mit bösen Gedanken in der Seele vielleicht, mit bösen Wünschen auf der Zunge, und Gott rufet einen ab, er kann nicht Frieden machen, nicht abbitten, nicht zurücknehmen, er stirbt

unversöhnt, was meint ihr, muß der Tod nicht wie ein zweischneidend Schwert in seine Seele fahren, und wie muß es den Seinen sein, und muß es ihnen nicht allemal wenn sie zu Tische sitzen in Sinn kommen, wie einer aus ihrer Mitte im Unfrieden dahin gefahren! Wohin?

„So sollte wohl jegliches Mahl in jedem Hause genossen werden als das Letzte, genossen werden wie die Kinder Israel das letzte Mahl genossen im Diensthause des Egypter Landes, zur Reise in die Wüste bereit, so der Christ bereit zur Reise ins wüste Thal des Todes, welches zwischen unserem jetzigen Lande und unserem gelobten Land gelegen ist. Aber der Geschäfte des Tages, des gemeinen Lebens Aufregung hindere dieß, halte meist den Geist nieder, daß er nicht aufzuschauen vermöge in die Gebiete des höheren Lebens. Aber eben darum sollte man ja nicht versäumen, wenigstens das Mahl, welches die Erneuerung ist des Mahles, welches der Herr als sein letztes genossen, auch als ein Abschiedsmahl von dieser Welt zu betrachten. Nicht nur als einen Abschied von der Sünde, sondern auch als einen Abschied von Allen, welche uns angehören, sollte man es betrachten, denken, man müsse nach genommenem Mahle scheiden von all den Seinen. Hat man für sie gesorget? seine Schuldigkeit an ihnen gethan? welchen Namen, welches Andenken läßt man ihnen? scheidet man im Frieden? folgen ihre Thränen uns nach? bleiben ihre Herzen bei uns? Das sind Fragen die sich stellen sollen vor unsere Seelen. Denket euch, zum letztenmale tränket ihr hienieden mit den Gurigen vom Gewächse des Weinstockes, diesen Abend, wenn die Sonne scheidet, schlage auch eure Abschiedsstunde, und stellet nun jene Fragen vor eure Seele. Was waret ihr den Guren? was hinter-

lasset ihr ihnen? wie trennen die Herzen sich, wenn heute Abend der Abschied kommt? Ich weiß es, dieses fährt wie eine feurige Flamme in manches Herz und manche Quelle innern Leids bricht auf, und manchen dunklen Schatten werfen die Gewissen über die Seelen. Denn den Unfrieden kann man nicht läugnen, der Groll liegt auf den Gesichtern, der gestrige, der heutige Tag, können noch nicht vergessen sein, und was wir sind, steht vor unserem Angesichte. Darum eilet und machet Friede, machet gut, holt das Versäumte nach. Den heutigen Abend werden wahrscheinlich die meisten erleben, wenn nicht das Gewölbe dieser Kirche einbricht, die Brücke dort nicht unter euch zusammenbricht; aber das nächste Abendmahl, wer wird dieses erleben? Drei Monate liegen zwischen diesem Mahle und dem nächsten Mahle; drei Monate sind eine lange Zeit; vergeßet nicht, wie mancher vor einem Jahre im Laufe dieser Monate ins Grab sank. Zählet draußen die Gräber; wenn ihr sie gezählet, so vergeßet die Zahl nicht, traget sie heim und gedenket, daß Der, welcher vor einem Jahre so viele ins Grab legte, der Gleiche geblieben und in diesem Jahre eben so viele oder viermal so viele zu diesen legen kann, sobald Er will. Warum sollte euch diesmal die Reihe nicht treffen? hat einer unter euch einen Sicherheitschein? Junge sind's und Alte, Starke und Schwache, welche des Herrn Arm geschlagen, welche die Ihrigen dorthin gelegt. Fühlt ihr nicht, wie die Vergänglichkeit durch eure Glieder schleicht, wie das Pochen eurer Herzen mir Recht gibt? Säumet nicht, holt nach, macht gut. Warum zögert eure Seele den heiligen Entschluß zu fassen? Ja, ich bin nicht schuld, sagen die einen, der andere hat zuerst gefehlt. Ja, sagt ein anderer, ich weiß nicht ob er Friede machen will.

Die dritten, und wenn ich heute Friede machte, so wäre es morgen im Alten, und noch hunderte solcher Sprüche schleichen aus dem Hintergrunde der Seele hervor; es sind die alten Leichentücher, welche ihr schon hundertmal gebraucht, in welchen ihr jeden guten Entschluß zu begraben pflegt. Hat Jesus auch Entschuldigungen gemacht im Garten Gethsemane? machte er Vorbehalte als er sprach: Vater vergib ihnen, sie wissen nicht was sie thun? machte er Ausnahmen als er sein Opfer am Kreuz vollbrachte? Er hatte keine Ausreden, machte aber auch keine Vorbehalte, als er befahl, daß man siebenmal siebentzigmal in einem Tage vergeben, den Balken aus dem eigenen Ange ziehen solle. Darum gehorcht, versöhnt euch mit den Menschen, dann erst könnt ihr euch versöhnen mit Gott; vergebt euren Schuldnern, dann erst werden eure Schulden euch vergeben; rechnet nicht mit den Brüdern, wenn ihr nicht wollt, daß der Herr rechne mit euch. Zögert nicht, zaudert nicht; wie ein Dieb in der Nacht kommt der Herr. Glaubt es doch. Der Bruder hat euch auch eine Rechnung zu stellen, sieht eben so viel Fehler an euch, als ihr an ihm. Diese Rechnungen aber gleicht man mit rechnen nicht aus, da hilft nur vergeben und vergessen. Darum du, der du zum Altar treten willst und weißt daß dein Bruder zürnet, so laß den Altar und versöhne deinen Bruder, dann erst komme wieder. Im Himmel ist ewiger Friede; wer im Himmel ein Plätzchen will, darf nicht Streit auf Erden lassen, nicht Streit im Herzen tragen.

„Darum reiniget euch, damit wenn der Herr kommt, ihr fröhlichen Abschied nehmen, auf Erden ein freundlich Andenken hinterlassen, im Himmel den ewigen Frieden finden könnet.“

So sprach der Pfarrer und die Worte tönten in Annelis Seele wieder fast wie Gottes Worte. Sie trafen Punkt für Punkt ihre eigenen Zustände und Gedanken, als wenn ein allwissendes Auge sie in ihrer Seele gelesen hätte, sie begegneten jedem Stocken, jeder Ausflucht, Schlag auf Schlag erschütterte ihre Seele, sie ward wie betäubt, und als der Pfarrer schwieg, da schien es ihr, sie stünde an eines tiefen fürchterlichen Abgrundes Rand und eine Stimme hoch über ihr sage: Frau, Frau, deine Zeit ist um, rette deine Seele.

Sie ging nicht zum heiligen Mahle, mit andern verließ sie nach der Predigt die Kirche unwillkürlich, von einer inneren Gewalt getrieben, obgleich sie eigentlich angezogen war, um zum Tische des Herrn zu gehen. Aber eben es war nur der Leib, welcher die rechte Kleidung trug, und da weigerte sich die Seele, und forderte auch das Kleid der Reinigung. Betäubt, fast wie Jemand der aus großer Todesnoth gerettet worden, aber noch nicht weiß wie es gegangen und wo er ist, ging sie nach Hause. Wie lange sie heimgegangen und was in ihrer Seele auf- und niedergegangen, das wußte sie ebenfalls nicht. Aber sie hatten ihrer geharrt, Resli stand auf der B'seßi und seiner Stimme, als er frug: Mutter, kömmt du endlich und wo bleibst so lange? hörte man es an, daß er Angst um sie gehabt. Das Essen war längst z'weg, Annelis hatte gekocht und schloß puckt in der Küche herum. Es war die Verlegenheit des bösen Gewissens, das gerne sich entlastet hätte, aber nicht recht weiß wie. Denn als die Mutter fragte: ob alles z'weg sei zum Essen, antwortete Annelis ganz freundlich und mit viel mehr Worten als nöthig gewesen wäre. Noch fehlte der Vater; er sei zum Walbacher hinaufgegangen, hieß es. Dort oben am

Waldeisaum saß Christen und während der Himmel so heiter über ihm war, die ganze Erde lachte, war es ihm so trüb im Gemüthe. So kann es nicht mehr länger bleiben, sagte er zu sich selbst; kein Essen ist mehr gut; die Kinder reden in alles; die Dienern estimiren einen nicht mehr; eins zieht hier aus, das andere dort aus, und zuletzt geht alles über mich aus und mit dem Rücken kann ich ansehen, was ich vom Vater geerbt. Nein so kann es beim Schließ nicht mehr gehen. Aber was machen? J' Boden stellen, daß man einmal weiß, wer Meister ist und wenn es sein muß, sie zuweilen in die Finger nehmen, das war z'best, wenn die Kinder nicht wären. Aber man muß sich vor den Kindern schämen, und dann liefen sie fort und der Lärm würde nur größer. Die verfluchte Bettelweiber mit der Geißel wegzagen und wenn eine ins Haus schleichen würde, sie an den Züpfen hinausführen, so gutete doch wenigstens das verfluchte Verschleipfen. Aber was hätte ich davon, als verbrüllet zu werden im ganzen Land, und wenn eine Frau verschleipse will, so ist ihr der Tütschel nicht listig genug. Scheide wäre z'fürzest und dann könnte ein jedes mit seinem Gelde machen und husen wie es wollte. Aber wie ginge es dann mit dem Weibergut, wenn ich das herausgeben müßte, es thäte mir notti weh. Und dazu hätte ich eigentlich gar nichts wider Nenni, wenn es nur weniger narrochtig thät mit dem Bettelvolk und nicht meinte es müßte jeder Täsche aufwarten mit dem Hemd ab dem Leibe, und weniger regieren wollte und mir die 5000 Pfund nicht immer vorhielte, so hätte ich gar nichts wider ihns, im Gegentheil, es wäre mir fast noch so lieb wie ehemals. Denn daneben wäre es ein Gutes in alle Spiel, hätte Sorg zu allem, und es sei

kein Zeichen im Kalender, über welches es nicht Bericht geben könnte. Deppe so Laster, wie die meisten Weiber damit behaftet seien, wüßte er notti an Kenneli keines. Aber die 5000 Pfund lasse er sich nicht vorhalten; er sei nicht für seine Freude Bogt gewesen; vermöge sich dessen nichts, und wenn sie einem Menschen weh thäten, so thäten sie ihm weh und b'sunderbar weil er sehe, daß auf diesem Wege man nicht mehr dazu käme, sondern noch um das was man hätte. Aber zuletzt wäre ihm an den 5000 Pfund nicht mehr alles gelegen. Wenn sie nur den vorigen Zustand wieder hätten, und Kenneli würde wie ehemals, so könnten feinethalb die 5000 Pfund sein wo sie wollten. Er könnte dem Bub den Hof abtreten und in die Hinterstube gehen; aber er schäme sich auch schon abzugeben, und mit minderm Vermögen, als er ererbt, das würde die Leute lächern, und zu dem daure ihn der Bub. Wenn sie mit dem ganzen Vermögen nicht fahren möchten, wie sollte es denn der Bub machen können, wenn er den Geschwistern herausgeben und dazu ihnen noch einen großen Schleich (Nugnieß in Geld und Naturalken) ausrichten müßte? Und er wüßte auch nicht wie Kenneli das ausstünde. Man habe schon manches Beispiel, daß eine Mutter, wenn man ihr die Haushaltung abgenommen, und sie zu nichts mehr etwas hätte sagen sollen, verhätschet worden sei im Kopf und b'sunderbar sei es denen begegnet, die gewohnt gewesen seien, viel auszuthellen und die nun auf einmal nichts mehr zu geben hätten. Er glaube nicht, daß Kenneli das ausstünde, wenn man ihm auf einmal alles abnehmen würde, und daran möchte er doch nicht schuld sein; es sei daneben doch noch ein Gutes gewesen. Nun habe man Beispiele, daß man mit ihnen umginge



gerade wie mit Vieh. Nit, so lange er lebte, wollte er schon dafür sorgen, daß es nicht geschehen würde, aber man wisse nicht, wer zuerst davon müsse. Er wüßte eine Frau, die auch verhärschet worden sei, weil man ihr alles eingeschlossen und sie zu keiner Sache mehr etwas hätte sagen sollen und nichts mehr geben, und die man jetzt, seit ihr Mann gestorben, behandle wie ein Unvernünftiges, sie einsam und abgesondert einschliesse und Niemand zu ihr lasse. Und doch sei es nicht, daß sie es nicht vermöchten. Er möchte an solchem nicht schuld sein, solches müsse einst abgebußt werden an beiden Orten hienache und dortnache (hier und dort), und was die Kinder nicht alles auserffen, das warte noch den Kindeskindern. Und selb möge er nicht. Resli thäte es jetzt freilich nicht, aber man wisse nicht, was er für eine Frau erhalte, und was eine Frau aus einem Menschen zu machen vermöge, das wisse man auch nicht. Man habe Beispiele, daß aus den freiesten (friedlichsten) Burschen halbe Tüfse worden seien vor Gyt und Unverstand, wenn sie Weiber darnach erhalten hätten. Ja wenn es Wyb z'unguten gerathet, so hat es siebe Manne use und d'r Tüfel könnnt by ni'm ga Lehrbub sy.

Aber was er anfangen wolle, das wüßte er wahrhaftig nicht, aber so stehe er es nicht mehr aus. Bis hieher dachte Christen; nun versank er in tiefes harmloses Sinnen, einzelne Glockenklänge, mit denen leise Winde über den Wald her spielten, weckten ihn. Es war das Zeichen, daß der Gottesdienst zu Ende sei und eine Mahnung wieder zu kommen am Nachmittage, damit der Same, welcher mit fleißiger Hand ausgestreut worden sei, mit Ernst und Nachdruck eingeeget werden könne in den seltsamen Boden des Gemüthes, wo der

bessere Same so gerne sich verflüchtigt oder sonst nicht zum Leben kömmt. Ich sollte heim, dachte Christen, wenn ich zur rechten Zeit beim Essen sein will, aber ich weiß nicht, ich mag nicht, es ist mir allemal wenn ich dem Haus zukomme, wie wenn Jemand vor dem Hause wäre und mit einem Stecken mir wehrte, oder als ob etwas Böses, Gruslichs gehen sollte, daß ich fast nicht dranhin dürfte. Ehemals ist das doch nicht so gewesen, es ist mir gegangen fast wie einem Schiff, wo der Fluß immer stärker unter ihm dahinschießt. So habe ich immer stärker laufen müssen und manchmal fast springen, je näher ich meinem Hause kam. Da war es schön. Und wiederum sann Christen bis ihm laut der Wunsch entrannt: Ach, wenn es nur wieder so wäre! Aber es wieder so zu machen, wußte er nicht; kein Rath kam. Trübselig machte er sich nach Hause und sein Trübsal war bald mehr bitter und bald mehr wehmüthig, und bald mehr trozig und bald mehr melancholisch, je nachdem die Wolke gefärbt war, welche über seine Seele strich. Aber die Färbungen dieser verschiedenen Wolken sah man auf seinem Gesichte nicht, das war ungefähr wie ein Holzstich, der ungefähr die nämliche Färbung behält, man mag ihn betrachten von welcher Seite man will, und wenn die Sonne scheint oder wenn es regnet. Es ist komod und unkomod ein solch Gesicht, aber Staatsmänner und Spizbuben würden oft viel Geld darum geben. Freilich gibt es auch Staatsmänner, welche es bereits haben. Das sind dann aber Sogenannte; Spizbuben gibt es aber sehr selten Sogenannte, die unterscheiden sich von den Staatsmännern eben dadurch, daß sie mecht Wirkliche sind.

Dieses Gesicht brachte er heim und mit diesem Gesicht setzte er sich oben an den Tisch, und es war er=

bärmlich anzusehen, wie schnell und schweigend gegessen ward, fast als ob jedes in einem Wespenneste säße; aber es meinte jedes aus Christens Gesicht würde Blitz und Donner brechen bei dem geringsten Anlaß, wenn etwa ein Bettler hofschete oder ein Handwerksmann Geld wollte. Jedes merkte, daß es hinter dem Gesichte grollte und gährte; aber daß es näher dem Weinen als dem Donner war, eben das sah man nicht. Freilich donnert man zuweilen auch aus lauter Verlegenheit, weil man nicht mehr recht weiß, wie man weint. Es machte also ein Jedes, daß es wegkam, so bald möglich, auch Krenneli nahm nur eine Gablete oder zwei und suchte die Küche wieder. Das beelendete Christen aber immer mehr, er wußte auch nicht, daß Krenneli nicht feinetwegen so schnell abseits ging, sondern weil ihr immer das Weinen zuvorderst war, und ihr Herz überhaupt so voll, daß sie meinte, es müßte zerspringen. Er glaubte, sie sei noch böse und kupe, und eben das sei das Unglück, daß sie nie vergessen könne, und wochenlang die Sache wiederkaue, so daß, wenn er zufrieden sein möchte und längst alles vergessen, Krenneli das Alte immer wieder aufwärme und das sei doch ehedem ganz anders gewesen, und das sei noch ärger als wenn man am Sonntag Schnitz und ein Musß kochte und beides die ganze Woche durch wärme; so sei nicht dabei zu sein und das Leben erleide ihm. So bald möglich machte er sich auch vom Tische fort und stund lange draußen auf der D'seßi und wußte nicht was machen. Er wäre lieber daheim geblieben, aber daheim fürchtete er Streit, mochte mit Krenneli heute nicht alleine sein, er wollte heute nicht mehr streiten, und doch war es ihm zuwider wegzugehen. Endlich ging er und war schon ein langes Stück gegangen, ehe

es ihm einfiel, wie und wo er seinen Nachmittag zubringen könnte. Nenneli hatte ihm aus dem Küchenfenster zugesehen und gedacht: bleibt er wohl oder geht er wieder. Wenn er doch daheim bleiben würde, wir wären alleine diesen Nachmittag, da wollte ich das Herz in beide Hände nehmen und es ihm leeren und mich unterziehen und um Verzeihung bitten und ihm anhalten, daß er nicht mehr so sei, es sei mir nicht nur wegen mir und von wegen den Leuten, sondern b'sunderbar wegen den Kindern. Aber ums Bleiben durfte sie ihn nicht bitten, was würde er denken, dachte sie. Aber als er ging, als er nicht umkehrte, sie ihn nicht mehr sah, da schoß ihr das Wasser in die Augen, wie vom Berge der Bach, wenn eine Wolke gebrochen ist. Sie mußte abseits.

An schönen Sonntagen und besonders wo keine kleinen Kinder sind, ist es oft einsam des Nachmittags um einen Bauernhof. Man kann zweimal ums Haus herumgehen, man merkt nichts Lebendiges als vielleicht ein Schwein, das sich kündigt, wenn man dem Trog zu nahe kommt, oder ein Pferd, welches durch den leeren Bahren wiehert. Zuweilen sieht man beim dritten Mal einen Hans oder einen Peter, der im Schatten eines Baumes wohl schläft, das Gesicht nach unten gefehrt, die Beine aber vom Knie weg gen Himmel gestreckt. Sehr oft aber sucht man umsonst unter den Bäumen nach solchen Himmelszeigern, man muß am Hause hofchen, muß drei-, viermal hofchen, stark, aber geduldig; dann kommt endlich beim siebenten oder achten Mal eine ingrimmige Stimme aus der hinteren Stüblisthüre. Doppelt Neuer (klopft Jemand)? Es ist die Stimme der Bäuerin, welche sich vor dem Fliegenheer ins Hinterstübli geflüchtet hat, erst lesen wollte in einem

geistlichen Suche, aber unwiderstehlich gelockt worden war hinter den dicken Umhang ums breite Bett, wo in der ungewohnten Stille bald ein seltsames Schläfchen sie umfing, bis der unwillkommene Doppler sie weckte. Nachdem sie denselben abgefertigt, sieht sie ihm ein Weilschen nach, geht zum Brunnen, weckt sich durch einige Züge des schönen, Bläschen werfenden, Wassers, und macht dann die Runde ums Haus und in der Hofstatt, bis es Zeit wird das Nachtessen zu rüsten, oder es sie gelüstet, privatim ein Kaffee zu machen.

Fast ebenso hätte es der Besucher auf jenem Hofe selber Sonntag getroffen, alle waren ausgeflogen bis an Aenneli, das gaumete (hütete). Anfangs war sie, nachdem sie hinter der letzten Jungfrau, welche ausflog, die Thüre geschlossen hatte, auch ins Hinterstübli gegangen, hatte den Kopf auf's Bett gelegt, aber nicht Schlafens wegen, sondern weil er so schwer von Trübsal und Jammer war. Es war ihr, als hätte sie eine innere Gewißheit, daß sie bald sterben müßte, und im Streit scheiden, wollte sie nicht, kein Pläschen im Himmel finden wollte, sie nicht, wo keine arme Frau ihr eines machen konnte, auch beim besten Willen nicht, wenn sie nicht versöhnt zur Himmelsthüre gekommen. Wie sollte sie es anfangen Frieden zu machen? Christen schien alle Tage verstockter und unversöhnlicher und nicht das mindeste Wörtlein nahm er von ihr an. So sann und weinte sie trostlos lange, bis ein Doppeln an der Hausthüre sie störte. Aenneli zögerte; eine Bäuerin erscheint nicht gerne mit verweinten Augen unter der Hausthüre, es wäre ihr recht gewesen, wenn der Klopfende weiter gegangen wäre. Als derselbe aber nicht absetzte, so erlaubte es dem Aenneli ihr gutes Herz nicht, zu thun als wäre gar Niemand daheim, wie es

wohl oft geschieht. Ich muß doch gehen, wenn es etwa ein Unglück wäre, oder Jemand für einen Kranken etwas wollte, ich müßte mir noch auf meine Bege (wenigen Tage) ein Gewissen machen und selbst will ich doch nicht, dachte sie bei sich selbst. Sie setzte die Kappe wieder auf, strich die Haare zurecht, wuschte mit der feuchten Hand die rothen Augen aus und öffnete. Da stand draußen der Polizeier und begehrte eine Unterschrift.

Eigentlich war es eine flotte Dampete, welche er im Sinne trug, in deren Hintergrunde ihm ein tüchtiges Glas Schnaps glänzte, nebst dem dazu gehörigen Stück Brod, wie ein Licht in dunkler Nacht. Denn so ein Polizeier ist oft neben seinem Amte auch zugleich eine alte Frau, die sich mit Neuigkeiten herumtragen abgibt, mit dem Unterschiede jedoch, daß er für seine Mühe lieber Schnaps nimmt als Kaffee, während eine eigentliche alte Frau den Kaffee mehr liebt. Nenneli hörte ihn sonst nicht ungerne, und es geschah selten, daß der Polizeier den Mund nicht noch lange bald schleckte, bald abwischte, wenn er vom Hause wegging. Dießmal war Nenneli nicht aufgelegt zum Dampfen, öffnete nur den obern Theil der Thüre und diesen nur halb, sagte: „Christen ist nicht daheim, du mußt ein andermal kommen.“ Die üblichen Fragen: wo ist er hin? kommt er bald heim? wenn ich wüßte, daß er bald käme, ich wollte warten, fertigte Nenneli kurz ab, und als der Polizeier vom Wetter anfang, und sagte: es sei schön und er traue, es wolle einen Rung (Zeitlang) so bleiben, es wäre gut, da sagte Nenneli: es wär gut, aber z'Beste ist, wenn man es nimmt wie es kömmt. „Du hast Recht, sagte der Polizeier, aber wenn man's könnte, du gute Frau du.“ „He, man

solte es lernen“, sagte Nenneli, und machte die Oeffnung in der Thüre immer kleiner, so daß der Polizeier es endlich merkte, daß er unwerth sei und gehen könne. „He, so will ich ein Haus weiter“, sagte er endlich traurig, und sann, ehe er Adie sagte, noch lange nach, wo er wohl Zeit zu einer Dampeten und ein Glas Schnaps dazu finden könnte. Kaum war er dort abgesehen, so sagte er, was es wohl bei z'Bure in Liebewyl wieder gegeben habe; wenn es denn dort gut gehe, so verstehe er sich nicht mehr darauf. Die Bäuerin hätte ganz verplärete Augen gehabt, und als er nach dem Manne gefragt, da hätte es ihn gedünkt, sie möge es kaum hervorbringen, sie wüßte nicht wo er sei und wann er heim komme. Und er wolle doch gefragt haben, wo eine rechte Frau sei, die nicht wüßte wo der Mann sei?

Nenneli aber hatte die Thüre zugemacht, das Bett im Hinterstübli zurecht gerüttelt, ging zur hintern Thüre aus, zog sie hinter sich zu, machte die Runde ums Haus, besichtigte die Ställe, in welchen sie lange nicht gewesen war, machte ihren Schweinen einen Besuch, und sie begrüßten sie freundlich mit Grunzen und Schnüpfeln, und erhielten zum Dank dafür einen Arm voll grünes Gras in den Trog. Von dort trappete Nenneli in die Hoffstatt hinaus, trappete von Baum zu Baum, freute sich des Segens, der so reichlich die Bäume schmückte, dachte bei jeder Sorte, für was sie wohl gut wäre, und wie ein Feldherr die Truppen zur Schlacht, so ordnete Nenneli die sämtliche Masse nach ihrem Werth und Dienst, zum Behalten, zum Verkauf, zu Schnitzen und zu Bägi, zu Most und zu Branntwein, kam unvermerkt zum Flachs, der dicht und schlank empornwuchs, dem Hanf nachstrebte, der hochmüthig auf ihn herab sah.

So kam Nenneli immer weiter, von einem zum andern und alles war üppig und schön, und als sie am Rain hinterm Hause das Ganze übersah, da hüpfte ihr das Herz fast vor Freude, denn so schön hatte sie noch nie alles gesehen, und einen schönern Hof gebe es doch nicht, dachte sie. Aber da kam schon wieder der Jammer, gerade wie in nassen Jahren nach jedem Sonnenblick ein nur um so ärgeres Regenwetter kömmt. Das alles ist unser, und wie gut Händel könnten wir nicht haben, und jetzt, wie haben wirs. Uebler z'weg sind wir als die ärmsten Kacheler und Hästlimacher, und nicht wegen der Armuth, wir hätten Sachen genug für uns und öppe auch für unsere Kinder, aber da inwendig ist's nicht gut, da hat böß Wetter alles verherget.

Nenneli setzte sich nieder, sah über das reiche Land hinweg, sah wie alles im reichsten Segen prangte, vom Thale weg bis hinauf zu den Gipfeln der Vorberge, sah, so weit das Auge reichte, den Himmel rundum sich senken den Spitzen der Berge zu, sah ihn umranden den Kreis, welchen ihr Auge ermaß, sah wie da einß ward der Himmel und die Erde, und von dieser Einigung kam der reiche Segen, kam der Sonne Licht, kam der Regen, kam der geheimnißreiche Thau, kam die wunderbare Kraft, welche Leben schafft im Schooße der Erde. Es ward dem Nenneli ganz eigen ums Herz, als sie diese Einigung zwischen Himmel und Erde erkannte, und wie eben deswegen alles so schön und herrlich sei und so wunderbar anzuschauen, weil Friede sei zwischen Himmel und Erde, der Himmel seine Fülle spende, die Erde den Himmel preise. Und sie dachte, ob denn eigentlich der Himmel nicht alles umranden sollte, nicht bloß die Erde, sondern auch der Menschen Leben, so daß, wenn die Jahre



ihn drängen an der Erde äußersten Rand, vor ihm der Himmel offen liege. Darum auch alle seine Verhältnisse ein jegliches zum Berge wird, auf den der Himmel sich senket und aus dem er in den Himmel steigen kann. Ja, jeder Tag des Lebens, ein kleines Leben für sich, sollte der nicht im Himmel beginnen, und wenn wir einen heißen Tag lang gewandert sind, der Abend kömmt und der Schlaf über die müden Augen, sollten wir nicht da Herberge halten, wo der Himmel die Erde berührt und die Engelein auf- und niedersteigen und Wache halten über den schlafenden Pilgrim, der im Herrn entschlafen ist, damit, wenn die Sonne wieder kömmt, er wohlbewahret im Herrn erwache, gekräftigt in himmlischer Ruhe zu irdischer Geschäftigkeit. Und hatten wir es nicht ehedem so? frug Kenneli sich. Wenn die Nacht kam, am Ende des Tages die Ruhe winkte, hoben wir da unsere Seelen nicht hinauf und suchten in Gott und mit Gott Friede und Ruhe, und ließen dahinten der Erde Elend und versenkten ins Meer des Vergessens böse Gedanken und jegliches Nachtragen. Da ward uns wohl, und jeden Morgen nahmen wir den Segen Gottes mit in den Tag hinein, und jeden Abend legten wir ab, was die Erde Unreines an uns gebracht. Jetzt aber legen wir nichts mehr ab, legen uns schlafen mitten in Noth und Elend, in Groll und Gram hinein, und böse Geister kommen in der Nacht und nähren in wilden Träumen Gram und Groll. Und am Morgen scheint keine helle Sonne einem ins Gemüth hinein, keinen Segen Gottes nehmen wir in den jungen Tag hinein, sondern das alte Elend, die alte Noth, welche über Nacht noch gewachsen sind und wachsen von Tag zu Tag, so daß sie jeden Tag unser ganzes Leben umranden, unser Auge keinen Himmel

mehr sieht, wie in trüben Regen-, in schwarzen Gewittertagen auch nur dunkle Wolken auf den Bergen liegen und kein Himmel zu sehen ist. Da ging Aenneli so recht klar zum ersten Mal ihre Schuld auf, wie sie zu beten aufgehört hatte, und wie von diesem Augenblicke an Groll und Gram gewurzelt seien in ihren Gemüthern, und was sonst jeden Abend vorüberging ein bleibendes geworden.

Wohl hatte sie auch für sich gebetet, aber das Gebet war nicht hinübergekungen in Christens Seele, hatte nicht mehr geebet alle Anstöße, ja es hatte sich immer weniger erhoben zu Gott, hatte die Seele im Dunkel ihres Jammers gelassen und immer mehr waren es nur Worte gewesen, die, wie Steine im Flußbette rollen, ihr über die Zunge gerollt waren. Das Licht von oben läuterte ihre Seele nicht mehr, aber die Erde trübte sie jeden Tag mehr.

So ging ihr auf ihre Schuld, und ihres Elendes Anfang suchte sie nicht mehr im Verlust der 5000 Pfd. welche mehr dem Manne als ihr zur Last fielen, sondern im Zerreißen des geistigen Bandes, welches so lange ihre Seelen in Treue und Liebe zusammengehalten hatte, und dieses Zerreißen war ihre Schuld. Diese Erkenntniß, die fast wie ein Blitz durch ihre Seele fuhr, erschütterte Aenneli tief. Das hatte sie nicht gesehen, nicht begriffen, lag es ihr doch so vor den Füßen und diese Schuld hätte sie beinahe mit sich ins andere Leben genommen, mit sich genommen die Seufzer ihrer Kinder, denen sie ihr Leben vergiftet und vielleicht auch ihre Herzen. Jetzt erkannte sie, wie man den Splitter sieht in des Nächsten Auge, den Balken im eigenen Auge aber nicht. Ach, wenn sie Gott mit dem Gerichte gerichtet hätte, mit welchem sie oft ihren Mann gerichtet.

Eine unendliche Demuth kam über sie, sie sah wie tief unten sie war, keine Strafe schien ihr groß genug, und sie bat die Strafe nicht ab, sondern sie fühlte einen innigen Wunsch gestraft zu werden, eine Freudigkeit jede Strafe zu ertragen, es dünkte ihr, erst dann würde es ihr wieder wohlthun, wenn Gott sie so recht züchtigte, dann erst wußte sie, daß Gottes Augen, von denen sie so lange nichts gemerkt, wieder auf ihr ruhten, seine Hand wieder offen wäre über ihr. Sie fühlte aber auch, daß sie gut machen müsse, was sie gefehlt, bekennen müsse ihre Schuld, es ward ihr so recht von ganzer Seele klar, daß nur dem, der seine Sünden von Herzen bekenne, könne vergeben werden, und nicht nur so oben hin einmal und in Bausch und Bogen bekennen, in der Hoffnung plötzlicher Vergebung und Auswischens, sondern sie bekennen in der Liebe, die sich nicht verbittern läßt, die alle Tage die Schuld bekennet, ohne Versöhnung zu erhalten, die im Bekenntnisse verharret, auch wenn der Bruder das Bekenntniß mißbraucht, sein eigen Unrecht nicht erkennt, sondern alle Tage häuft. Sie wußte, daß an ihr nun alles lag, daß sie der Angel war, um den des Hauses Schicksal sich drehte, daß sie die Hand ans Werk legen müsse sondern Zagen und Zaubern; denn kömmt nicht der Herr wie ein Dieb in der Nacht und fordert von seinem Knechte Rechnung über seinen Haushalt? Sie wußte, sie mußte vor allem aus das zerrissene Band wieder anknüpfen; das war ihr großes, ihr heiliges Werk.

Man liest so oft von Helden die Uebermenschliches vollbrachten, von Märtyrern, welche Uebermenschliches ertrugen; die Schwächern beben, die Kühnern glücken, wünschen die Tage wieder herauf, wo solchen Ruhm

die Kraft erwarb, verwünschen unsere Tage, die so geschliffen einherrollen, einer dem andern gleich, dem Menschen nichts zu bieten scheinen als den Kampf mit der Langenweile in diesen geschliffenen Zeiten und bei den durch sie geschliffenen Menschen. Es ist eine Eigenheit des Menschen, daß er die Größe und das Mächtige nur nach Pfunden, Zahlen, Längen und Breiten zu messen weiß, daß er fürs Geistige keinen andern Maßstab hat, als der Zeitungsschreiber für seine Schlachten, deren Größe er nach der Zahl der Todten berechnet und nach der Menge der gethanen Kanonenschüsse.

Nun aber gibt es Helden und Märtyrer immer fort, und die Gelegenheiten dazu kommen jeden Tag. Wo göttliche Kraft im Menschen ist, da sprudelt sie hervor, und wo ist auf Erden die Quelle, welche nicht ihr Bett gefunden; die ächte Kraft weiß im Kleinen groß zu sein, der öde Hochmuth nur harret immer auf die Gelegenheit groß zu werden und harret immer umsonst, und wenn eine Gelegenheit zu Großem käme, so würde er nicht groß werden, sondern gar jämmerlich klein; so wie ein eitler Mensch, der in allen Nengsten nach einem Titel ringt, sei es ein geistlicher oder ein weltlicher, erst recht erbärmlich wird, wenn er denselben erhaschet hat. Achte Heldenherrlichkeit, großer Märtyrersinn, findet und sieht man heute wie immer, man muß ihn nur zu erkennen wissen im Leben, und nicht bloß wenn er geschrieben angepriesen wird, man muß ihn nur zu suchen wissen in jedem Lebensverhältnis, und nicht meinen, er blühe nur auf Schlachtfeldern oder Blutgerüsten.

Diese Demuth aber, die aus der Liebe stammet, die alles erträgt, alles erduldet, sich nicht verbittern läßt, die da, wo Gott sie stellet, ausharret bis ans Ende,

sei es zum Leben, sei es zum Tode, ausharret in dem Bewußtsein, daß über dem Menschen des Herrn Wille walte, und dieser Wille ertragen werden müsse zur eigenen Sühnung und anderer Heil, im Größten wie im Kleinsten. Diese Demuth ist der Sinn, der die Helden zeugte, aus dem die Märtyrer hervortraten, der noch jetzt Helden und Märtyrer zeuget.

Diese Demuth kam über Kenneli, und dazu eine rechte Freudigkeit alles auszustehen, was Gott nur für gut finde, und nicht nachzulassen, bis alles wieder sei wie ehemals, wo die Mutter noch lebte. Und jetzt erst war es ihr, als dürfte sie so recht wieder an die Mutter denken, und es fiel ihr auf, wie sie sie von Tag zu Tag mehr vergessen, und in der letzten Zeit gar nicht an sie gedacht habe. Jetzt hob sie ihre Augen zu ihr auf, und ein Friede kam ihr ins Gemüthe und eine fröhliche Zuversicht, wie sie sie lange nicht gefühlt. Das kommt von der Mutter; dachte sie, sie freut sich auch deiner, und will dich aussteuern zu deinem heiligen Werke, wie sie dich während ihres Lebens auch so manchmal aussteuerte mit gutem Rath und lebendiger Vermahnung.

Als Kenneli so auf dem Berge gerungen und gefleget hatte, und sie die Augen aufhob, da schien ihr alles noch viel schöner als sonst, und der Himmel schien ihr nicht nur die Erde zu umranden, sondern sich auf dieselbe gesenket, mit ihr verwoben zu haben, Himmel und Erde eins zu sein. Kenneli wußte es nicht bis jetzt, daß, wenn der Himmel sich hinuntergelassen hat über unser Gemüth, wenn er inwendig in uns ist, unser Fuß jeden Ort, den er betritt, zum Himmel heiligt.

Gekräftigt, wie neu geboren, stieg sie zum Hause

hinab. Freundlich bewillkommen sie Tauben und Hühner, folgen ihren Schritten bis zur Küchenthüre, harrten dort, bis sie ihnen Futter bringt und fröhlich zusieht; wie sie lustig und fröhlich darum sich zanken. Da kommt auch der Hund hervor, wädelt durch Tauben und Hühner, ohne sie zu stören und legt sein Haupt in Nennelis Schooß, und läßt sich nicht stören, wenn die Kaze, welche bereits auf demselben Platz genommen, ihn mit der Tase trifft, denn sie hatte die Krallen eingezogen und neckte sich gerne mit dem alten Kameraden. An dieser Einigkeit und Traulichkeit hatte Nenneli große Freude und sie streichelte abwechselnd bald Hund und Kaze; aber sie ging ihr auch zu Herzen und trieb ihr das Wasser wiederum in die Augen. Wenn Hund und Kaze sogar wegen alter Bekanntschaft einig und im Frieden mit einander leben, wie können dann Mann und Frau, die Gott für einander geschaffen hat, sich plagen und quälen, und immer größere Feinde werden, je länger sie bei einander sind.

So sah sie dem Spiele zu, bis, wie Abends zum Walde die Vögel wiederkehren und zum Schlage die Tauben, ein Bewohner ihres Hauses nach dem andern heim kam, ein jeglicher auf seine Weise. Die, welche noch ein Tagwerk hatten, eilig und schweißend, andere, welche nur noch essen und dann schlafen wollten, behaglich und langsam. Die Jungfrauen kamen eilig daher geschossen, rupften aber doch aus dem Zaun allerlei Blümchen und Blättchen ab, und ergriffen diese Gelegenheit um verstoßen zurück zusehen, ob Keiner ihnen folge von Weitem, in welchem Falle sie wohl noch gezögert hätten, ein Strumpfsband gebunden, oder sonst etwas, bis sie vernommen, ob derselbe ihnen vielleicht noch etwas zu sagen hätte. Resli kam wehmüthig vom

Walde her, Christen lustiger von Seite des Dorfes, Annelisi zur hinteren Thüre herein, man wußte nicht woher.

Noch war Christen nicht da; mit Angst schaute Nenneli nach ihm aus. Endlich kam er langsam, zögernd und fast wie ein Schiff dem Hafen zu, dem vom Lande her der Wind entgegen weht. Es klopfte doch Nenneli das Herz, als sie ihn so kommen sah, mit dem sauren Gesicht und dem zögernden Schritt, denn was ihm im Herzen sich regte, das wußte sie nicht. Es wollte ihr der Muth und die Zuversicht fliehen und sie mußte ins Haus hinein und konnte kein freundlich Wort zum Willkommen ihm sagen, wie sie gewillt war. Das that Christen weh, als er Nenneli bei seinem Kommen ins Haus gehen sah. Kann sie mir dann nicht einmal mehr freundlich guten Abend sagen, und selbst an einem heiligen Sonntag das Dubeln nicht lassen? dachte er, und fast wäre er umgekehrt. Nun machte er aber ein desto saurer Gesicht und mochte fast nicht einmal dem Annelisi guten Abend sagen, das an ihn heranschlich wie in heimlichem Verständniß, oder als wenn es ihm etwas anzuvertrauen hätte. Da aber der Vater that, als merkte er sie nicht, gab sie dem Hund, der an ihr sich streichen wollte, einen Stoß und ging in den Garten zu ihren Blumen. Unterdessen hatte Nenneli den Kaffee gemacht, die Erdäpfelröste dazu, alles stand auf dem Tische, bis an die Kaffeefanne, die stand auf dem Tritte des Kinstofens, und langsam drehten die Leute zum Essen sich herbei.

Nenneli nahm sich zusammen, festigte ihre gläubige Demuth wieder, that freundlicher als sonst und hatte für jeden ein gutes Wort. Was sie lange nicht gethan, that sie wieder, sie schenkte selbst den Kaffee ein

und Christen zuefst; dann kam sie mit der Milch und weil sie wußte, wie Christen die Milchhaut liebe, nahm sie ihr Messer und schob die meiste ihm in sein Kacheli. Und als Christen sagte: „Hör ume, i ha g'nug“, sagte sie: „He nimm ume, es ist für die angere o no-da.“ Das verwunderte Christen sehr, er dachte, so wäre es wieder dabei zu sein, und er wurde gesprächig und berichtigte recht kurzweilige Sachen, wie man es lange nicht gehört hatte, daß sich die meisten verwunderten und meinten, Christen sei im Wirthshaus gewesen und hätte einen Schoppen mehr als sonst getrunken. Aber Christen hatte den ganzen Tag keinen Wein gesehen, aber als Nenneli ihm wieder die Milchhaut in sein Kacheli schob, da heimelete es ihn, es ward ihm wieder als wäre er daheim, und das wirkte mehr als drei oder vier Schoppen vermocht hätten.

So böse über sie, dachte Nenneli, mußte Christen doch nicht sein, und ihr Vertrauen ward fest, und als die Haushaltung gemacht war, setzte sie sich zu den andern draußen vor die Kuchenthüre, nahm freundlich Theil an allen Gesprächen; ein freundlich Wort gab das andere freundliche Wort, man wußte nicht wie; und hoch am Himmel stand der Mond als eins nach dem andern seine stille Kammer suchte.

Nenneli ging zuletzt ins Haus, schloß die Thüre, sah, wie üblich, nach, ob das Feuer ausgelöscht sei und alles am rechten Orte. Zweimal machte sie die Runde, denn es klopfte ihr wieder das Herz, und ihrem Stübchen nahte sie sich wie der Laie sich naht dem Heiligthume im Tempel, welches sonst nur des Priesters Fuß betritt. Schweigend rüstete sie sich zur Ruhe, schweigend suchte sie ihr Plätzlein. Da saß sie lange und wollte wieder beten wie ehedem, aber enger und enger



ward es ihr um die Brust. Die Worte wollten den Durchgang nicht finden, und wenn auch die Lippen sich bewegten, zur Bewegung wollte der Laut nicht kommen, es war, als wenn eine unsichtbare Macht unwiderstehlich ihr im Wege stünde, sie zurückdrängen wollte ins Geleise der letzten Gewohnheit. Sie fühlte sich niedergezogen in die Kissen und alles in ihr rief ihr zu: Heute geht es ja nicht, fasse dich, stärke dich, warte bis morgen, morgen gelingt es dir besser, morgen ist bessere Zeit. Aber dann tönten ihr wieder die Worte des Pfarrers zu, daß die Hausmutter sterben könne, während das Essen, das sie aufs Feuer gethan, noch koche, daß im Himmel ein ewiger Friede set, und wer im Himmel ein Plätzchen finden wolle, nicht Streit auf Erden lassen, nicht Streit im Herzen tragen dürfe. Und von neuem rang sie nach einem lauten Wort und in hellen Tropfen stand der Schweiß auf ihrer Stirne. Da wandte ihre Seele sich mit einem unaussprechlichen Seufzer zu Gott empor: Vater, hast du mich verlassen. Da wars, als versinke ein finsternes Unwesen, das drohend vor ihrer Seele gestanden, als sprangen Ketten; die um ihre Brust geschlungen; frei ward das Wort in ihrem Munde und langsam und bebend, aber inbrünstig und deutlich begann sie zu beten: Unser Vater u. s. w.

Beim ersten Ton aus Kennels Munde fuhr Christen zweg, als hätte der Klang der Feuerglocke sein Ohr getroffen, dann saß er auf, dann rangen sich auch Töne aus seiner Brust, er betete mit, und als Kennel die Bitte betete: Vater, vergib mir meine Schulden, wie auch ich meinen Schuldern vergebe, und nun das Weinen über sie kam und sie erschütterte über und über, und ihre Stimme nur ein Schluchzen ward, da weinte

er mit und weinend betete er das Gebet zu Ende. Und es ward ihnen als wenn das Gebet die Sonne wäre, und schwarzer Nebel hätte sie umlagert, daß eins das Gesicht des Andern nicht mehr hätte sehen können. Nun aber kam die Sonne über den Nebel und ihre Strahlen brachen, spalteten ihn, er zerriß, und als ob Gottes eigene Hand vom Himmel herunterreiche, hob er sich höher und höher, hob sich in immer lichtern Wölkchen zum Himmel auf, verlor sich ganz und gar im Himmel; und licht und klar war es um sie, kein Schatten war mehr da und die Herzen lagen offen vor einander. Das heilige Schweigen brach zuerst Kanneli, sich ausklagend und um Verzeihung bittend, aber Christen antwortete: „Du hast nichts zu bitten, ich bin an allem schuld, hätte ich dir gehorcht, so wäre alles nicht begegnet.“ Wunderbar war es jedem, wie das Herz des Andern so weich war und so voll Liebe und so ganz anders gesinnet, als man es gedacht, und daß es nur ein Wörtlein gebraucht zur Einigung. Und keines hatte daran gedacht, und jedes das Herz des Andern ganz anders geglaubt, darum an jeder Verständigung verzweifelt; nur die Demuth Kannelis, welche sich allem unterziehen wollte um ihrer erkannten Schuld willen, konnte durch die bergende Hülle brechen. Eben deswegen hat uns Gott der Zukunft Schooß verdunkelt, den Vorhang gezogen vor die Herzen der Menschen, daß wir lernen in ächtem Heldensinn und hingebendem Vertrauen, das Rechte thun, ohne nach dem Gelingen zu fragen, ohne die Anstrengung mit dem Kampf zu messen. Da wird dann oft, was den Kleingläubigen zurückgeschreckt hätte, als unerhörtes Wagniß, dem Gläubigen so plötzlich und leicht, daß er fast erschrecken, es ansehen möchte als eine Täuschung,

aus welcher er bald um so etender erwachen werde, daß er es erkennen muß als eine Gnade Gottes, die über dem Gläubigen so mächtig geworden. So war es auch ihnen; lange trauten sie ihren Ohren kaum, konnten ihr wiedergefundenes Glück nicht fassen, fürchteten bei jedem Wort, es möchte in eine wunde Spalte des Herzens fallen, und aus dem Abgrunde der Streit wieder sein struppicht Haupt erheben. Sie wählten mit der rührenden Sorgfalt, mit welcher eine zärtliche Mutter ihres Lieblings eiternde Wunde verbindet, die Worte aus, und in neuer Redweise erkannten sie die Macht ihrer Liebe. Und als sie endlich sicher waren, daß keine Täuschung da sei, daß keines dem andern nachrechne, sondern vergeben habe von Herzensgrund, daß jedes in Demuth seine Schwäche erkannt und lechze und dürste nach dem alten Glück, dem alten Frieden, daß jedes ihn nicht nur vom andern erwarte, sondern mit ganzer Seele und allen Kräften dazu beitragen wolle, da kam ein Glück über sie, das sie nicht gefannt; es war fast dem zu vergleichen, welches der empfindet, dem geträumt hat, er sei in der Hölle, der den Teufel gesehen, das Feuer empfunden hat, und der nun im Himmel erwachet und Gott schauet von Angesicht zu Angesicht. Es war die Freude der Engel über den Verlorengegangenen und Wiedergefundenen, es war die Freude des Vaters, als der verlorne Sohn wieder in seinen Armen war. Ihr ganzes inneres Leben, was sie gedacht, was sie empfunden, seit ihre Herzen sich verschlossen, strömte auf ihre Lippen und eines staunte über das andere, und manchmal noch weinte Anneli und sagte: „O wenn ich das gewußt hätte, es wäre nicht so lange gegangen, aber warum verlor ich den Glauben, warum das Vertrauen! Ach, jetzt weiß ich

es, daß, wenn man Glauben und Vertrauen zu Gott verliert, man gottlos wird, und wenn man Glauben und Vertrauen zu den Menschen verliert, so wird man lieblos, und wer gottlos und lieblos ist, um den ist es finstere Nacht, und wenn er schon noch nicht in der Hölle ist, so ist doch die Hölle in ihm.“ Aber Annelis Klagen stillte Christen mit seinen Klagen, daß es ihm gerade so gegangen, und sie konnten sich nicht sattfam wundern, wie sie einander so mißverstanden, wie sie als Haß auslegten, wo die Liebe sich regte, als Bosheit, was innerer Schmerz war. Es war als ob eines spanisch gewesen wäre und das andere böhmisch, und hätten doch beide gemeint, sie redeten die gleiche Sprache, und hätten darum jeden Laut und jedes Zeichen falsch und verkehrt gedeutet. Sie wurden nicht satt, solche Mißverständnisse aufzusuchen, und bei jeder Lösung wuchs das Vertrauen des Einen zum Andern, und das Staunen über ihre eigene Verblendung. Dann wuchs Anneli ihre Schuld immer wieder ins Gemüth, daß sie es eigentlich gewesen sei, welche die Schlüssel ihrer Herzen umgedreht und abgezogen, so daß sie verschlossen geblieben von selbiger Zeit an. Hätte sie das nicht gethan, so wäre die ganze unglückliche Zeit nicht gewesen, sie wären in Gott immer einig geworden; denn eben was die Erde trenne den Tag über, das solle des Abends in Gott sich wieder suchen und finden; so habe die selige Mutter immer gesagt.

Dann tröstete Christen, daß er auch nicht gewesen, wie er gesollt, was er gefehlt, hätten andere entgelten sollen, er fühle das wohl, und wenn er die Herzen verschlossen, so hätte sie sie wiederum aufgethan, und mehr als gut gemacht. Und wenn das nicht alles so gekommen, so hätte er nie gewußt um wie viel mehr

der Friede werth sei als 5000 Pfd., und wie das Geld nicht alles sei, ja wie es nichts sei, denn wo der Friede fehle, da sei der Reichste ja viel unglücklicher als der Armste, der den Frieden hätte. Er hätte es manchmal recht mit Zorn gesehen, wie seinen Tancern und Knechten viel wöhler gewesen sei als ihm, und wie sie viel fröhlicher hätten essen mögen als er. Jetzt hätte er es so lebendig an sich selbst erfahren, was Jesus damit sagen wolle: „Und was hülfte es euch, so ihr die ganze Welt gewönnet, und ihr littet Schaden an eurer Seele?“ Oder was kann der Mensch geben zum Werthe seiner Seele? Das hätte er alles Niemand geglaubt, wenn er es nicht selbst erfahren. Geld, Geld, reich, reich, hätte ihm früher immer in den Ohren geklungen, und wenn er von einem unbekanntem Menschen reden gehört, so hätte er gefragt: „Het er öppis.“ Jetzt solle fürder Friede, Friede, fromm, fromm, in seinen Ohren sein, und wenn er nach dem Werthe eines Menschen frage, so wolle er auch anders seine Frage stellen.

Aber auf ihr Glück senkte sich erst die Krone, als sie ihrer Kinder gedachten. Sie wußten es, wie ihr Unglück auch auf die andern übergegangen, denn wenn alle Glieder eines Leibes es empfinden, wenn ein Glied krank wird, so empfinden es noch viel mehr alle Glieder eines Hauses, wenn eine Krankheit in einer Seele ausbricht, und in dem Grade mehr, je bedeutungsvoller die kranke Seele im Getriebe des Hauses ist. Sie sahen wohl wie die kindliche Harmlosigkeit und der jugendliche Frohsinn verwelkten, als ob der elterliche Streit zum Mehlthau an ihren kindlichen Seelen würde. Sie sahen erst jetzt recht ein, wie der Streit ihre Herzen zusammengezogen, daß sie keinen Platz mehr darin für

ihre Kinder hatten, sondern nur noch für ihre Angst um Geld und ihren Streit darum. Sie hatten sich nicht nur um ihr Schicksal nicht bekümmert, an dem sonst so gerne die Eltern bauen mit emsigen Händen, sondern es war ihnen wohl selbst manchmal ein Gefühl aufgestiegen, als ob die, welche sonst ihre größte Freude gewesen, ihnen im Wege wären, fast eine Last.

Jetzt waren ihre Herzen wieder weit geworden, der Kinder Glück war wieder ihr eigenes und freudig schlug ihr Herz, wenn sie dachten, wie dieselben sich freuen würden, wenn sie den Streit verschwanden, die alte Einigkeit und die alte elterliche Liebe auf einmal wieder sehen würden, als ob sie für einen Augenblick freiwillig sich versteckt hätten, nur um freudig zu überraschen, wie oft Eltern pflegen, wenn sie mit Kindern sich necken in fröhlichem Spiele. Ihren Kindern bauten sie Häuser in ernster elterlicher Liebe, bis endlich Christen fragte: „Aber sage mir Nenneli, wie brachtest du es dahin, daß dir das Herz wieder aufging und du das Beten wieder anfangen konntest? Ich habe auch daran gedacht, mit dir mit Manier zu reden, aber erslich wäre ich böse geworden, und du wahrscheinlich auch, denn ich war gesinnet, nur du hättest die Fehler; aber ich konnte nicht, wenn ich auch wollte; man hätte mir das Maul nicht mit einem Knebel aufgebrochen.“ Nun erzählte Nenneli, wie es ihr ergangen, wie der Geist es ihr gesagt, daß sie bald sterben werde, wie ihr geworden sei, sie sei der letzte Mensch auf Erden und müsse eiligst den andern nach, und dann wieder, man trage sie zu Grabe, es weine Niemand hinter ihr, und sie finde keinen Platz im Himmel, wie keinen in der Kirche, wo ihr endlich eine arme Frau Platz gemacht. Wie darauf hin der Pfarrer gesagt, man solle immer meinen,

was man genieße, sei das letzte Mahl und absonderlich vom Abendmahl solle man es glauben. Und darum solle man Friede halten und Friede machen, denn mit Streit komme man nicht in den Himmel, und keiner solle glauben, daß die Schuld nicht an ihm sei, und der andere ane (hin) knien müsse, sondern das Gegentheil. Da sei es ihr geworden, sie wisse nicht wie, aber daß wieder Friede werden müsse, sei fest in ihr gestanden; um ihr Bläschen im Himmel wolle sie nicht kommen, und das Sterben komme ihr bald. Aber lange hätte sie nicht gewußt, wie sie anfangen solle, bis ihr spät am Nachmittag es aufgegangen sei, daß sie da anfangen müsse, wo der Zwiespalt so recht angefangen und daß sie eigentlich Schuld an allem sei. Nun hätte sie gewußt, was sie zu thun hätte, aber Angst sei ihr doch dabei geworden, denn sie hätte nicht gedacht, daß Christus Herz zum Frieden so z'weg wäre, sie hätte geglaubt, lange, lange alleine beten zu müssen, bis sie sein Herz wieder aufgesprengt; darum hätte sie vor Angst und Bangen fast nicht anfangen können, allein einmal angefangen, hätte sie auch nicht mehr abgesetzt, denn sterben ohne Friede, das will ich nicht. Als du aber alsobald aufgefessen und mitgebetet hast, da war es mir, als wärest du mir viele, viele Tage lang verschüttet unter der Erde gelegen, umsonst hätte ich dich gesucht, nach dir gegraben. Da sähest du auf einmal gesund und wohlbewahrt, von Engeln emporgetragen, an meiner Seite und ich hätte dich wieder und verlöre dich nimmer bis ich sterbe. Jetzt weiß ich es, daß, wenn ihr mich zu Grabe traget, ihr wieder weinen werdet, und wenn dumpf auf meinen Todtenbaum die Erde tönt, so wirfst du den Lumpen vor's Gesicht nehmen und denken: Nenneli war doch gut, und wenn ich

noch einmal weiben könnte, ich nähmte keine andere, und es ist mir und andern übel gegangen. Da sagte Christen: „Red nicht so, von sterben mag ich nichts hören. Aber das will ich dir sagen: du hättest sterben mögen, wenn es gewesen wäre, geweint hätte ich immer, denn eine brave Frau warst du allweg, und lieb warst du mir auch immer, und wenn du hättest sterben sollen, so hätte ich alles, alles vergessen, und nur daran gesinnet, wie lieb du mich hattest und wie du immer für alles gesinnet hast zu rechter Zeit, und alles verstanden wie keine andere. Aber von sterben red' nur nicht, erst jetzt wollen wir wieder recht zu leben anfangen mit neuem Muth und in rechter Eintracht und was dich freut, das soll auch meine Freude sein.“ „Höre Christen, sagte Kanneli, du bist immer ein Guter gewesen, und jetzt z'vollem gut; aber eins möchte ich noch. Du redest's mir nicht aus, daß ich bald sterben werde, es ist mir so wohl und so wunderbar, daß ich wohl weiß, daß dies den Tod bedeutet. Aber wir wollen darüber nicht streiten, sondern es Gott überlassen, der wird alles wohl machen. Aber eben eines möchte ich noch, das müßt ihr mir versprechen. Am nächsten Sonntag, an der heiligen Pfingsten, da wollen wir noch alle das heilige Abendmahl zusammen nehmen, so zum Zeichen, daß alles recht gründlich vergeben und vergessen sei, so wie als wenn es das letzte Mahl in diesem Leben wäre, und der Abschied gleich darnach käme, so wie die Israeliten zur Reise bereit, und alles abgethan, was man nicht mitnehmen soll, so an Leib und Seele bereit auf den Ruf des Herrn vor seinem Angesichte zu erscheinen. So möchte ich mit euch allen noch einmal an des Herrn Tisch, dann erst, dünkt mich, werde ich den zeitlichen und den ewigen Frieden



gewiß haben; dann erst, wenn wir ein solches inniges Versöhnungsfest werden gefeiert haben, weiß ich, daß nichts mehr zwischen unsere Seelen kömmt. Noch kömmt immer wieder ein Bangen über mich, als ob der Feind noch da sei, der so lange zwischen unsern Seelen stand, aber wenn das geschieht, dann ist alles gut, dann werd ich erst mit recht frohem Herzen sagen: Jetzt Herr, jetzt laß deine Ragd im Frieden fahren.“

„Los, lieb Kanneli, sagte Christen, vom Sterben rede mir nichts mehr; davon mag und will ich nichts hören; ich wüßte nicht warum du gerade jetzt sterben solltest, wo wir mit einander im Frieden leben könnten. Das duechte mich, ich muß es sagen, vom lieben Gott nicht recht. Aber mit allen Freuden will ich am Sonntag mit dir das Nachtmahl nehmen, und die Kinder werden es auch gerne thun, und eine b'sunderbare Freude daran haben, wenn der alte Eschup (Handel) aus ist. Und es ist mir auch noch wegen den Leuten. Es ist so manches von uns unter sie gekommen, wie ich wohl gemerkt habe; sie können dann auch von uns reden, wenn sie wollen, wenigstens sehen können sie, daß es nicht so übel mit uns steht, wenn wir zusammen vor des Herrn Tisch gehen dürfen. Es ist kurios, auf die Religion verstehe ich mich freilich nicht recht, und zur Kirche gegangen bin ich nicht viel, es wollte sich mir so oft nicht schicken, und unser ein hat gar so viel zu sinnen, z'Geistliche kann man nicht immer im Kopf haben, aber ich muß bekennen, allemal wenn ich in die Kirche kam oder zum Nachtmahl, nahm ich mir vor, mehr zu gehen. Es wohlete mir allemal, es war mir fast der Seele nach, wie es mir ist, wenn ich zur Seltenei (Seltenheit) einmal badete. Es duechte mich allemal, ich hätte mehr Muth, und es habe mir wieder g'luteret

vor den Augen, und ich könnte alles ruhiger nehmen. Es het mi mengist duecht, so wie wir ehemals, alles was mit dyne mit einander gehabt haben, im Beten haben liegen lassen, so sollte man im Sonntag alles liegen lassen, was die Welt einem die Woche über an-  
gehängt hat, und wie man am Sonntag ein sauberes Hemd anzieht, so sollte man auch die Seele säubern und reinigen, es würde manchen Unflath weniger geben auf der Welt. Aber wenn üser ein schon zuweilen etwas z'Sinn chunt, so ist man dann z'hilfflig darnach z'lebe, wenn es schon gut wäre. Aber es muß anders kommen, und am Sonntag komme ich gerne; Gott und Menschen können dann sehen ob wir einander lieb haben oder nicht."

Die Freude des wiedergewonneney Glückes hielt den Schlaf ferne von ihrem Lager; es dämmerte draußen, die Sonne stieg herauf, ihre freundlichen Strahlen kamen als liebliche Boten und döppeleten an die Augen der Menschen, daß sie schauen sollten des Herrn Herrlichkeit und schaffen ihre Werke, während der Herr dazu ihnen leuchte.

Bonnereich und glücklich ging das alte Ehepaar in den jungen Tag hinein. Alles Uebel war versenket und ein neues Leben blühte im Herzen, oder es war vielmehr das alte Leben, das neu aufgetaucht war unter dem Uebel hervor, mit dem es bedeket und das jetzt abgeschüttet war, und über das jetzt neunundneunzig Mal mehr Freude war als ehedem, weil es verloren gewesen und wieder gefunden worden. Sie verkündeten ihre Freude nicht laut, gaben ihr keine besondern Worte, das Hauswesen ging seinen gewohnten Gang, aber ein seliger Friede leuchtete auf ihren Gesichtern und es war recht rührend zu sehen, wie die alternden Leute sich

nachträppeleten, wie zwei junge norrochtige Eheleute am Tage nach der Hochzeit, wo jedes immer zu meinen scheint, das andere könnte ihm noch daraus laufen. Alle Augenblicke hatte Christen in der Küche seine Pfeife anzuzünden, und kaum war er daraus, so tröppelete Anneli ihm schon nach und hatte ihn etwas zu fragen oder ihm etwas zu berichten. Schon das fiel den Kindern auf, aber sie frugen nicht. Als Resli Mittags den Rossen kurzes Futter gab, kam der Vater zu ihm in den Stall, redete mit ihm über den Viehstand, frug was er meine, ob nicht etwas zu ändern wäre, es wäre da vielleicht ein ordentliches Zwischenaus zu machen, und wenn er meine, so könnte er an den ersten Monat-Dienstag nach Bern; dort mache man es immer am besten, und er müsse sich auch nach und nach ans Handeln gewöhnen; er müsse das doch einmal machen, und je früher man anfange um so eher lerne man es, und um so weniger müsse man Lehrgeld zahlen. Resli stund fast auf den Kopf und folgte dem Vater freundlich durch die Ställe, und was er meinte, fand der Vater gut.

Fast ebenso ging es Annelisi mit der Mutter, die mit einander Rabis setzten. Die Mutter begann von Annelisis Garderobe, musterte sie mit ihr durch, sagte von Hemden, welche sie ihr wolle machen lassen, sobald man die Näherin herbeibringen könne, fand, ihr Sonntags Tschöppli sei abgetragen und es mangle ein neues. Sie könne es machen wie sie wolle, entweder schon am Abend zum Krämer und sehen ob er etwas anständiges hätte, oder warten, bis an einem Ort ein Märkt sei, wo man bessere Auswahl hätte.

Diese Neben der Mutter machten Annelisi fast wunderlich; sie wußte nicht, war es ihr recht im Kopf oder

nicht, und ihr Gewissen begann sich zu regen und zu fragen: ob das der Lohn sei für ihre gestrige Aufführung? Sie traute der Sache nur halb, wußte nicht, war es Ernst oder war das nur ein Anfang, und hängte die Mutter noch etwas anderes dran; sie gab daher nur halbeinläßlichen Bescheid und wartete immer was noch käme. Da aber nichts nachkam als ein freundlich Wort dem andern, und keine Vorwürfe und keine anderweitigen Vorschläge, da verwunderte sich auch Annelisi und dachte: wenn es doch immer so wäre, aber es werde sich bald ändern. Aber es änderte nicht, nichts als freundliche Worte hörte man, neuer Trieb schien ins ganze Hauswesen zu kommen, lustig und munter schnurrt sein ganzes Räderwerk. Es war wie an warmen Märztagen, wenn warm die Sonnenstrahlen über die Erde strömen, das schlafende Leben wecken, es lustig zu surren anfängt über den Boden weg. Die Erde hat ihren Schooß geöffnet, Leben ohne Maas entströmet ihr, es beginnt sich zu färben die fahle Pflanzenwelt, und erkräftigt hebt hier und da ein welches Pflänzchen sein grün gewordenes Haupt, dem Menschen aber wird die Brust weis, munterer regen sich seine Kräfte, drängen ihn zu thätigerem Leben, das Herz öffnet sich zu Lob und Preis seines Schöpfers.

Es ist Friede und Liebe eines elterlichen Paares die Haussonne, verbitzt sie sich, so steht das Haus im Winter von Frost umgürtet, von Sturm, Schnee, Regen gehudelt und trübsinnig nutzlos, stöckisch sind alle seine Bewohner; scheint sie, so thaut alles unwillkürlich auf, der Sturm schweigt, der Regen hört auf, ein fröhliches Treiben beginnt, und wie die Lerchen am liebsten in den blauen Himmel hinein ihre Lieder schmettern, ertönen heitere Lieder ums Haus, und jeglicher

bewegt sich, als ob ihm Flügel zu wachsen begönnen. Anneliſi tanzte ihrem Tſchöppli Tuch nach und ängſtigte den Schneider; Keſli ſuchte Geſpräche mit dem Vater und ſtrich in ſtiller Freude um die Mutter herum; und mit fröhlichem Herzen, aber mit dem Kopfe in der Hand, als ob graufames Weh ihn plagte, ſaß Chriſten, der Junge, hinter einer Theekanne, welche ihm die Mutter ungeheißen ſchon zweimal gefüllt, und ungefragt hatte der Vater ihm ſchon den Doktor anerboten. So verging die Woche ohne ein einziges Wölkchen, denn alle Abend ward der Friede inniger und gefeſtigter, und als der Samstag kam, hatte Anneli kein Bangen mehr, ſie wußte, daß er bleibend ſei, und nicht wie eine Morgenwolke, die bald vergeht.

So kam der Samstag und mit ihm ſein früher Feierabend, der hier, wie in vielen andern Häuſern, pünktlich gehalten ward. Es iſt nämlich noch Sitte, daß am Samstag nach 6 Uhr, oder nach dem Feierabendgeläute, nicht mehr gearbeitet wird; man macht lieber am Sonntag Morgens fertig, was Samstags vor 6 Uhr nicht beſeitigt werden konnte. Obs ein Ueberreſt des jüdiſchen Sabbath's iſt, oder eine freie Zeit ſein ſoll zur ſtillen Vorbereitung auf den kommenden Sonntag, wiſſen die Leute ſelbſt nicht recht, und die einen legen es ſo aus, die andern anders. Beſonders willkommen iſt ſie dem jungen Volk, beſonders den Dienſtboten. Dieſe benutzen ſie ſelten genug zur ſtillen Einkehr in ſich ſelbſt, ſondern fahren ihren Berrichtungen nach, zu denen ſie in der Woche keine Zeit hatten, zu Schneider und Schuhmacher, zum Krämer, ſuchen nebenbei gut Schick. Die Burſche rotten ſich zuſammen, die Mädchen flattern hin und her, wie Rücken um

Licht, oder wie Kinder, die neckisch vor Jemand laufen, und in einem fort schreien: nimm mich, wenn du kannst, nimm mich doch.

Es war abgegeffen worden, das Vieh besorgt, die Mägde waren ausgeflattert, die Knechte weggestopfet, auf dem Bänklein vor dem Hause saß der Vater mit Restl. Christen stund auf der B'sezt, wußte nicht was machen, und Annelisi trug Raienstöcke hin und her. Da kam die Mutter heraus und frug: „Hast du es ihnen gesagt?“ „Nein, sagte der Vater, aber du kannst es ihnen ja selbst am besten sagen.“ „He, sagte die Mutter, das kann ich wohl. Es wäre mein Wunsch, daß wir morgen alle zum Nachtmahl gingen mit einander. Ihr wißt wohl, es war lange etwas Ungutes unter uns. Wir meinten es beide gut, ich und der Vater, aber wir haben uns nicht mehr recht verstanden. Es war uns nicht von wegen uns, sondern von wegen euch, denn für wen husen die Eltern als für die Kinder? Daran war ich den Mehrtheil schuld und grusam habe ich da gefehlt. Das habe ich nun eingesehen und dem Vater es gesagt, und er hat mir verzogen.“ „Aber Mutter, sagte der Vater, ich habe gefehlt so gut als du; ich habe so gut als du nicht gewußt, was das Glück ausmacht, und während wir meinten, wir seien unglücklich geworden, hatten wirs Glück noch ganz unverfehrt gehabt und trieben es dann selbst vor lauter Aengstlichkeit von uns weg, und ich noch mehr als du. Wenn ich mich etwas besser nachelah (nachgegeben) hätte, so wären die 5000 Pfd. bald verschmerzt gewesen.“ „O Metti, wir wollen jetzt nicht worten, ich weiß es im Herzen wohl, wie ich gefehlt, und wie ich mich vor lauter Aengstlichkeit nicht nur am Vater, sondern auch an euch versündigt habe, denn

ihr müßtet auch darunter leiden, und während ich, wie ich meinte, um euer Glück jammerte, machte ich euch unglücklich. Aber jetzt weiß ich, daß Glück und Geld ganz verschiedene Dinge sind, und ihr habt es auch so Gott will, für euer Lebenlang erfahren. Gott hat uns das zeigen wollen; darum wollen wir nicht klagen; aber eines möchte ich noch, daß ihr mir nämlich alle so von Herzensgrund verzeihen möchtet vor Gott selbst, damit wir so recht den Frieden besiegelt hätten, damit, wenn ich von euch muß, ich weiß, ihr seid mit mir zufrieden und traget mir nichts nach, vor den Menschen nicht und vor Gott nicht.“ „Aber Mutter, sagte Resli, was sinnest auch, dir tragen wir ja nichts nach und auch dem Vater nicht. Es hat uns schon lange gedrückt, daß ihr so nöthlich thut wegen dem Geld, und wir haben es wohl gewußt, daß es unfertwegen ist; das hat uns b'sunderbar plaget. Aber wir konnten nichts daran machen. Wir haben es schon die ganze Woche gemerkt, daß etwas gegangen ist, und es dünkte uns, es gehe ein Schatten ab der Sonne, und es war ein ganz anderes Dabeisein, es hat uns allen geschienen, wir seien auf Federn. Ja von Herzen gern wollen wir morgen zum Nachtmahl kommen, aber nicht von wegen dem Verzeihen, sondern um dem lieben Gott zu danken, daß alles so gegangen, und nicht von wegen dem Sterben, du sollst erst jetzt sehen, Mutter, wie lieb wir dich haben. Es ist gut, wenn es alle Leute wieder sehen, daß wir nichts wider einander haben, sondern uns Gott und Menschen zusammen zeigen dürfen.

„Ja, sagte Annelisi, ich habe gegen dich gefehlt, Mutter, und es ist mir leid; aber wenn wir morgen zum Nachtmahl gehen wollen, so muß ich geschwind

noch ins Dorf hinter den Schneider her; der hat wieder versprochen und wird nicht halten, und wenn ich mein neues Tschöpli nicht bekomme, so kann ich nicht mitkommen, denn im alten darf ich mich nicht mehr zeigen." „Du bist immer das gleiche Annelisi, sagte der Vater, und hast nur deine Narrethei im Kopf, sonst würdest du jetzt nicht an dein Tschöpli sinne, sondern daran, was es heißt, wenn Vater und Mutter, und Brüder und Schwester mit einander zum Nachtmahl gehen wollen, zu einem Versöhnungsbunde, damit sie auch mit Gott versöhnet bleiben. Denk daran, wenn du deinen Sinn immer an der Hoffahrt hast, so wirst du unglücklich und machst unglücklich wer um dich ist. Jetzt weiß ich was es heißt, wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz, und wenn der Schatz verloren wird so geht das Herz im Jammer unter. Darum müssen wir nach einem Schatze trachten, der nicht verloren geht, um deswillen wir nicht Gott und Menschen hassen müssen. Nein, Annelisi, heute gehst du nicht deinem Tschöpli nach, sondern lässest Tschöpli Tschöpli sein und bleibest bei uns, und wenn du schon einmal ein Kapitel lesen würdest, so würde es dir nichts schaden. Auf mich mußt du nicht sehen, ich habe mehr zu thun und zu denken als du, und dann brauche ich nicht immer zu lesen, wenn ich an etwas Gutes sinnen will, ich kann noch gar manchen Spruch, den du nicht kannst, öppist gut z'lere ist man zu vornehm und es soll manchen neumodischen Lehrer geben, der sich der Bibel schämt, und der übers Fragebuch numme zäpflet. Ich habe schon manchmal gedacht, wie es endlich kommen müsse und daß man sich nicht verwundern dürfe, wenn die Kinder nur an Tschöplein denken, wenn man vom Nachtmahl redet." „O Metti, zürnt nicht, ich habe das



so gesagt und nichts weiters gesinnet, aber ich bleibe ja gern daheim, und es ist nicht, daß ich nur an Tschöpleni sinnen muß. Wenn morgen der liebe Gott in mein Herz sieht, so wird er auch sehen, daß ich an Vater und Mutter sinnen kann, und daran, wie ich sein müsse, daß sie mich doch lieb haben könnten auch so recht. Gell Mütterli, du glaubst es?" sagte Annelisi, legte ihren Ellbogen auf deren Achsel und streichelte ihr die Backen, wie kleine Kinder es so gerne zu thun pflegen. „Es sei notti ein Gutes, sagte die Mutter, wenn man schon zuweilen nicht wisse, woran man mit ihr sei, und meinen sollte, sie hätte lauter Flausen im Kopf, aber wenn sie sterben sollte, so werde Annelisi nicht die Letzte sein in der Haushaltung, und zeigen, daß sie noch etwas anderes wisse als Flausen machen und hoffärtig sein.“

So saß die Familie in ernstern und lieben Gesprächen ungestört zusammen bis in den tiefen Abend hinein. Vieles wurde verhandelt aber die Hauptsache drehte sich immer um Annelis Glaube, daß sie bald sterben werde, und daß sie Morgen das letzte Mahl mit ihren Kindern hielte. Weichmüthig, aber heiter hielt sie diesen Gedanken fest, wie sehr die andern ihn ihr auch ausredeten. Sie redete viel von Ahnungen und von Exempeln aus ihrer Familie, daß den Kindern die Herzen immer weicher wurden, bis endlich der Vater sagte: „Er hülfse, sie wollten hinein und ein Kapitel lesen, da wisse man doch, daß es wahr sei und könne sich trösten damit, bei solchen Sachen aber, wisse man nicht was daran sei, und sie machten einem nur traurig und unnöthig z'föchten. Er wolle hoffen, der liebe Gott werde sie noch lange im Frieden bei einander lassen; hätte er ihrem Streit zugeschen, so werde er

jezt auch seine Freude an ihrer Liebe haben wollen.“ Sie erbauten sich an Gottes Wort, und in feierlicher Stimmung, fast wie am Abend vor dem ersten Abendmahl, suchten sie die Ruhe.

Feierlich steigt ein heiliger Sonntag übers Land herauf; da hört man keine Kutschen, Chaisen rollen. Niemand kommt es in Sinn, Gott und seinem Gewissen entrinnen zu wollen; da weiß man noch, was der städtische Pöbel, zusammengesetzt aus Herr B. und Herrn K. nicht mehr weiß, daß, wenn man auch Flügel der Morgenröthe nähme, und stöge ans Ende des Meeres, der auch da sei, der den Wurm im Staube sieht und jeglichen Schlingel, sei er zu Fuß oder zu Wagen; da weiß man noch, daß man nicht Aergerniß geben soll, und schämt sich des städtischen Pöbels, der gerade an den heiligen Tagen rings auf dem Lande Zeugniß ablegt, wie nahe er, trotz seiner guttuchenen Kutte, dem Vieh verwandt sei, und wie er ohne seiner Ehre Abbruch zu thun, jedem Schweine „Götti“ sagen kann.

Feierlich steigt der Tag herauf und stille ist's; das Säuseln des Herrn hört man in den Zweigen der Bäume, die Seufzer der Gewissen rauschen in den Seelen, das Beten der Herzen tritt flüsternd auf die Lippen. So war es auch in unserm Hause, und in jedem Herzen war noch das Weh über den unwürdigen, unheiligen Streit vom letzten Sonntag, der die eiternde Beule zur Reife gebracht und aufgebrochen. Um so weicher war eines jeden Stimmung, um so inniger war ihr Sinnen an den heiligen Tag, um so inbrünstiger eines jeden übliche Gebete, um so freundlicher und weicher ihr Begegnen. Ihre Gefühle thaten sich nicht durch besondere Geberden kund, sie traten kaum ins Auge, aber im

Töne der Stimme gaben sie sich zu erkennen, im Vor-  
thun bei allen Geschäften, in der Theilnahme mit wel-  
cher jedes Wort aufgenommen wurde, im Zueinander-  
stehen, ohne daß man sich eben etwas zu sagen hatte.  
Selbst Annelisi war innig bewegt und dachte nicht ans  
neue Tschöpli, als es das alte anzog, war früh fertig,  
sorgte der Mutter für einen schönen Rosmarinstengel und  
wollte den Brüdern auch welche geben, aber diese sagten,  
sie beehrten heute keine. Alle warteten der Mutter vor  
der Thüre, die noch die Jungfrauen zu brichten hatte  
über ihre Pflichten, und wie sie zu allem zu sehen hät-  
ten, damit das Essen nicht verdorben, das Haus nicht  
verwahrloset würde. Sie ließ zwar hinausfagen, man  
solle ihr doch recht nicht warten; aber ohne Mutter  
wäre keines vom Hause gegangen, und keines ward  
ungeduldig und keines rief ins Haus hinein: „Mutter,  
kommst nicht bald!“ Als sie kam, sich entschuldigend,  
sagte Christen: „Wir hätten dir noch lange gewartet,  
säumtest du dich ja um unseretwillen, es hatte jedes  
von uns nur für sich selbst zu sorgen, du aber für  
alle.“ So war keine Ungeduld in keinem Herzen, und  
eines Sinnes, ohne viele Worte, in stiller Andacht, zo-  
gen sie dem Hause des Herrn zu. Es ist doch schön,  
wenn so eine ganze Familie eines Glaubens, eines  
Sinnes, zum Hause des Herrn zieht, keines vornehmer  
im Geiste als das andere, jedes gläubig wie das an-  
dere, vom gleichen Gott sein Heil erwartend, den glei-  
chen Weg vor Augen, nach dem gleichen Himmel  
trachtend.

Es ist doch schön, wenn Eltern mit ihren erwach-  
senen Kindern zur Kirche ziehen können, wo sie die-  
selben taufen lassen, und nicht nur sagen können: sieh,  
Herr, hier sind die, die du mir gegeben hast, und

keines ist verloren gegangen; sondern noch danken können, daß der Herr durch die Kinder die Eltern geheiligt und die Kinder Stützen geworden seien, nicht nur für den Leib in den alten Tagen, sondern auch für den Geist auf dem Wege der Heiligung. Wenn so eine ganze Familie zum Mahle des Herrn geht, als wie zum letzten Mahle, und doch im gläubigen Vertrauen, daß der Herr nicht scheiden werde, was sich hier gefunden, daß wenn schon der Tod als wie ein Schatten vor das eine oder das andere sich stellt, dieser Schatten über Kurzem wieder schwinden werde im Lichte des ewigen Lebens, es ist doch schön. Es wehet in einer solchen Familie eine Kraft des Vertrauens, des Glaubens, der Liebe, welche die Welt nicht gibt, welche die Welt nicht kennt.

Bald waren sie nicht mehr alleine; hieher kamen Leute und dort her, freundliche Grüße wechselten, die einen hemmten ihren Schritt, die andern beschleunigten ihn, ein jedes richtete seinen Schritt nach der andern Schritt, weil es nicht alleine wallen wollte auf dem Wege zur Kirche, sondern in Gemeinschaft mit den andern. Warum aber nur auf dem Kirchwege seinen Schritt modeln nach der andern Schritt, warum nicht auch auf dem Lebenswege? Nur eine kleine Anstrengung, nur ein klein wenig Eigensinn, nur einiger Tage leichte Uebung, und einmüthig und gleichen Schrittes, eine Gemeinschaft der Heiligen, würde durchs Leben wallen, was auf ewig auseinander geht, weil das eine seinen Schritt noch kürzt, während das andere den Seinigen verlängert.

Die Leute sahen mit Verwundern die Fünfe so einträchtig zusammen gehen, drückten aber die Verwunderung nicht einmal mit den Augen aus, geschweige daß

Jemand nach der Veranlassung des nach der bekannten Spaltung um so auffallenderen gemeinsamen Kirchganges gefragt hätte. Jeder machte seine Muthmaßungen und behielt sich vor, dieselben daheim beim Mittagessen vorzubringen, und fast in allen Häusern war dieß das Tischgespräch. Vermuthungen aller Art wurden laut, und allerdings blieb die Bewegung Kanneli's am vorigen Sonntag in der Kirche nicht unbemerkt, aber das Rechte errieth doch so recht Niemand, von wegen wenn man etwas begreifen will, so muß man den Sinn, aus welchem es hervorgegangen, selbst in seiner Brust tragen. Das wissen aber die wenigsten Leute, darum so viele Mißverständnisse, darum verweisen die Meisten so dummes Zeug, wenn sie von einer guten, uneigennütigen That hören, sie tragen halt den Sinn dazu nicht in ihrer Brust. Hingegen weiß so Mancher, daß er selbst für die schlechtesten, eigennützigsten Absichten, die schönsten Gründe hat. Mancher vermag z. B. Amt, Stellung, Staat auf die schändlichste Weise zu mißbrauchen zur Sättigung seiner Lust oder seines Geldäckels, während er von lauter System, Gemeinwohl und Volksinteresse überfließt.

Die Leute strömten immer zahlreicher, je näher man der Kirche kam; denn an Pfingsten, wenn die Sonne schön warm scheint, wagt so manches alte Mütterli, das durch Kälte und Koth nicht mehr kam, noch so gerne einen Kirchgang und labet seine Seele, die auch gerne da oben wäre an des Herrn Mahl; es weiß nicht, was der Herr im nächsten Winter mit ihm vor hat; es sucht, wo es kann, den Herrn, damit wenn der Tod kommt, der Herr es finde.

Wenn sie schon früh waren, so fanden sie doch mit Mühe Platz in der Kirche. Wer es vermag, sollte

immer frühe gehen, wer hintendrein hastet, kömmt sehr selten mehr in die rechte Stimmung, so wenig als der Pfarrer, der weltliche Geschäfte abrechnen muß, um ans heilige Werk zu gehen. Es ist gar eigen unser Gemüth, und stille und feyerlich muß es um dasselbe sein, wenn es stille und feyerlich in ihm werden soll, so wie auch die Winde aufhören müssen zu wehen, wenn die Wellen sich legen, das Meer sich ebnen soll.

Wenn man da so sitzt im stillen weiten Raume, vielleicht ein schönes Lied von der Orgel tönt, oder ein schönes Wort aus der Bibel kömmt, und die Glocken rufen die draußen herein, da, wie die Augen im Dunkel des Kellers allmählig aufgehen und zu schauen vermögen, so geht es unserer Seele, sie öfnet sich Eindrücken, für welche sie sonst verschlossen war, und wenn der Prediger kommt und als geistiger Säemann frommen Samen streut, so fällt dieser Same in offene Seelen, wo er sonst nur Ohren gefunden hätte, und Ohren, die nicht hörten.

So wurden ihre Seelen noch weiter, empfänglicher ihr Herz, gespannt hartten sie auf die Textesworte des Pfarrers, welche an bewegte Seelen kommen, wie eigene Loosworte, oder vielmehr wie Worte aus des Herrn eigenem Munde, und vom Geiste, der alles weiß, auch die Bewegung jeglicher Seele, dem Pfarrer in den Mund gelegt für diese oder jene Seele. Und darum haben solche Textesworte für bewegte Seelen eine ganz eigene Kraft, und nach Jahren, wenn die Predigt längst vergessen ist, hört man noch solche Worte anführen, durch welche die Seele niedergeschlagen worden oder aufgerichtet.

Da schlug der Pfarrer das heilige Buch auf und die Worte: „Was fehlt mir noch?“ Diese Worte

sie den nicht zündend, in ihre Seelen, sondern fast kamen sie ihnen allerdings wie eine Frucht vom heiligen Baume, aber eine fremdartige, mit welcher sie nichts zu machen wußten; betroffen wiederholten und betrachteten sie dieselben, aber die Beziehung auf sich fanden sie nicht.

Da begann der Pfarrer zu reden von seiner letzten Predigt, und wie er ermahnt, daß man jedes Abendmahl genießen möchte als ein Abschiedsmahl, versöhnt mit allen Menschen. Aber nicht bloß an die, welche man lasse, hätte man zu denken, sondern auch an das, was vor einem liege, an die, zu denen man wolle; nicht nur Abschied habe man zu nehmen, sondern auch zur Reise sich zu rüsten, und da müsse jedem die Frage von selbst kommen: Bin ich fertig oder was fehlt mir noch? Habe ich, was zum Himmelreiche hilft oder was mangelt mir? Da sei es, wo man so leicht sich täusche und man täusche sich allemal, wenn man das Ziel ergriffen zu haben meine. Es seien aber deren so viele die mit aller Zuversicht den Himmel erwarteten und vollkommen mit sich zufrieden seien, sich innerlich gerne zum Beispiel anderer aufstellten, mit aller Behaglichkeit auf andere herabsehen und selbst ihre Fehler zu beschönigen wußten, als wären es Tugenden, und sie selbst Gott als solche anrechneten, fast wie zuweilen ein Mensch den andern zu betrügen suche mit einem gemeinen Steine, den er für einen kostbaren Edelstein ausgabe.

Wenn man so im Allgemeinen und von weitem an den Tod dächte, so meine man nur zu gerne, man wäre fertig und es sei leicht zu sterben, aber wenn er plötzlich vor einem stünde, so käme es einem anders, und was man leicht geglaubt, das käme einem schwer vor, und was man nicht gesehen, für das gingen einem die

Augen auf. Sie sollten nur an den reichen Jüngling denken, wie der guten Muths zu Jesus gekommen, Willens das ewige Leben zu gewinnen, und das Gewinnen leicht glaubend, weil er schon so vieles gethan und die Gebote gehalten von Jugend auf. „Was fehlt mir noch?“ habe auch der gefragt. „Geh, verkaufe, was du hast und gib es den Armen,“ sagte Jesus. Darauf war der Jüngling nicht vorbereitet, er ging betrübt hinweg, er, der gemeint, er hätte alles gethan, was er schuldig gewesen, dem fehlte noch alles zum Himmelreich. Dem fehlte der christliche Sinn, der gehorsam ist bis zum Tode am Kreuz; ihm fehlte die Liebe, die Gott über Alles hält, den Nächsten als sich selbst; der war zu allem bereit, aber nur zu dem, woran er gewöhnt war und nicht zu dem, was der Herr von ihm forderte; er war getreu, bis der Herr seine Treue erproben wollte; ihm fehlte der Geist, der in alle Wahrheit leitet, und den Menschen bewahret in jedem Verhältniß, in jeder Anforderung ein Kind Gottes bleiben läßt, wie er die Apostel das Rechte reden ließ vor jeglichem Richter.

„Nun leben Tausende dem reichen Jünglinge gleich, wissen nicht daß die Hauptsache ihnen fehlt. Sie leben in stiller Rechtlichkeit, im Geleise, in welchem Vater und Mutter gegangen, geben keinen Anstoß und finden keinen Anstoß im Leben, aber ihnen unbemerkt leben sie doch für Etwas, und dieses Etwas ist ein Zeitliches, es ist ihr Gut, und ihnen unbemerkt leben sie für dieses Gut, in einer immer festeren Angewöhnung auf besondere Weise, und diese Gewohnheit wird ihr Meister und regiert sie, sie merken es nicht. Tritt nun etwas Besonderes in ihr Leben, fordert Gott ein Opfer von ihnen, streckt er seine Hand nach ihrem Gelde



aus, rüttelt er an ihren Gewohnheiten, machen sie Verluste, oder thun ihre Ausübungen, welche gegen kein Gebot stoßen, andern weh, verbittern sie ihnen das Leben, dann, dann zeigt es sich, was ihnen fehlt, und an was sie ihr Leben gesetzt, und wie ihr Leben ihr Meister geworden und nicht sie ihres Lebens Meister; denn der Geist ist's der ihnen fehlt. Ob der Angst ums Geld vergessen sie Gott, haben weder Vertrauen auf ihn, noch ein Ergeben in seinen Willen, sie werden betrübet, gehen hinweg vom Heile, dem reichen Jüngling gleich. Werden erbittert im Gemüthe über die Menschen, vermögen ihrer Gewohnheit keinen Zwang anzuthun, Friede und Eintracht werden gebrochen, weil sie nur gebaut gewesen auf die äußeren Verhältnisse, auf des Lebens gewohnten Gang, und nicht auf den lebendigen Geist, der zu jeder Stunde zu jedem Opfer bereit ist, bereit ist das Auge auszureißen, die Hand abzuhauen, von denen Aergerniß kommen. Sie sollten doch nur nachdenken, wie oft ihr Friede auf diese Weise gestört würde, wie oft ihr eigenes Gemüth Zeugniß rede, daß Gott ihnen nicht über alles sei, wie sie zu schwach seien für das kleinste Opfer, der geringsten Anforderung erliegen und betrübet werden. Ja, sie sollten nachdenken, wie viele Menschen und Haushaltungen auf diese Weise äußerlich und innerlich zu Grunde gegangen seien, eben weil sie nie erkannt, was ihnen fehle. Heute sei der Pfingstag, und so lange er wiederkehre, sei gültig die Verheißung, daß Gott seinen Geist geben wolle denen, die darum bitten. So sollten sie erkennen, daß dieser Geist die höchste Gabe sei, welche Gott uns Menschen werden lasse, sollten an sein Gewinnen das Leben setzen.

„Dies ist der Geist, der in Christo die Welt überwunden hat, in jeder: sie überwindet, der in Christo ist; er ist köstlicher als Silber und Gold; die Welt nimmt ihn nicht, der Tod raubt ihn nicht, er bewahret das Blut in jedem Verhältniß, den Frieden in jedem Hause, das Genügen in jedem Herzen; es ist der, der uns den Vorgesmack der Seligkeit gibt, und der Schlüssel zum Himmelreich ist.

„Dieser Geist war's der dem reichen Jüngling fehlte, der noch so vielen fehlt, und ohne diesen ist's dem Menschen schwerer ins Himmelreich zu kommen, als es einem Kameel wird durch ein Nadelöhr zu gehen; und schwer besonders ist's dem Reichen, weil er sein Genügen in seinen Besitzthum sehet, und es vergißt, daß weit über dem Gelde etwas anderes ist, in dem einzig das Genügen wohnet, das fest bleibt im Leben und im Sterben, in gesunden und kranken Tagen, in jeglichem Wechsel dieser Welt; und wenn ihm dann sein Geld Jammer bringt, oder kein Genügen mehr gibt, dann geht es ihm wie dem Menschen der ins Wasser fällt und nicht schwimmen kann, in zappelnder Angst beschleunigt er seinen Untergang. Die Besonnenheit hat er nicht, die Hand zu sehen, die rettend sich ihm bietet, er faffet sie nicht, er stößt sie von sich, er gehet unter.“

So rebete der Pfarrer im Allgemeinen, führte aber das Allgemeine im Besondern näher durch und belegte alles mit dem Leben. Da ward den Gliedern der Familie der Text lebendig, der Stein ward zum Diamant, der die hellsten Strahlen durch ihre Seele warf, alle Falten erleuchtete. Es war ihnen als sohe der Pfarrer in ihrem Herzen eine eigene Schrift und lese ihnen die ab, und diese Schrift erzähle alles was sie erlebt und

wie es in ihren Seelen gewesen, wie ein Irrthum sie an den Rand des Abgrundes geführt, und lese nun auch ab, was in solchem Zustande helfen könne, und was ihnen wirklich geholfen.

Wunderbar wurden sie gerührt und erhoben, als sie im Wechsel ihrer Seelen in den Regungen, die sie füllten, das Behen des Geistes erkannten, der ihnen so lange gefehlt, als sie deutlich dessen sich bewußt wurden, daß Pfingsten geworden sei in ihrem Herzen, daß sie ein Gut erlangt, welches über alle Güter ist, dessen Mangel die ganze Welt nicht ersetzt, daß der Herr sie in die Finsterniß geführt, damit in der Angst der Nacht ihre Seelen den Morgen suchten, ihre Augen nach dem Aufgang richteten, bis die Sonne kam. In Staunen, in frommer Bewegung versunken, hörten sie, wie von der Kanzel herab abgelesen ward vor der ganzen Gemeinde ihrer Herzen Geschichte und Zustände, es war, als stünde dort oben ein wunderbarer Zauberspiegel, in welchem zu sehen wäre das Innere der Herzen, welches sonst den Augen der Menschen verborgen ist.

Und daß der Pfarrer so deutlich auf sie rede, ihr Geheimstes vor der ganzen Gemeinde erzähle und erläutere, sie zum Gegenstand der allgemeinen Betrachtung mache, das fürnten sie nicht; es war ihnen, als müsse es so sein, als seien gerade solche Erlebnisse Gemeingut und sollen nicht unter den Scheffel gestellt werden, sondern auf einen Leuchter, damit die Herzen der Nächsten auch gewonnen würden. Es kam manchmal sie an, daß sie fast des Wortes sich nicht enthalten konnten zur Verklärung oder Erläuterung dessen, was der Pfarrer sagte. Wenn er ihre Namen genannt hätte, sie hätten es nicht gezürnt, denn, meinten sie, müsse doch jedes Kind, welches in der Kirche sei, wissen,

wen es angehe; nur sonderbar dünkte es sie, daß nicht aller Augen auf sie gerichtet seien, die Entferntern nicht aufstünden nach ihnen zu sehen, daß alle machten, als merkten sie nicht, wen der Pfarrer meine.

Als der Pfarrer schloß, fühlten sie, daß was in ihnen war, gefestigt worden; sie hatten in ihrem Acker einen Schatz gefunden, aber erst jetzt kannten sie ihn recht und wußten wie er zu bewahren sei, mehr denn alles auf Erden. Und als der Pfarrer einlud zum Tische des Herrn zu kommen, wer von Herzen sein Jünger zu sein begehre, da klang dieser Ruf ihnen ganz anders als sonst, nicht mehr so wie eine allgemeine Einladung, sondern es ging sie besonders an, und es dünkte sie, sie müßten Bescheid darauf geben. Und als sie zum Mahle gingen, gingen sie nicht wie sonst als solche, welche das Recht hätten dazu und es nicht veralten lassen wollten, sondern als ob sie hingezogen würden, wie durch einen Magnet, durch eine unsichtbare Macht, wie der Dürstende zur Wasserquelle, das verloren gewesene Kind zum Vater, der wieder auftaucht in seinem Gesichtskreise. Das Einzelne, Besondere war vergessen, untergegangen in dem großen Gefühle, Gemeinschaft zu haben mit dem Vater und dem Sohne durch den Geist, der lebendig in ihnen wohne, und als Siegel dieser Gemeinschaft empfingen sie des Mahles äußere Zeichen, und sie empfanden es in unaussprechlicher Innigkeit, daß weder Welt noch Tod, weder Teufel noch Hölle sie mehr von Gott zu scheiden vermöchten.

Ernst, aber in getrostester Freudigkeit, verließen sie das Haus des Herrn, sie waren erbauet worden.

Der Strom der Leute umwogte sie und seltsam kam es ihnen vor, daß sie mit ihnen unbefangen heimgingen,

wie sie mit ihnen gekommen waren. Niemand gedachte mit einem Worte, daß sie der Gegenstand der Predigt gewesen. Erstaunt hörten sie wie der eine sagte: der Pfarrer predige alle andere Sonntage über den Geiz, man merke wohl, daß er selbst nicht viel habe. Aber er müsse sagen, es mache ihm Langeweile, alle andere Sonntage das Gleiche zu hören. Ein anderer sagte: Er hätte es wohl gemerkt, der Pfarrer hätte auf ihn gestichelt, das hätte er wohl können bleiben lassen; es dünke ihn, an einem heiligen Sonntag schicke sich das nicht, er könnte die Leute wohl ruhig lassen. Da sei der Pfarrer lezthün gekommen und habe da Steuer gebettelt, er wisse nicht mehr für was, und er habe ihm nichts gegeben; man habe sein Geld nicht nur für andere Leute, und er habe es dem Pfarrer gesagt, er wolle erst für sich sorgen, und sehen daß er genug habe. Und jetzt gehe der und halte eine ganze Predigt auf ihn, für einen Pfarrer dünke es ihn nicht schön. Aber dem wolle er es eintreiben, die ersten sechs Wochen sehe ihn der nicht mehr in der Kirche. Noch hatte der eine dieses zu rügen, ein anderer etwas anderes; jeder hatte eine andere Predigt gehört als der andere, nur darin waren die Meisten einig, daß die, welche sie gehört, ihnen nicht gefallen. Er könnte es, wenn er wollte, sagten sie; vor acht Tagen habe er eine Predigt gehabt, Leib und Seele hätte noch lange geschlortert, aber er möge es ihnen gar selten gönnen, das sei aber nicht desto bräver, wenn einer es könnte, und nicht wollte.

Nur wenige Leute nahmen keinen Theil an diesen Urtheilen, gingen in stillem Ernst ihre Wege; denen hatte der Pfarrer auch etwas Inwendiges getroffen, und dem dachten sie nach, und redeten nicht in das Allgemeine, zum Disputiren war das Herz ihnen zu voll,

und mit ihrem eigenen Innern zu beweisen, wie Recht der Pfarrer gehabt, das mochten sie nicht. Es ist mit dem Inwendigen eine eigene Sache, man verhüllet es ärger als seinen Leib, und die Hülle wird oft so dick, daß kein Auge mehr hindurchdringt, nicht einmal das eigene, und die Zuversicht auf diese Hülle wird so groß, daß man nicht einmal denkt, ein Auge könnte durchdringen, und Gottes Auge nimmt man in dieser Meinung nicht aus.

Dieses Verhüllen hat aber auch seinen Grund in der Angst, nicht verstanden zu werden, in der Angst, daß die, denen man das inwendige Leben erschließt, Spott und Muthwillen mit demselben treiben möchten, weil sie es nicht würdigten, nicht begriffen, wie Kinder mit den kostbarsten Edelsteinen nicht anders umgehen als mit gemeinen Steinen, und gemeine Leute desto lauter und höhniſcher über das Edle spotten, je höher es über ihre Gefinnung steht.

Darum auch fiel es weder dem Christen noch dem Kennel, noch ihren Kindern ein, den Leuten die Predigt auszulegen, wie sie dieselbe verstanden und sie mit ihrem äußerlich und innerlich Erlebten zu belegen. Sie wurden fast froh, daß den Andern ihre Augen oder Ohren gehalten gewesen, und das, was sie so klar glaubten, ihnen dunkel und verborgen geblieben, und sagten nur hie und da, wenn sie nicht anders konnten, ein Wort ins Reden der Leute: ihnen hätte die Predigt gefallen, es dünkte sie, es könne ein jeder seinen Theil davon nehmen, und wenn man dem Pfarrer nachthäte, so käme es nicht böß.

Aber als der stille Nachmittag heraufkam, die Diensten ihre Wege gegangen waren, schön sonntäglich feierlich es ums Haus ward, der Baumgarten, fast einem

heiligen Haine vergleichbar, mit leisem Säuseln die Bewohner des Hauses in seinen kühlen Schatten lockte; als sie ohne Abrede, aber von gleichem Zuge getrieben, eins nach dem andern kamen, das Eine noch vor diesem Baume stand, das Andere Raupen abstreifte im Vorübergehen, endlich alle sich zusammensanden unter einem mächtigen Apfelbaume, und sich lagerten ins kühle Gras, da redeten sie von dem, was in ihrem Inwendigen vorgegangen. Allen war es mit der Predigt gleich gegangen, allen war sie ein Spiegel gewesen, in welchem sie mehr oder weniger klar ihre innern Zustände gesehen, und eben deswegen sahen sie so klar und deutlich, daß der Pfarrer durchaus recht hatte, und das Eine, das Noth thue, eben der Geist des Herrn sei, und daß sie eben deswegen so unglücklich gewesen, weil statt des Geistes, das Geld Hebel, Mittelpunkt, Ziel ihres Lebens gewesen, und daß es nur der Geist des Herrn gewesen sei, der die wilden Wellen in ihren Herzen und in ihrem Hauswesen gestillet.

Wunderbar aber schien es allen, wie der Pfarrer gepredigt, als rede er aus ihren Herzen heraus und kleide es nur in Worte, was er in denselben gesehen, und mache ihnen nur deutlich und hell was sie selbst gefühlt, geahnet, aber ohne ihm recht Worte geben zu können. Sie wußten, er kannte sie wenig, von ihnen hatte in Jahresfrist Niemand mit ihm geredet, von ihrem Inwendigen konnte Niemand anders ihm Bericht gegeben haben, kannten sie es selbst doch kaum. Die Vorgänge der letzten Woche kannte ebenfalls Niemand. Sie wußten es nicht anders zu erklären, als eine Fügung Gottes, der auch noch heut zu Tage durch den Mund seiner Knechte redet, die Geister lenket, die Herzen zu treffen weiß. Denn wer ist's, der dem Prediger

den Text zur Hand gibt, der dem Text Leben gibt in des Pfarrers Geiste, daß er aufblüht und zur Predigt wird und gerade zu dieser und zu keiner andern. Der, ohne dessen Willen kein Haar aus unserem Haupte fällt, und kein Sperling vom Dache, sollte der nicht auch Macht in den Geistern haben? Und der, der sich verkündigen läßt durch die Nacht mit ihrer Sprache, durch den Tag mit seiner Rede, durch jede Blume, die auf dem Felde blüht, sollte der sich nicht auch durch eine Predigt verkünden lassen können, und zwar gerade so wie er es will? So meinten es die Leute und fanden großen Trost darin, daß Gott sie angesehen und den Geist des Pfarrers also gelenket.

Es war aber nicht nur der Text zur Predigt aufgegangen in des Pfarrers Geiste, sondern seine Predigt war auch aufgegangen in ihrem Geiste, war Leben geworden, d. h., hatte mit ihrem Leben sich verwoben, und dieses Leben trat in bald schroffern, bald mildern Uebergängen, gerade wie es der Zufall oder das wunderbare Gedankenspiel in unserer Seele mitbrachte, in scheinbar rein weltlichen Gesprächen zu Tage, welche, dem Fremden vielleicht gemüthlich geschienen, in denen er aber auf keine Spur eines höhern Lebens, eines heiligen Geistes, eines höhern Aufschwunges geahnet hätte. Aber es strömet der Geist des Herrn durch Feld und Wald, durch Kessel und Kette, er strömt durch alle unsere Lebensverhältnisse, durch alle Worte, womit wir sie bezeichnen, wenn der Geist des Herrn in uns ist. Nur unsere Jungens meinen, er sei an bestimmte Worte gebunden, wie die Seele eines Frosches in den Leib des Frosches.

Die Freude, daß die Finsterniß vergangen, der Morgen wieder angebrochen, brachte sie auf den vor



ihnen liegenden Tag und seine Gestaltung, und diese Gestaltung war nicht bloß ein Nebel, hoch oben im Gebiete der Lüfte, den man mit des Mundes Hauch von einem Munde zum andern Munde treibt, wie man auch oft Dampflust und Wetterlust ihr Spiel treiben sieht mit den Nebeln, sondern diese Gestaltung stellte mitten im Leben ab, und sie drückten sich aus darüber mit ganz natürlichen, allgemein verständlichen Worten; was aber für ein Geist in denselben lag, das fühlten die, welche gleichen Geistes waren, sehr wohl.

„Er werde alt, sagte der Vater, er fühle wohl, er möge nicht mehr Allem nach, und so könnte öppe vieles besser gehen, als es gehe, aber ändern könne er es nicht wohl mehr. Die Jungen möchte er nicht versäumen, darum sei besser, er stelle daraus, und lasse die Kinder machen. Wenn sie öppe einander verstehen wollten, so wüßte er nicht, warum es nicht gehen sollte.“

„Es sei ihr auch recht, sagte die Mutter, sie wolle sich wohl gerne darenin schicken. Sie und der Vater wollten in die Hinterstube, oder könnten eine Wohnung machen lassen auf das Ofenhaus, die würde so viel nicht kosten; und wenn man etwas rathen könne oder helfen, so sei man immer noch da, und die Jungen seien noch manchmal froh über einem. Aber anständig wäre es, wenn Resli heirathen würde, sonst sehe sie nicht ein, wie das zu machen wäre. Annelisi werde nicht immer da bleiben wollen, und wenn Christen heirathete und seine Frau die Haushaltung machen müßte, und Resli nehme einst den Hof zur Hand, so thäte es Christens Frau weh und es ginge nicht gut.“

Resli unterbrach die Mutter und sagte: „Von dem wolle er nichts hören, und er wolle sie nicht vertreiben.“

Dem Vater helfen, wie er könne und möge, das wolle er gerne, und es sei seine Schuldigkeit; aber das Heft solle er nicht aus der Hand geben. Vom Heirathen möge er auch nichts hören, er werde kaum heirathen; und heirathen, nur um die Mutter aus der Küche zu vertreiben, das möge er gar nicht, sie sei ihm zu lieb dazu, und sie habe die Sache dreißig Jahre gut gemacht, es sei die Frage, ob je eine ihr die Schuhriemen aufstübe.“

„He, sagte Christen, Jemand wird heirathen müssen, ich meine, ich oder du, vom Anelli will ich nicht reden, das ist kein Frag. Ich aber will nicht heirathen, so ein kränklicher Mensch wie ich bin, soll nicht ein Haus aufrichten, und ich könnte leicht eine erhalten, sie brächte mich das erste halb Jahr unter den Boden. Nein, ich will bei dir bleiben, wir sind öppe immer Brüder gewesen und werden es auch bleiben. Du mußt heirathen, und daß du etwas im Spiel habest, das hast du mir ja einmal selbst gesagt, und längst hätte ich es aufs Tapet gebracht, wenn ich es nicht ab unserm Elend vergessen hätte. Du aber hast es nicht, denn seither hast du ja keinen Fuß zum Tanz gehoben und keinen Tritt des Nachts zum Haus aus gethan.“

Resli wurde roth und wollte sich vertheidigen, da fragte die Mutter: „Hör, was ist das mit z'Dorngrüterbaurentochter? Du hast mich einmal nach ihr gefragt und so wunderbarlich dabei gethan. Ich habe dich damals abgesehnauzt, es ist mir seither manchmal leid gewesen, und ich hätte wieder davon angefangen, aber bald schickte es mir sich nicht, bald dachte ich, du sagest mir jetzt doch nichts mehr, und so schwieg ich. Ist dir die öppe im Sinn?“

„D' apparti nicht,“ sagte Resli.

„Hör, sage es fry recht gerade heraus. Wenn es etwas ist, so kann man dir helfen. Es hat schon mancher so geschwiegen, und hat die Sache so in sich selbst verdrückt und ist hinten drein reuig gewesen,“ antwortete die Mutter.

„He nun, sagte Kesli, so will ich es gerade heraus sagen: das Meitschi hat mir gefallen wie noch keins, ich glaube nicht, daß es eins gebe, das ihm die Schuhriemen aufthäte, und ich habe gleich gedacht, das oder keins. Und es ist mir noch so, aber ich sehe wohl, daß es nichts daraus gibt.“

„Warum? fragte Christen; hast gefragt?“

„He nein, sagte Kesli, aber ich weiß es sonst.“

„Wie kannst du so etwas wissen, wenn du nicht gefragt hast; das geht oft ganz anders als man denkt. Oder ist das Meitschi verheirathet?“ fragte der Vater.

„Selb weiß ich nicht, sagte Kesli, und vom Meitschi wollte ich nicht reden, es schien mir, als wäre ich ihm nicht ganz unanständig, freilich irrt man sich leicht. Aber es ist noch etwas anders.“

„So sage doch, was ist's, sagte der Vater. Ist öppis z'schüchen (scheuen) a de Lüte?“

„He, wie man will, sagte Kesli. Der Vater ist sehr reich und grusam geizig, und, wie ich gehört, ist ihm für seine Kinder nicht gleich einer reich genug, und wenn es auch einer ist, so will er dann noch ehetagten auf alle Fül (mit aller List) daß es keine Art hat. Er hätte schon zwei Töchtern so gebraucht und Ehetagten lassen, daß seine Tochtermänner daheim alleine erben, und ihre andern Geschwister mit leeren Händen gehen können. Das will ich nun nicht, ich will mich an meinen Geschwistern nicht versündigen, daß ich denken muß, Kinder und Kindeskinde müßten es entgelten, und wo

man unter solchen Bedingungen zusammenkommt, da sieht man wohl was Trumpf ist, und was e fellige Trumpf kann, das haben wir erfahren. Ich begehre nicht mehr als meine Sache, dem Christen und dem Annelisi gehören ihre Theile so gut als mir, wenn es einmal zum Erben kommt, was, so Gott will, noch lange nicht gesehen wird.“

„Los Bruder, sagte Annelisi, wenn es nur das ist, so achte dich meiner nicht. Christen hat nur Späße gehabt, und es ist dann noch lange nichts Richtiges und wenn ich dich damit kann glücklich machen, so bleibe ich ledig. Es wäre ja so mancher ihr Glück gewesen, wenn sie nicht geheirathet. Wie wohl es mir ist, bei Vater und Mutter, das weiß ich, wie es mir aber so mit einem Manne gehen würde, das ist ein Ungewisses.“

„Wie wir es zusammen haben, sagte Christen, weißt du, und wenn dir das Meitschi anständig ist, so mach was du kannst, und was wir dir dazu helfen können, darauf zähle, und wenn dir der Vater den Hof abtreten will, kaufweise um ein Billiges, ich für mich hätte nichts darwider.“

„Von dem will ich nichts hören, sagte Resli, Vater und Mutter sollen ihre Sache behalten. Das sie wegen einem Kinde sich die Hände binden sollten, das thue ich nicht. Wegen einem Meitschi lasse ich Vater und Mutter noch lange nicht auf die Seite stellen, wir sind jetzt so schön bei einander, wir wollen nicht also bald Unguld hinein machen.“

„Mir thätest du einen großen Gefallen, wenn es sich machen ließe, sagte die Mutter; wenn ich sterben sollte, und das werde ich bald, es wäre mir ein großer Trost, wenn ich deine Frau gesehen hätte.“

„Mutter schweig vom Sterben, du darfst uns nicht sterben, und von einer Frau schweiget mir.“ „Und ich schweige nicht, sagte Christen. Es ist doch dann noch nicht gesagt, daß es immer gleich gehen müsse und probiren schadet nichts. Es kommt nur darauf an, ob dich das Weitschi will oder nicht, wenn man das vernehmen könnte, so müßte die Sache bald richtig sein. Hast du seither nichts von ihm vernommen?“

„Nein, sagte Resli, er hätte nicht gewußt, was das Nachfragen abtrage, wo es besser wäre, er vergesse die ganze Sache je eher je lieber.“

„Da hast du Unrecht gethan, sagte Christen, und ich will für dich vernehmen was nöthig ist; es ist mir auch daran gelegen, daß du eine rechte Frau erhaltest, und wenn die Mutter so Freude hat an einer Sohnsfrau, so muß sie noch vor Ostern eine haben, oder ich will nicht Christen heißen. Vater gib mir einige Neuthaler in Sack, die meinigen sind neue use, und ich will um etwas aus, um Koffe, Kühe, Schafe, sei es was es wolle, und somit habe ich Gelegenheit auf das Dorngrüt zu kommen, unbekannt, vielleicht mit dem Weitschi z'reden und vernehme allweg was für Werch an der Kunkel ist, und wie die Sache öppe anzufehren wäre.“

„Mache was du willst, sagte Resli, und ich danke dir für dein Anerbieten, aber ich will dich nicht geheissen haben und an Nichts schuld sein. Ihr seid alle nur viel zu gut gegen mich, aber ich will es auch keinem vergeffen.“

„Das hätte ich vor acht Tagen noch nicht hoffen dürfen, daß es so kommen könnte, sagte die Mutter, und wenn es mir Jemand gesagt hätte, so hätte ich es ihm nicht geglaubt. Aber bei Gott sind alle Dinge möglich, und wie er das Unglück einbrechen läßt, wie eine

Dieb in der Nacht, warum sollte er nicht auch das Glück heraufführen, wie die Sonne aus ihrer Kammer, wenn die Herzen dafür reif geworden sind.“

„Horch, was ist's,“ rief Resli, und sprang vom Boden auf. Langsame Glockenschläge hallten einzeln durch die Luft, alle sprangen auf; es stürmt, wo brennt's, frugen alle. Rauch war nirgends zu sehen, aber nur im Halbkreise lag frei der Horizont vor ihnen. Sie eilten dem Hause zu, in zwei Minuten sah man Resli den Feuerhaken auf der Achsel, den Eimer daran gehängt, in raschem Laufe dem Kirchturme zueilen, wo immer ängstlicher die Glocke um Hülfe wimmerte, und verschwunden war das schöne Bild der innigen Familie, verschlungen vom Wirbel der Welt.

Aber sei auch das Bild verschwunden, ist nur der Geist geblieben; der lebendige Geist sprüht neue Bilder immer wieder auf, schöne Kinder, Zeugen seines Lebens.



**Der Druide.**





Der Abendwind spielte im See; seltsam kräuselten sich die Wasser und ebneten sich wieder. Erst hatte der See noch geleuchtet im Golde der untergehenden Sonne, jetzt lag er da in dem geheimnißvollen Blau, in dessen Tiefen der Mensch den Himmel sucht. Wunderbar rauschte es über ihn hin und vor ihm her, wie ein Locken aus andern Welten, ein Locken von dem Himmel her, den die Menschen suchen, den keines Sterblichen Auge erschaut. Das Locken rauschet so süß, bewegt wunderbar des Sterblichen Brust, es wird ihm, als sehe er tief im blauen Grunde den Himmel sich öffnen, als müßt er sich stürzen in des Himmels geöffnetes Thor.

Auf mäßiger Höhe über des Sees linkem Ufer stand eine moosigte Hütte und vor ihr ein mächtiger Greis, silberhaarig, hundertjährig; düster war sein Wesen, dunkel und träumend sein Auge, dem dunkeln See zu seinen Füßen gleich. Zwei Hunde lagen vor ihm im Grase; wild wälzte sich zwischen beiden ein Kind.

Ueber den blauen See kamen Rähne gezogen, in weiße Segel stieß der Wind, mit gewaltigen Schlägen peitschten die Ruder die Wellen, sie flogen dem Ufer zu wie Schwäne zur stillen Bucht, wo im Schilfe ihre Brut liegt, während über ihr der Har kreiset.

Gegen den Hügel, auf welchem der Greis stand, kam einer der Rähne geflogen, vorlor sich unter überhängendem Gesträuche. Es raffelte zu des Alten Füßen, es hoben

knurrend die Hunde ihre schlanken Leiber, wild schaute das Kind ins Gebüsch.

Männer brachen herauf, voran ein Held in glänzendem Schmucke des Krieges. Gold funkelte an seiner Rüstung, silbern glänzten seine Waffen, aber weiß bereits wallten über die breiten Schultern die schweren Locken. Ehrerbietig schwiegen die Hunde, still barg sich hinter den Greis das Kind; der Held aber trat zum Greis, bot ihm die Hand und sprach: „Du noch hier, Schwito? Sieh, schon dunkelt es auf dem See, es steigen die Nebel, der Mond säumt das finstere Wolkenband, welches über den Bergen liegt. Die Opferstunde naht, die Opfer müssen fallen, die Zeichen erforscht werden, und du säumst? bist noch nicht im Haine?“ „Ich gehe nicht hin, ich bleibe.“ „Du bleibst? Reihe noch einmal der Priester Schaaren, reihe die Opfer, rufe zu den Göttern am Opfersteine. Schwito komm!“ „Nein, Divito, sprach der Greis, ich komme nicht. Ein Anderer steht an meiner Stelle. Mein Arm ist zu schwach geworden, mein Opfermesser trifft die Opfer nicht mehr gut, und meine Augen sind dunkel geworden, sie sehen in den Opfern nicht mehr was junge Augen sehen, jetzt noch weniger als vor drei Jahren. Aus meinen Gliedern ist die Wärme gewichen, es friert sie im kühlen Haine, und meine Ohren sind auch alt geworden, sie vernehmen die Gesänge nicht mehr. Am Opfersteine steht jetzt ein Anderer, seine jungen Augen sehen in den Herzen der Thiere eure Wünsche, der Opfer fließend Blut raucht ihm wie Römerblut, und wie Feindesflucht tönet ihm des Haines Rauschen. Geh nur, am Steine steht er schon, und was ihr wünscht, das wird er sehen.“

„Hartes sprichst du, sprach Divito, und wenn eine

andere Junge gesprochen hätte, was du jetzt, du selbst hättest sie aus ihrem Siege gerissen und den Hunden hingeworfen. Schwito, kannst du dein Haupt nicht mehr erheben aus des Alters schwarzer Wolke, die dein sonst so klares Auge umnachtet, dein klares Auge, das unsern Sieg sah am Lemanersee, dessen Verheißungen uns begleiteten auf den Zügen unserer Jugend, uns begeisterten, daß jedes Schlachtfeld uns zur Siegesstätte ward? Ist jetzt diesem Auge, das ehedem so klar ins Dunkel der Zukunft sah, alleine verschlossen, was die Priester einstimmig deuten, was selbst unsere Augen sehen hell und unzweifelbar? Traurig sind die Schatten, welche das Alter auf das hellste Auge wirft, und wenn die Götter mich lieben, so wird mir ein kühner Tod auf blutigem Felde, noch ehe diese Schatten über mein Haupt kommen.“

„Die Götter geben und nehmen ihre Gaben nach ihrem Willen, sprach Schwito; was Alle sahen, das habe ich nicht gesehen. Darum weil des Amtes Gabe mir fehlte, legte ich auch das Amt in eines Andern Hand; sein Mund mag euch nun eures Zuges Ziel und Schicksal deuten nach der Jugend hellem Sinne, was in des Alters Schatten so dunkel vor meinem Gesichte schwamm.“

„Schwito, sprach Divito, deine Seele ist krank, gehe schlafen, auf daß du morgen rüstig seiest.“ Und ehe er seines Freundes Antwort vernahm, schritt der alternde Held dem Haine zu, aus welchem dunkle Säulen stiegen, zu düstern Wolken gestaltet, über ihm hingen, als ob sie verschleiern sollten des Haines Geheimnisse.

Das Feuer, mit welchem er am Lemanersee die Römer geschlagen, brannte noch im alten Helmen und

glühte nach neuer Bewährung. Er besonders hatte den Junder der Luft, das goldene Land der Traube zu suchen, im Volke erhalten; denn sein Auge hatte dieses Land gesehen, seine Zunge dessen Säftigkeit gekostet. Er hatte die Heldenkraft der Helvetier sich erproben sehen in mancher Gefahr; er dachte nicht, daß sie erliegen konnte im Versuche, ihr rauhes Land mit dem zu vertauschen, in welchem die gelben Früchte in dunkeln Laube glänzen, und goldene Trauben, süß und stark in den Bäumen sich wiegen. Was er für sicher hielt in seinem festen Gemüthe, dagegen duldete er keine Einrede, und Anderer Gedanken würden nicht seine Gedanken. Was der Mensch so recht fest hält in seiner Seele, das hält er für der Götter Wille, und als Freveler gegen die Götter kommt ihm jeder vor, welcher der Götter Wille nicht anerkennen will. So täuscht sich der Mensch.

Darum that es ihm so weh, daß Schwito, der Erste der Druiden, seinem Wunsche entgegen stand, den gleichen harten Willen dem seinen entgegenstellte. Wie mächtig es Diviso zog nach dem neuen Land, so innig war Schwito gefesselt ans alte Land. Je inniger diese Liebe zum Lande war, um so weniger schien es ihm der Götter Wille, daß man dieses Land lasse, um so ungünstigere Zeichen fand er für den Zug, zu dem die Führer das Volk reizten, und er fand sie nach der Lehre seines Amtes und in voller Ueberzeugung; er täuschte andere nicht.

Aber gewaltig regte im Volke der Geist sich, vor dem der Priester, wenn er ihn nicht lenken konnte, sich beugen mußte, selbst im heiligen Haine. Der Wille, das geträumte Land zu suchen, schwoll an Schwito's Widerstreben auf, wie der Strom an Damme, der

mitten durch sein Bette geht. Die andern Priester bebten, aber verschlossen blieb ihr Mund. Ihr Oberster hatte gesprochen, und ihnen galt der Glaube, daß die, welche Glauben forderten an die Götter und ihre Offenbarungen, diesen Glauben nicht selbst stören müßten durch Offenbarung widersprechender Meinungen, galt die Ordnung, daß, wenn einmal ihr Oberster der Götter Willen verkündet hatte, die Andern schwiegen und glaubten. Aber Schwito sah wohl, wie höher und höher schwoh des Volkes Wille, sah das Beben seiner Brüder, sah, wie das Volk andere Zeichen wollte, sie suchen würde in der Priester Blut. Den Untergang der Brüder wollte er nicht; er sah in ihren Augen, daß diese längst andere Zeichen gefunden, welche er mit seinen Augen nicht sehen konnte. Darum hatte er Stab und Messer in eines andern Hand gelegt und den Opferstein verlassen. Hundert Jahre hätten seine Augen dunkel gemacht, die verliehene Gabe die Götter ihm wieder genommen, andere Augen müßten es sein, um andere Zeichen zu finden, helle Augen und nicht hundertjährige bedürften sie, den unbekanntem Weg zu suchen. So hatte er gesprochen nach schwerem Kampfe, in seiner eigenen Erniedrigung des Amtes Ehre gerettet. Aber hart hatte er gekämpft um diesen Entschluß, denn je höher der Mensch steht, je mächtiger sein Geist ist, um so schwerer wird ihm der Entscheid, wo das Aeußerste zu versuchen, oder aber der Widerstand aufzugeben sei.

Als Schwito, der Vielgeprüfte und Vielgeehrte, den Hain verließ, da war es dem Volk, als sei es ein Kind und der Vater ziehe seine Hand aus der Kinder Hand, ein eigenthümlich Beben rieselte durch sein Mark und seltsam rauschte es durch die Kronen der Eichen,

als ob die Götter zum Volke reden wollten mit selbst eigenem Munde. Wenn es gedonnert hätte zur selbigen Stunde, eine Ungewitter losgebrochen wäre, wie sie nicht selten sind an den helvetischen Seen, das Volk hätte seinen Willen gebeugt, und hätte in Schwito's Willen der Götter Willen anerkannt, so lange Schwito's Mund ihn hätte aussprechen können. Aber stumm blieb der Himmel, das Beben verrieselte, es tauchte das Gefühl der Freiheit auf, und um so mächtiger ward in demselben die alte Luft zum neuen Lande.

Mit Jagd bereiteten die Priester neue Opfer und suchten neue Zeichen, und die Zeichen wurden immer günstiger dem Willen des Volkes, bis sie mit demselben zusammentrafen, bis der Auszug beschlossen ward. Orgetorix fiel in die Reize, die er dem Volke gestellt, und um so fester stand des Volkes Entschluß. In seiner Rettung aus dem bereiteten Reize, ersah es der Götter Gunst, glaubte jeglicher Gefahr entronnen und schloß um so fester an Diviko sich, den erprobten Helden, welcher eben so sehr den Auszug wollte als Orgetorix, aber in dessen Glanze verdunkelt stand wie ein veraltet Bild in düsterem Hintergrunde. Es war ein mächtiges Treiben im Volke, die thörichten Weiber pflanzten um so eifriger, weil sie glaubten, fürder aller Arbeit enthoben zu sein in dem neuen Lande, und die Jäger schonten die trächtige Hirschkuh nicht, nicht die Brut der Auerhähne, weil sie das alte Land nicht mehr nöthig zu haben glaubten.

Das dritte Jahr ging zu Ende, es nahte die zum Auszug festgesetzte Zeit, der Schnee war längst geschmolzen, die Wege waren getrocknet, milde Winde wehten über die Berge, als ob die Götter selbst die Wege ihnen ebneten, zum Aufbruch sie mahnten. Alles

rüstete sich zu demselben, und je näher er kam, desto größer ward der Jubel, als ob das unbekannte Land mitten unter ihnen aufgetaucht wäre; Jungfrauen und Weiber sangen in die Wette sein Lob, träumten seine Pracht.

Zum letzten Male endlich ward voll der Mond, zum letzten Male wollten sie im alten Opferhaine ihre Götter ehren, wollten sie bewegen, mitzuziehen ins fremde Land, in schönere Haine. Am folgenden Tage wollte der Stamm der Tiguriner aufbrechen, um am bestimmten Tage einzutreffen an der Gränze von Helvetien, wo im Westen die Stadt der Allobrogen wie mit einem Riegel den Ausgang schließt.

Aber immer noch ward Schwito im Haine vermißt; so angestammt war sein Ansehen, daß trotz dem Glauben an seine Schwäche, vielen die Zeichen nicht sicher schienen, bis auch Schwito sie erkannt und als günstig dem Volke verkündet. Darum kam Diviko oft, kam auch diesmal zum alten Oberpriester, zum Mitgehen ihn beredend. Aber wie diesmal kam er alle Male umsonst; was seine Augen sahen, das wußte er. Störung bringen ins Unvermeidliche wollte er nicht, und was er einmal beschloffen, das änderte er am folgenden Tage nicht und an keinem der folgenden Tage.

Als Diviko in die Schatten des Haines trat, wogten schon Tausende auf und nieder, und von allen Seiten strömten neue Schaaren herbei; denn wer hätte nicht zum letzten Male noch besuchen wollen den heiligen Ort, wo die Götter der Väter Rath geleitet, von wo her sie gesegnet hatten des Volkes Thun, im Krieg und im Frieden, in Haus und Feld, Wald und See. Gewaltige Eichen breiteten weithin ihre mächtigen Aeste, zwischen ihnen durch zog der Rauch von Fackeln und

Feuern, die überall brannten; dumpfe Gesänge hörte man von der Opferrunde her, in dessen hell erleuchteter Mitte grausig die Opferrmesser blitzten, während weiße Stiere ängstlich brüllten, Gefangne schweigend harrten ihres blutigen Looses.

Voll und glühend war des Mondes Scheibe heraufgezogen, leuchtete über dem Haine, warf ihre Strahlen durch Rauch und Aeste hinunter auf des Waldes Grund; in wunderbarem Zauberscheine begann der Erste der Druiden sein blutiges Amt. Schwito aber war nicht schlafen gegangen; unsichtbare Fesseln hielten ihn fest am Hügelrand überm See. Finstern Auges sah er des Mondes volle Scheibe über die Berge steigen, sah finster auf das liebliche Bild, das allmählig auftauchte aus der blauen Fluth, als einzelne Silberstreifen die schwellenden Wellen zitternd berührten, als der Mond sein volles Anlitz in den Wellen badete, und endlich mit vollem Lichte den ganzen See mit hellem Silberglanze übergieß. Je höher der Mond stieg, je lieblicher die Landschaft ward, vom Mond und See verklärt, desto höher quoll in ihm die Wehmuth, desto düsterer ward sein Auge.

Wo war wohl ein schöner Land als das, welches zu seinen Füßen lag? wo eines, das treuer seine Söhne nährte und sicherer sie schirmte? Wo war das Land, das kräftigere Söhne zog an starker Brust, als das Helvetierland? Söhne, berühmt am Rheine und an der Rhone, der Germanen und der Römer Schrecken, das Helvetierland, dessen Eingang den Römern zum schmachvollen Joche geworden, ein Ereigniß, welches sie seit Jahrhunderten nicht mehr erfahren hatten.

Hier waren ihre Sitze seit Jahrhunderten, hier weilten die Schatten ihrer Mütter, thürmten sich die Grab-



Hügel der Väter, wohnten ihre Götter, hier mahnte alles die Söhne an der Väter Ruhm, an des Stammes Muth und Kraft. Was sollte aus dem armen Volke werden im fremden Lande, wo keine Berge waren, keine Seen glänzten, der Väter Schatten nicht weilten, die Götter nicht wohnten? Was war aus den Einbern geworden? Ihre Gebeine bleichten an Italiens Sonne, zur Strafe, daß sie die feststehenden Helvetier zuerst aus ihrem Lande lockten, ihnen den Brand warfen ins friedliche Gemüthe, der die Gensügsamkeit verzehrte, züchtete und züngelte nach neuer Lust, nach reicher Beute. Wo werden die Gebeine der Meinen bleichen, wenn die heiße Sonne, welche der Hundstern bringt, am Himmel steht? So dachte der Greis.

Da schien es sich zu regen auf den Hügeln und in den Schluchten; leichte Nebel stiegen aus den Hügeln, schwebten über die Hügel, schwebten an des Sees Ufer, irrten auf und nieder dort, als suchten sie etwas und fanden es nicht; die Wellen rauschten feufzend und klagend gegen die Ufer hin, und allenthalben ward es laut, rings um ihn hörte der Greis klagen und feufzen, drunten am Ufer, auf den Spitzen der Hügel, aus des Sees Mitte, herab aus der Eiche starren Nestern.

Es waren die Schatten der Väter, die stiegen aus ihrer dunkeln Gruft, aus des Hügels Schooße, die irrten an des Sees Ufern, die alleine bleiben sollten im Lande, welches ihre Söhne muthwillig verlassen wollten. Sie irrten an den Ufern, trostlos über ihrer Söhne Beginnen, sie klagten den Göttern die thorrachten Opfer im heiligen Haine und heiliger Zeichen verkehrte Deutung. Und in seiner Seele vernahm der Greis diese Klagen; sah der Väter Weh, daß sie einsam bleiben sollten im öden Lande, düstere Nebel auf verlassenem

Hügeln, und seine Ohren vernahmen die lauten Gefänge im Haine und der Söhne unverständigen Jubel, und in sein altes Auge rollten Thränen und heiße Tropfen, heilige Opfer heiligen Leibes fielen zur Erde. Da rauschten die Wellen lauter auf, stießen Rähnen gleich ans Ufer, und wie in silbernen Rähnen glitten mit den Wellen die Rebel in den See hinein, schwammen zusammen da, wo Schwito in der Mitte des Sees des Mondes volle Scheibe sah, als zöge die Neugierde sie heran, zu schauen in die Züge des funkelnden Bades. Dort gestaltete sich eine Wolke; höher und höher hob sie sich und Sterne zuckten durch die Nacht, legten auf die Spitze der Wolke sich, und ein seltsam wunderbarer Reigen tönte über den See. Da glitt langsam leise, einem weiten Mantel gleich, die Wolke auseinander, glitt hinab in den See, und hehr und herrlich, aus Rebeldunst und Mondesglanz gewoben, auf erstem Haupt die Sternenkronen, sah er Gertha, des Landes Göttin, sitzen auf hohem Wolkenthronen über dem still gewordenen See.

Sinnend und wehmüthig leuchtete ihr Auge gegen die Berge hin, welche gegen Süden wie duftige Zauberbilder den Gesichtskreis begränzten, ihre hehren Häupter in den Wolken badend; dann schweifte es über das blühende Land, die wohnlichen Ufer, wie der Mutter Auge blickt über das Ihre, weilte lange auf den duftigen Nebelwolken, die, wie bittend und betend, an ihres Thrones Stufen sich schmiegt. Da loberten immer höher die Flammen aus dem Haine empor, immer lauter tönte über den See der Menge Jubel, in zorniger Wehmuth hoben sich der Göttin Augen zum Haine hin, und klagend und seufzend schmiegt näher und näher sich die Rebel um ihres Thrones Stufen. Immer zorn-

niger leuchtete der Göttin jungfräulich Angesicht nach den Jubelnden hin; die Krone bebte auf ihrem Haupte, wild wehte das reiche Gelocke um die Schultern, drohend hob sie die weiße Hand gegen den Hain, wies dann hin nach West und Nord, wo der blaue Berg das Land begränzt. Dort stieg eine seltsame Röthe auf, ein Brand am Himmel, wie Schwito keinen noch gesehen. Eine Feuerquelle schien ausgesprungen zu sein hinter des Berges Rand, ein Gluthmeer wogte herauf. Wie auf feurigem Herde die Flamme sich bildet, bald weithin schießt in glühenden Strahlen, bald in feurigen Wellen durch die Lüfte wogt, bald dunkel erglühend, bald weiße Funken sprühend, so zuckten feurige Strahlen durch die Luft; wie aus dem wilden Steppenheer wilde Reiter flogen durch die Wüste, so brauste ein wilder Brand lautlos immer weiter am Himmel herauf, immer weiter hin nach allen Seiten. Feuergarben, regenbogen farbicht, quollen in wilder Hast höher und immer höher, quollen weit herein übers Land, bis über des Sees Fläche; zu einer Krone bogen die Spitzen sich zusammen, blutroth in wallendem Feuer. Da schien Hertha den Nebeln zu ihren Füßen zu winken nach oben; sie stiegen auf zur Krone, wollten einen Flor werfen über Blut und Feuer, das über dem See sprühte. Aber langsam feierlich senkte die Krone mit den Nebeln sich, schwebte näher und näher über dem drohenden Götterbilde, das von hohem Wellenthron, mitten auf dem See, in die Gluth starrte, drohend, winkend mit ausgestrecktem Arme nach dem Haine. Dort aber im Rausche der Freude, im Rauche der Feuer, sah man die drohende Göttin nicht, die blutige Krone nicht. Immer dichter quoll der Rauch empor, immer lauter wurde es durch

den weiten Hain. Da, als die Krone sich näher und näher senkte in blutigen Wellen, als die Wellen der Freude höher und immer höher über dem Haine zusammenschlugen, bog Hertha die drohenden Hände zusammen, weich wurden die harten Züge, mit milder Behmuth sah sie auf die Rebel nieder, die, wie vergeblich ausgesandte Boten Schutz suchend, sich wieder zu ihren Füßen gelegt, um den Thron sich gelagert. Da fiel aus Herthas Sternenkronen Stern um Stern, die Thränen der Göttin, in die Rebel hinein, und lichter wurden die Rebel und leiser ihre Klagen. Nahe über Hertha schwebte die blutige Krone; da fiel der letzte Stern von ihrem Haupte und auseinander rauschte der Wolkenthron. Die Rebel stiegen auf, hüllten die Göttin in weitem Mantel und leichte Winde trugen sie über den See den Bergen zu, und leer ward es auf dem See und schwarz, und über den schwarzen See schwebte die blutige Krone.

Da ward es lebendig von den Bergen her, neue Diener hatte Hertha ausgesandt gegen die fremde Krone über ihrem See. Diese wühlten in des Sees Wassern, daß sie zu fieden und zu brausen begannen, ihre Wellen zusammenschlugen, daß hoch gen Himmel die Wasser spritzten, als ob sie löschen wollten den Feuerbrand, waschen wollten von der Krone das Blut. Aus der Krone aber zischten feurige Streifen, wie das Feuer sprüht, wenn Wasser es trifft; blutroth stürzten die Wellen nieder, blutroth war der Schaum, den sie bei neuem Anlauf der Krone entgegenwarfen. Plötzlich fiel über das ganze Gebilde die Nacht, deckte Krone und Wellen mit schwarzem Mantel, begrub Fischen und Brausen in ihr schweigend Grab, und Schwito sah nichts mehr, als vor sich das Grab der Nacht, hinter sich die

vom Feuer gefärbten Wolken überm Haine, hörte nichts mehr als das Gefumse aus dessen dunkeln Schatten.

Dort dienten Tausende den Göttern mit Blut und Rath; der Götter Wille ward erforscht und gedeutet, die Götter währte man sich günstig und versöhnt. Und als man so den Göttern diente, diente man nur seiner Lust, und während man ihren Willen erforschte, suchte man nur Bestätigung der eigenen Gelüsten, und das Alles wußte man nicht, wußte nicht, daß die Götter nicht waren im blutigen Ring. Draußen, fern von ihnen, weilte Hertha, kündete sich ihrem alten Getreuen, tröstete die vergessenen Schatten der Väter, und das Gegentheil von dem, was die Priester im blutigen Gedärme fanden, das las Schwito in der Göttin selbst eigenen Zügen.

Da ergriff ihn die alte heilige Gewalt, die ihn so oft vor dem Volke erfaßt, vor das Volk getrieben; und wo der Mensch einmal von ihr ergriffen ist, da fragt er nicht: was soll ich thun und was soll ich reden, sondern Thun und Rede gestalten sich sonder Mühe und Denken, durch die gleiche Kraft empor getrieben, die Welten schafft und Welten zerstört. Feierlich schritt er dem Haine zu, schritt sonder Aufenthalt und Umsehen dem Mittelpunkte zu, wo in welttem Kunde keine Eiche stand, in dessen Mitte das gewaltige priesterliche Feuer brannte, an welchem in weißen Gewändern mit eintönendem Gesange einige Priester dienten. Die Opfer waren gebracht, und günstige Zeichen hatten die Priester verkündet; in freudigster Regung war das Volk.

Weithin im Haine brannten kleinere Feuer, wie um die Sonnen ihre Gefolge sich schaaren; allenthalben wurde Rath und Mahl gehalten; laut schallten Rede und Freude von Feuer zu Feuer. Rasch zogen die Bes-

wegtern hin und her; langsam zog der Rauch empor, legte sich einem Nebel gleich über den Hain, und dunkel, fast wie ein blutend Menschenhaupt, hing über dem Haine der Mond.

Als langsam und feierlich der Greis durch die Feuer schritt, stand still das Mahl, die Rede schwieg; wie ein Geist aus andern Welten, wie ein Schatten der Väter, erschien er in des Haines geheimnißvollem Schatten. Die kühnen Männer durchrieselte das Beben, das die Kühnsten ergreift, wenn sie das Unsichtbare Sichtbar zu erschauen meinen, denn vor etwas muß der Mensch sich beugen und beben, so will es das Gesetz, das über dem Menschen steht. Als sie ihn erkannten, den sonst so wohl Bekannten, als sie ihn treten sahen in den Opferrund zu dem heiligen Steine, an dem er so lange nicht mehr gestanden war, da erhob sich die Menge, nahte sich ehrerbietig und harrte gespannt seines Beginns; denn als die Menge ihren Willen hatte, trat wieder hell hervor die Ehrfurcht vor Schwito, dem Oberdruiden, der sonst der Liebling der Götter war, aus dessen Mund sie dem Volk so oft verkündet: glückliche Fahrten, glänzende Siege.

Wie das Hofgesinde zusammenschrikt, das mit des Königs Mantel und Krone sich geschmückt, und plötzlich den Ferngeglaubten in seiner Mitter sieht, so fuhr der Schreck durch die Druiden. Scheu sammelten sie sich um ihr Haupt. Diesen hielt wohl des Amtes Würde aufrecht, aber gewaltig spannte Bangigkeit seine Seele. Denn schwer ist's, die Besonnenheit, welche schnell sich faßt und nach dem Rechten faßt, sich zu bewahren, wenn man einen entscheidenden Augenblick nahen fühlt, aber einer schwarzen Wolke gleich, die in ihrem Schoße den zerschmetternden Blitz birgt, von dem man aber

nicht weiß, wie er entbunden, wen er treffen, wo er einschlagen wird.

Diese Spannung verkürzte der Greis nicht; lange stand er schweigend am Opfersteine, man wußte nicht, hartete er der herausquellenden Rede oder den herbeiströmenden Mämmern, aber immer kühler wurden die Schauer, welche durch die Schaaren rieselten im mitternächtlichen, geheimnißreichen Haine.

„Noch einmal stehe ich hier, ich hatte es nicht gewollt; als ihr den Schatten des Alters über meine Augen geworfen glaubtet, verschloß ich meinen Mund. Mißtrauen vertragen die Götter nicht, den Willen der Götter vertragen erregte Gelüsten nicht; was Alle wollen, kann Einer nicht hindern, auch im Namen der Götter nicht; der Warner muß schweigen, wenn die Erfahrung reden soll. Darum legte ich in andere Hände das Forschen nach dem Willen der Götter, und das Deuten der üblichen Zeichen; es schien mir, die Götter wollten es so, als sie eure Ohren meinem Munde verschlossen; ich irrte. Während ihr im Haine Zeichen suchtet und fandet, sah ich die Götter selbst, sah die Schatten der Väter, die bei den Göttern sind, sah eures Zuges Ausgang. Ihren alten Priester hatten die Götter seiner Treue nicht entbunden, ihrem alten Gefährten vertrauten eure Väter ihre Seufzer. Da muß ich nun reden, muß verkünden, was ich klar mit meinen Augen sah, was mein Ohr deutlich hörte. Schenkt mir Glauben, so werden die Götter sich freuen, eure Väter frühlich wieder einkehren in ihre dunkeln Stätten; schenkt ihr mir keinen Glauben, so will ich zu den Göttern bitten, daß euer Glaube der rechte sei, euer Auszug ein glücklicher, sein Ziel ein reiches Land, kein dunkles Grab unter blutiger Krone. Aber ehe ihr entscheidet,

gedenket der Götter, die hier euch treu geschirmet, der Väter, die ihr verlaßt, der Kinder, die nimmer sehen werden die Hügel in welchen unsere Väter ruhen, denkt an euch, deren Gebeine nimmer zu den Gebeinen der Väter kommen, deren Schatten nimmer mit den Schatten der Väter in leisem Winde in hellen Nächten gleiten werden über das schöne, treue Land.

„Klagend irrten an der Hügel Rändern, an des Sees Ufern, die Schatten der Väter; ihre Klagen drangen in Hērtha's Sitz; krause Wellen führten auf des Sees Mitte der Väter Schatten. Dort hob auf hohem Throne die Göttin sich aus dem Wellenschooß, hörte die Klagen an ihres Thrones Stufen, hörte cuern Jubel aus dem heiligen Haine. Duster ward ihr Gesicht, drohend hob sie ihre Hand, Zorn sprühten ihre Augen. Da sah sie vom Berge her, hinter welchem ihr das Land suchen wollt, von dem ihr träumt, blutige Feuer wallen, sah, wie aus dem wallenden Feuer eine blutige Krone sich nahte, drohend und schreckbar. Sie bog die Hände, aber Stern um Stern fiel aus ihrer Krone, wie Thräne um Thräne aus ihrem Auge, aber unaufhaltbar nahte die Krone, stand über ihrem Haupte. Da verhüllte sich Hērtha, schwand mit den Schatten der Väter, sandte ihre Diener, Wind und Wellen, gegen das blutige Zeichen; aber sie überwältigten es nicht. Trotzig stand es auf dem schwarzen Wellengrabe, ein Sieger auf verlassnem Schlachtfelde, bis die Nacht es verschlang. So sah ich Götter und Väter klagen, drohen, schwinden, sah über schwarzem Grabe eine blutige Krone. Was die Götter selbst mir gezeigt, das mußte ich euch verkünden, so wollte es die Treue gegen Götter und Menschen, die mich nicht verläßt, so lange mir das Wort im Munde lebt.“



So hatte der Greis gesprochen; lautlos blieb es im Haine. Seine Worte tönten lautlos wieder in der Männer Seelen; es jagte der Erste der Druiden, das Wort stockte ihm im Munde, denn die Wahrheit regte sich auf des Herzens Grunde. Da trat kühn und rasch Diviko, der alternde Held, in den heiligen Ring, faßte traulich und mit ehrerbietigen Geberden Schwitos Hand und sprach die gebietenden Worte: „Vater, du hast geschlafen, zu schwerem Traume haben deine Gedanken sich gewoben. Geh' wieder schlafen, lichtere Träume werden sich dir bilden, da du das fröhliche Volk gesehen und gehört, daß die glücklichsten Zeichen gefunden worden. Morgen werden deine Gedanken heller sein, heiterer dein Auge, und mit leichtem Herzen wirst du mitziehen ins herrliche Land. Geh' schlafen, Vater.“ Da richtete hoch, ehrfurchtgebietend, Schwito sich auf; in sein altes Auge schoß der göttliche Strahl, der es so oft erleuchtet hatte, und weithin tönend durch die Nacht, sprach er die gewaltigen Worte: „Geträumt habe ich nicht, und schlafen gehe ich nicht, und in eurem Zuge werdet ihr mich nicht sehen. Du aber, Diviko, wirst schlafen gehen einen blutigen Schlaf, ehe der Mond zum fünften Male sich füllt, und Feuer wird lodern rings um dich und blutroth wird der Himmel sein. Ich werde es nicht sehen, du aber wirst es mir verkünden. Dann will ich schlafen gehen, und bei den Göttern wird mein Erwachen sein. Wo aber, o thortrecht Volk, wird dein Erwachen sein aus blutigem Grabe in fremdem Lande, wo keine Götter dir hold sind?“ So sprach Schwito; Behmuth brach ihm die Stimme, langsam schritt er durch den Hain seiner Hütte zu, und stille blieb es hinter ihm, und seine Worte gruben sich ein in die Herzen der Helvetier, blieben haften darin, wie Pfette

mit Wiberhaken im Fleische stecken, aber stillschweigend und verborgen trugen sie dieselben heim. Keiner gestand dem andern den Eindruck den sie gemacht, aber in stillen Nächten tauchten sie auf, und plagten sie bei dem kleinsten Unfall mit düstern Ahnungen. Bald brachen sie auf, nach allen Seiten hin, jeder seiner Hütte zu, zu rüsten den Auszug am beginnenden Morgen.

Schwito aber ging nicht schlafen; vor seiner Hütte weilt er, wo seine Hunde schliefen und zwischen ihnen das Kind. Düster sah er in die stille Nacht, sah hin zum weiten See, aber kein neues Bild tauchte auf; im stillen See badeten in stiller Freude die Sternlein des Himmels.

Endlich dämmerte es im Osten, Morgenwinde kräufelten den See, weiß und eifig legten die lockichten Nebel sich über die Erde, schmückten sie mit des Reifes weißem Kleide, welches die Sonne nicht dulden will. Dann begann der Rauch zu steigen aus den Wohnstellen, zog seine dunkeln Streifen im marchlosen Raume und ein geschäftiges Treiben begann um die Hütten so weit das Auge reichte. Es regten sich im Schlafe die Hunde, kurze dumpfe Laute entfuhrn ihnen, wie es oft geschieht, wenn der Traum sie faßt, ein Wild vor ihre Augen stellt; aber diesmal war es der Instinkt, der die Laute bewußtlos ihnen auspreßte.

Raschen Sprunges brach ein großes Mädchen aus dem Gebüsche, wild und goldgelb flatterten seine Locken im Morgenwinde, wild blickten seine Augen und im engen Gewande ragten sich üppig die vollen Glieder. Im Sprunge haßte es das erwachende Kind, hoch an ihm auf sprangen die Hunde und zum Greis sprach es mit fliegendem Athem: „Aber Großvater, wo weilest du? warum kümmerst du nicht? Alles harret auf dich, die

Wagen sind bespannt, das Offen steht dir bereit. Säume nicht, bald, bald geht es fort, schon harret alles des Zeichens.“

Da schüttelte ernst der Greis sein Haupt, vorwurfsvoll sah er zum Himmel; fragend: Womit hat es das Volk verdient, daß ihr mit dem gleichen Wahne geschlagen Alt und Jung; und zum Mädchen sagte er: „Geh, freue dich, du armes Kind, bald verblüht die Blume, bald verblüht die kindliche Freude. Geh, ich komme nicht mit, ich bleibe hier, den Göttern will ich das Land hüten, will nicht einsam lassen die Schatten der Väter. Zieht nur und meiner harret nicht.“ Da wand mit raschem Schwunge das Kind sich aus des Mädchens Armen, hing sich dem Greis an und rief: „Ich will auch nicht mit, will hier bleiben, will dir hüten helfen.“ Starr stand das schöne Mädchen vor Beiden, das Wasser war ihm in die Augen geschossen und rollte in großen Tropfen die vollen Wangen nieder; aber der Rede war es nicht mächtig. „Geh, Kind, sagte der Greis, und säume nicht, harret meiner nicht, ich bleibe.“ Und wie vom Bogen der Pfeil durch den Raum fährt, schoß das wilde Mädchen über den Hügel hin ins Gebüsch.

Die Hunde setzten ihm spielend nach, kehrten aber bald zu dem Greis zurück, behnten die schlanken Glieder, sahen gähnend ihn an, während das Kind nach der Hütte zeigte; sie mahnten ihren Verfolger an den Imbiß, den er in den Sorgen seines Gemüthes vergaß. Da rauschte es wieder den Hügel herauf, bellende Hunde voran, wilde Kinder ihnen nach, Erwachsene hinten drein, eine ganze Familie umringte den Greis in wilder Haft. Ein schöner Mann in priesterlichem Gewande, in der Blüthe der Jahre, sprach zuerst mit bittender

Stimme ihn an: „Großvater, du willst nicht mit, willst alleine bleiben im verlassenen Lande, willst nicht bei den Deinen bleiben? Das thue nicht, warum uns zürnen, wo die Götter gebieten?“

„Kind, ich zürne nicht, aber ich komme nicht, ich bleibe bei den Vätern, sie wollen nicht allein sein im verlassenen Lande, und haben mir ihr Leid vertraut. Was die Götter wollen, wißt ihr, wie ihr meint, ich meine anders. Darüber streiten wir nicht, der Entscheld liegt in der Götter Hand. Euren Willen will ich nicht hindern, hemmt aber auch den Meinen nicht. Gehet und die Götter gelotten euch.“ Traurig schwieg der Mann, ein Enkel des Greisen, er wußte, an des Vaters Wort war kein Wandel. Die Augen der Kinder thrännten, bittend faßte derselben schöne Mutter des Greisen Hände und sprach: „O Vater, laß deine Hulda nicht.“ „Ich muß, sprach der Greis. Traure nicht, meine mäden Glieder ertragen die Reise nicht; hier ist mein Leben. Geh, lebt wohl.“ Da ergriff tiefe Trauer alles, und Jeder nahm Abschied auf seine Weise und Niemand widerrodete mehr. Wenn das Wort des Alten auch nicht mehr galt am Opfersteine, unter den Seinen hatte es noch das gleiche Gewicht. Dann wollte die Mutter ihr Kind nehmen an des Greisen Seite, das aber wollte den Dhm nicht lassen. Seit langem hatte es bei ihm und den Hunden gewohnt, war fremde geworden unten im Familiensitz. Da schlug der Jammer der Mutter laut empor, sie wollte es nicht lassen in der schaurigen Einsamkeit, wo es nach des Greisen Tod verlassen sterben mußte. Sie versuchte Liebe und Gewalt, rief des Mannes Macht zu Hülfe. Da der Greis den Ernst des Kindes sah, so wehrte er mit ernster Milde der Gewalt. „Weib, tröste dich, sprach er, und

laß mir das Kind, wer weiß ob aus dem Kinde nicht die Götter reden? Wenn sie es wollen, so bleibt dieses Kind, um das du jetzt weinest, dir alleine; wenn du alle andern verloren hast, so findest du dieses wieder. Dann wirfst du den Göttern danken, daß ihr Wille nicht dein Wille war.“ Wie ein zweischneidend Schwert drangen diese Worte in das mütterliche Herz, ein doppelter Schmerz schlug über ihr empor, sie verhüllte das Haupt und wandte sich den Ihren zu, die langsam und traurig den Hügel niedergingen. Bald trockneten die Thränen der Kinder, und als sie die bespannten Wagen sahen, gedachten sie schon nicht mehr des Großvaters auf dem Hügel, sondern jauchzten dem Lande entgegen, das so lange schon hineingelächelt hatte in ihre Träume.

Als es stille geworden war auf dem Hügel, gab der Greis Räden und Kind ihr Morgenbrod, setzte sich dann nieder auf den Hügel überm See. Weithin lag das Land vor seinem Blicke; das Kind saß zu seinen Füßen, aß sein Morgenbrod; die Sonne schien hell übers Land, ihre Strahlen gaukelten mit den Wellen im See.

So weit das Auge reichte war Leben, wie vor einem Bienenstocke, der stoßen will. Zahllos war die Menge vor den Häusern und immer neue Schaaren drängten sich heran aus den Häusern, und ein eigenthümlich Gesumse drang zum Hügel empor. Schon stand die Sonne hoch, als in das Gewimmel Bewegung kam, die Knäuel sich entwirrten, weiter zogen. Hinter jedem quoll es schwarz vom Boden auf, die letzte Hand hatte den Brand geworfen ins alte Obdach. Glühende Flammen sprudelten auf, eine Rauchsäule nach der andern stieg zum Himmel auf. Schule reichte an Schul-

sich, Flamme floß in Flamme. Wie in fruchtbarer Landschaft offene Stellen mit dichten Wäldern wechseln und in den offenen Stellen einzelne Bäume stehen, die alle Jahre grün werdenden Kronen der königlichen Erdenmutter, so floß das Feuer in großen Garben zusammen und ein Rauchstrom stieg zum Himmel auf, und wiederum brannten kerzenhell und schlank einzelne Hütten und trieben dunkelgrau, säulenhaft, den Rauch empor. Oben unterm blauen Himmel wölbte sich ein grausicht schwarzes Wolkendach, verhüllte den Himmel, die Götter wollten das treulose Volk nicht schauen. Zwischen den Feuern durch zogen brüllende Heerden, jubelnde Familien. Hunde sprangen bellend voran, Mädchen sprangen zurück, Vergessenes zu holen, Mütter eilten nach mit Vergessenem, Buben jagten Ochsen, Jünglinge tummelten Kofse, Männer wiegten bedächtig ihre Spere, sahen nach den zurückgebliebenen Müttern, ordneten die zusammenfließenden Jüge, begrüßten mit gewichtigem Handschlag wohlbekannte Gefährten. Scheu und wild schlüpfen durch die Jüge wilde Mädchen mit heitern Augen; was sie suchten und was sie fanden, sagten sie nicht.

Wohlgemuth zog durch Rauch und Brand ein ganzes Volk, Groß und Klein; jubelnd freuten sich die Jungen der wirbelnden Feuer, der himmelansteigenden Rauchmassen; gleichgültig sahen die Erwachsenen in die brennende Wüste, aus dem Rauche des schwindenden Landes schimmerte ihnen um so glänzender entgegen das geträumte Land. Aber hinter manchem Wagen wankte ein greises Paar und die Füße wollten nicht vorwärts, die Augen wandten sie immer hinterwärts, und die rauhen Hände trockneten fort und fort die Augen; aber wie sie auch trockneten, die Augen wurden nicht trocken.

Auf dem Hügel stand der Greis und auch sein Auge war nicht trocken, und doch konnte er es nicht abwenden von dem Brande, den das Volk mit muthwilliger Hand in den eigenen Herd geworfen, und jede aufflammende Hütte erschütterte ihn, und seine Seele hörte das Klagen der Gestorbenen, deren Hände sie gebaut. Neben dem Greisen stand jauchzend das Kind, und immer neu war sein Jubel, wenn frische Feuer aus dem Boden sprudelten, gewaltige Rauchwolken hinauf gen Himmel stießen, oder seltsam gestaltete Streifen daher geflogen kamen und um den Hügel strichen. Den schwindenden Zügen bellten die Hunde nach, als ob sie Abscheid hehmen oder Zurückrufen wollten die Gefährten, mit denen sie so manch Wild gejagt, mit denen sie so oft sich gebissen um der Liebe oder eines Stück Fleisches wegen.

Da klirrte es hinter ihnen, aus einer Rauchwolke klangen eilende Schritte, ein Held ward sichtbar; es war Diviso. „Aber um der Götter willen, Schwito, was willst du im verlassenen Lande. Die Deinen weinen, dich mißet das Volk, Mund um Mund fragt nach dir. Schon hat dein Traum Männer bethört, jetzt wirft dein Ausbleiben einen Stachel in die Herzen ängstlicher Weiber, eine Spalte ist geworfen in unsern einträchtigen Sinn. Darum säume nicht länger, laß den Tropf, vom Volke das dich geboren, sondere dich nicht, komm!“ „Ich komme nicht, ich bleibe, sprach Schwito. Täuschen kann ich nimmer; was ich erkannte, das verkündete ich, und würde es fürder verkünden, wenn ich wandelte in des Volkes Mitte. Ich würde die Spalte sein, aus welcher brechen würde die Flamme der Zwietracht. Bleibe ich, so bin ich bald vergessen, es schließt die Spalte sich, einträchtig bleibt das Volk. Darum lebe

wohl, Diviko, meine Wünsche für euch erkalten nicht, so wenig als erlöschen sollen die Opferfeuer im Haine.“

„Dich lasse ich nicht, Schwito, so alleine im verlassenem Lande, alleine im Tode, und Niemand thürmet dir deinen Hügel.“

„Und dennoch komme ich nicht, und wäre ich auch ganz alleine. Ich will bleiben, ein einsamer Wächter auf den Gräbern der Väter, will wachen auf dem großen Grabe, das ihr heute selbst gegraben, will es hüten. Wer weiß, wie bald sich um mich sammeln und froh des Hüters sind, welche weder Grab noch Land jenseits jenes Berges finden konnten; diese mögen meinen Hügel mir thürmen.“

„O Schwito, will die Nacht nicht weichen von deinem Haupte, dein seltsamer Sinn sich nicht brechen lassen? So lebe wohl einstweilen. Wenn wir das Land gefunden, das wir wollen, dann soll dir Kunde werden, dann kommst du nach, wir sehen uns wieder.“

So sprach bewegt Diviko, und bot dem Greis die Hand. Bewegt faßte Schwito sie und sprach: „Wiedersehen werden wir uns, und vielleicht bist du es selbst, der mir Kunde bringt, was der Wille der Götter war.“ Bewegt schied sie, und schwerer in Gedanken als er gekommen war, eilte Diviko den Seinen zu.

Der Lärm der Ziehenden verhallte, die prasselnden Flammen schwanden, die Hunde schwiegen, legten sich zu ihres Herrn Füßen, und stille ward es im Lande. Ein dichtes schwarzes Tuch, aus Rauch gewoben, verhüllte, ein schauriger Wittwenschleier, das verlassenem Land. Sonne und Sterne schienen nicht mehr hinein in die dunkle große Todtenkammer, und traurig ging der Greis schlafen mit dem weinenden Kinde. Es weinte das Kind, weil die lustigen Flammen erloschen und so



grau und dunkel der Rauch geworden war, der ihm so schön erschienen im Glanze des Feuers.

Manchen Tag trug diesen schaurigen Schleier das Land, endlich zerriß ihn die Sonne, lichter wurde der Himmel, aber noch manchen Tag schwebte es wie düsterer Nebel über jeder Brandstätte. Waren es die Schatten der Verstorbenen, die trauerten um ihr altes Obdach, war es der Geist der Hütte selbst, der über die Grabstätte seines Leibes trauerte?

Als der Greis am ersten Sonnentage aus seiner Hütte trat, der Wolfenschleier zerrissen war, Land und See im Sonnenglanze vor ihm lag, da ging wiederum ein Strahl der Freude durch seine Seele, jubelnd schlug das Kind die Hände zusammen, freudig bellten die Rüden freundliche Morgengrüße über den See.

Sonst waren dann freundliche Gegengrüße gekommen von allen Seiten her, aber jetzt kamen keine Grüsse, wie oft sie horchten nach kurzem Ansätze. Rings im weiten Lande war kein Hund mehr, der die freundlichen Grüsse vernahm, keiner der freundlich dankte. Sie bellten rechts, sie bellten links, immer rascher, immer ängstlicher, endlich heulten sie laut und lange, tief, gerade hinaus, wie auch Menschen thun, wenn das innigste Weh über ihrem Haupte zusammenschlägt. Als alles stille blieb ringsum, da ergriff ein Schauer sie, eine unergründliche Angst, sie duckten sich zusammen, krochen zu des Greisen Füßen, legten inbrünstig seine Hände. Neben den Hunden war das Kind gestanden, das Leben am See suchte sein Auge, nach den Schifflein sah es, die so munter auf den blauen Wellen tanzten, nach den weißen Segeln sah es, die so lustig im Winde sich schwellten; aber leer blieb es auf dem weiten See, alleine tanzten die Wellen, keine Hand regte sich am

Ufer, keine war da, die Ruder zu fassen, die Segel zu entfalten. Da wandte es sein scharfes Auge nach den Vögelein, die so zahlreich an den Ufern flatterten, so heiter im grünen Laube sich wiegten; aber stille war es auf den Bäumen, an den Ufern, kein Vögelein flatterte dort, wiegte sich hier, der Rauch hatte sie vertrieben, oder dem Volke waren sie nachgezogen. Steine warf es hier hin, warf es dort hin, aber kein Vogel flog auf, stille blieb es allerwärts. Da kam es auch über das Kind wie Sehnsucht und Heimweh, weinend schmiegte es sich dem Großvater an, legte sich an sein Herz, es fühlte, wie arm der Mensch ist, wenn er alleine ist im weiten Lande, wie arm er ist, wenn er Alles hat, nur Niemand um mit ihm zu theilen, nicht einmal ein Vögelein, das die Brosamen nimmt aus seiner Hand. Am Herzen des Großvaters, das so warm an seine Wangen klopfte, fand das arme Kind seinen Trost.

Und der Großvater umfaßte beide, Kind und Rüdchen, und theilte ihr Grauen, alleine zu sein an der Stätte, wo vor wenig Tagen ein zahlreich Volk gewohnt, das jetzt spurlos verschwunden war mit all seinem Leben, alleine zu sein mit den Geistern der Väter, die da bleiben, wo sie begraben werden, nimmer mit denen ziehen, die das Land verlassen, in welchem sie geboren wurden.

Es kam ihm vor als wäre alles gestorben, alles Leben erloschen, er und das Kind die letzten Menschen auf Erden, vergessen von den Göttern, vergessen lebendig von den Göttern hier auf Erden. Und vergessen zu bleiben, wenn die Götter alle gerufen, harren zu müssen und immer umsonst und immer alleine, und es verrinnt Tag um Tag und keiner will der letzte sein

und jeder findet uns alleine, das wäre wohl eines Sterblichen schrecklichstes Schicksal. So saß er in tiefster Wehmuth vom Morgen bis zum Abend am See in der schaurigsten Einsamkeit; rings am See war des Todes Stille, selbst die leisen Winde schwiegen, als sie keinen Kahn fanden mit ihm zu kämpfen, keines Kindes Haupt zum Spiel mit dessen gelben Locken.

Doch bald ermannte sich der Greis, für öde Trauer war sein starkes Gemüth nicht geschaffen. Er schaffte und sorgte für das Kind, er dachte an die Zukunft, und es ward ihm immer mehr, als sei ihm noch Bedeutendes bestimmt, als hätte er viel zu schaffen und zu sorgen für sie. Er wanderte den Ufern des Sees entlang von Wallstätte zu Wallstätte, sammelte und schirmte, was vergessen war, das vom Feuer verschont worden war. Kein Werkzeug in einem Winkel, kein Fruchtkörnlein am Boden entging seinem spähenden Auge, er sammelte Beides, bewahrte das erstere auf, für das letztere aber suchte er die besten urbaren Landstellen, bestellte, besäete sie, schirmte sie mit dichtem Gehäge vor den Gelüsten der Waldbewohner. Rüstig ging ihm das Kind zur Hand bei jeder Arbeit, jeder Jagd. Es lernte den Bogen führen und Fische fangen, und was sie erjagten und fingen, überstieg weit ihren Bedarf. Große Vorräthe häufte der Greis für das Kind, wenn er sterben sollte über Nacht, wie so oft der Götter gütige Hand dem Alter es vergönnt, und doch war ihm immer, als werde jemand Andern sie verzehren, als müßte er für Viele sinnen und sorgen. Reich wie nie war die Beute im See und Wald. Dem Wild im Waldesdunkel, den Fischen auf dem stillen Grunde ward es unheimlich. Die Fische regten unruhig sich, als keine Röhne mehr über des Sees Fläche strichen,

keine Kinder an den Ufern plätscherten; sie schwammen am still gewordenen Ufer, sie stiegen auf die Oberfläche, sprangen hoch über den stillen Spiegel, schauten ängstlich nach Rähnen und Kindern, die sie so oft umgaukelten in lustigem Spiele.

Hirsch, Schwein und Bär kamen an hellem Tage aus Schlünden und Gründen, aus des Waldes Tiefen, sahen sich um nach den wilden Jägern oder rauhen Rüden, deren Stimmen verhallt waren in Berg und Wald, vor denen her sie so manchen langen Tag gestäubt waren in bald lustiger, bald ängstlicher Flucht. Sie wagten näher und näher den Hütten sich, ließen wilde Töne hören, lauter und immer lauter, als ob sie wecken und locken wollten die schlafenden Jäger und Rüden zu lustiger Jagd. Und wenn dann kein Jäger erwachen wollte, kein Rüde seine Stimme erhob, dann sprangen sie wild und traurig wieder in den einsamen Wald.

Wenn Schwito des Morgens sich rüstete mit Spieß und Bogen, das Kind die Rüden zum Waidwerk rief, diese, heulend in losgebundener Luft, in den Wald setzten, da regte es sich im ganzen Walde und lebendig ward es überall. Die ungewohnten und doch so heimeligen Töne trieben nicht bloß den Eber auf, auf dessen Lager die Hunde stießen, sondern überall raschelte es in den Gebüsch. Die Thiere juckten aus ihren Lagern, nahmen Theil an der Jagd, kreuzten vielfach die Fahrten, zuckten über die freien Plätze. Spieß und Bogen kamen nicht zur Ruhe und die Hunde fanden der Jagd kein Ende, wie manches Wild auch fiel.

Wenn er den Kahn vom Ufer stieß, dessen dunkler Schatten über den Tiefen schwebte, so wirbelten vom Grund auf der Fische ungezählte Scharen, schwärmten und gaukelten um den Kahn, und im Sättigen der

alten Lust achteten sie die ungünstigen Reize nicht. So ward Leben zu Leben getrieben, und das Leben scheute, um Leben zu finden, den Tod nicht, daher ward es dem Alten immer schwerer, ein Leben zu tödten, denn je mehr er tödtete, desto größer ward die Einsamkeit, desto verlassen er nach seinem Tode das Kind. Dieses hatte am schnellsten ins Neue sich gefunden, fühlte am wenigsten die Lücke und lebte mit dem zusammen, was die Gegenwart ihm bot. Die Fortgezogenen waren nicht nur gezogen aus dem Lande, sondern auch aus seinem Leben, fast aus seinem Gedächtniß. Erst wenn das Leben kürzer wird, erhält die Vergangenheit ihren Werth, und erst wenn schon Viele dahingegangen sind, wird der Schmerz über neues Scheiden empfindlich. Das Kind lebt aber mit den Lebenden und freut der Sonne sich, die am Himmel steht, die gestrige Sonne hat es vergessen ob der heutigen, und an die, welche am andern Morgen kommt, denkt es nicht, bis die heutige untergeht.

So löste in dieser Einsamkeit ein Tag den andern ab, der Mond füllte sich und schwand wieder, der Frühling blühte ab, die Vögel kamen schweigend wieder, die Gerste stieg in Aehren, die Gewitter kamen von den Bergen her, stiegen zu Thale, donnerten überm See, regten ein neues Leben auf. Aber sie rauschten vorüber, verstummten, dann ward es wieder stille im Lande, lautlos überm See. Wohl plätscherte wieder hie und da eine Ente in verborgener Bucht, aber kein Mensch erschien, keiner verirrte sich ins verlassene Land, keiner brachte Kunde von den Geschiedenen.

Am Abend, wenn zur Ruhe die Sonne gegangen war, stiegen Nebel auf hier und dort auf den einsamen Hügel, irrten suchend um den See, schifften auf sü-

bernen Wellen in des Sees Mitte, glitten dort zusammen, weilten dort, bis die Sonne sie traf, dann rissen sie auseinander, flogen dahin ihren Hügeln zu, und einsam, einförmig ward es wieder, und im weiten Lande bewegte sich nichts als Bäume im Winde, als Fische in den Wellen, als der Wurm im Staube, das Wild im Haine, die Ente in schattichter Bucht.

Aber von Abend zu Abend schien es Schwito mehr und mehr, als rege in der Rebel Mitte ein ungewöhnliches Leben sich, als gewöhnen sie besondere Gestaltung, als beginne geheimnißvoll, markerschütternd die innigste Wehklage. Wie oft ein plötzlicher Schmerz durch den Menschen, zuckte auch die Erde von schmerzlichem Weh erfaßt zusammen, die Berge schüttelten ihre Häupter; ihre Schweißtropfen, die fürchterlichen Lawinen, donnerten sonder Unterlaß zu Thale, die Eichen ächzten, wie Sterbende ächzen auf blutigem Felde in der Nacht nach geschlagener Schlacht. Ein unendliches Bangen ergriff ihn wieder, wie es über den kommt, dessen Geliebte weggegangen sind für einige Stunden, und die Sonne ist untergegangen und die Nacht kömmt herauf und sie kehren ihm nicht wieder, wie er auch horchen mag, kein Fußtritt schallt durch die Nacht. Ein Bangen, wie es der Vater fühlt, der seinen Sohn im Sturm der Elemente in den Bergen weiß oder auf den Wassern. Dieser hat auch keine Ruhe, alle Augenblicke tritt er aus seiner Hütte, hebt die Hand über die Augen, schaut nach dem Sohne, horcht ins Weite nach dem Hall seiner Tritte. Und wenn er nichts vernimmt, will er sein Bangen bekämpfen, kehrt zurück in die Hütte, will nicht mehr an den Sohn denken, will sich legen, will schlafen gehen. Aber umsonst, die Bangigkeit wallt neu herauf, er springt auf vom Lager, setzt sich vor die

Thüre und will harren und warten, bis der Sohn kommt. So war es Schwito.

Er begann mehr und mehr die Stunde zu verwünschen, in welcher er den Entschluß des Bleibens gefaßt, zu glauben, daß die Schatten des Alters allerdings über sein Haupt sich gelegt, seine Augen den Willen der Götter nicht erkannt hätten; bald ward er irre an sich, bald irre an den Göttern. Und hatte er auch das Rechte erkannt und war kein Irrthum in seinen Augen, keine Täuschung bei den Göttern, so fühlte er doch, wie viel tausendmal leichter es ist mit den Seinen zu leiden und zu sterben, als von trüben Ahnungen gefoltert, nicht zu wissen, was sie leiden und wie sie sterben.

Des Tages mochte er wohl der Angst sich erwehren; des Tages Geschäfte zerstreuten ihn, bei der Sonne Licht erscheinen auch die Gespenster, welche unseren eigenen Seelen entsteigen, seltener. Das Kind, das im vollen Genügen dessen, was es hatte, im Stolze der wachsenden Kraft so froh um ihn spielte, so verständig ihm half, so hell hinaus ins Leben sah, erfreute ihn. Aber wenn dann der Abend kam, der Schlaf das Kind umfing, der müde Leib die Seele schwächte, die Schauer der Nacht heraufstiegen, dann erfasste ihn die Angst mit gedoppelter Kraft, in der Hütte ward ihm zu enge, zu bange auf seinem Lager, er mußte hinaus, obgleich ihm jeder Abend draußen in der weiten Dede noch enger ward ums Herz.

So trieb es ihn auch eines Abends hinaus nach schwülem Jagdtag, als frühe das Kind zur Ruhe sich gelegt. Wie in dunkles Blut tauchte die Sonne unter und blutroth färbten die Wolken sich, mit Blut wurden die Berge übergossen, Blut strahlte aus dem See herauf, in blutigem Schimmer glimmte das Land. Immer dunk-

ler färbte sich alles, je tiefer die Sonne hinter die Berge sank, ein Blutmeer schien ihn zu umwogen. Zu unermesslichem Blutbade ward ihm Himmel und Erde, im blutigen Bade schwamm, er der einzige Lebendige; sein altes Haupt, von silbernen Locken umflossen, ragte über die blutigen Wellen. Es erblaßten die Berge zu ungeheueren Leichenhaufen, aber blutig umflossen sie die Wolken, bis sie ins Dunkel der Nacht übergingen, wie auch das Blut schwarz wird, wenn die Wärme des Lebens aus ihm weicht. Noch immer währte er sich im gräulichen Bade, als um ihn ein seltsam Achzen und Stöhnen begann, ein schauerliches Rauschen aus dem See heraufbrauste, ein Leben auf ihm wogte, wie er es nie gehört. Aus dem seltsamen Säusen und Wogen heraus klangen Töne, in denen ihm Mark und Bein erbeben: es waren die Stimmen der Götter, wie sie ertönen, wenn sie einmal zu Sterblichen reden. Aber was vorging da unten auf dem See, sah sein Auge nicht. Die Nacht hatte ihren dicksten Schleier über den See geworfen, kein Sternlein am Himmel lichtete ihn, alle hatten ihre glänzenden Augen verhüllt und was da fiel, so feucht, so warm, waren das wohl Thränen, welche die Sternlein weinten über den Jammer da unten auf Erden, über das greise Haupt im blutigen Bade? Endlich ward es stiller draussen, und stiller in des Greisen Gemüth, er suchte sein Lager, streckte seine matten Glieder neben das Kind, das hell auffauchte von heiterem Sinn in lustige Träume gewiegt.

Bald schloß ihm der Schlaf die müden Augen, verschloß ihm des Kammers Kammer, verwandelte seine Seufzer in friedliche Athemzüge. Plötzlich fuhr er, wie von jähem Schreck ergriffen, hoch vom Lager auf, aufgerissen schien ihm die Thüre, in selbe stürzte ein Krie-



ger, gespalten war sein Helm, in blutigen Flammen loderte sein Haar, zerhauen war sein Leib, noch hielt er in den Händen Schild und Schwert.

„Um der Götter willen, bist du es, Diviso!“ rief Schwito.

Es hob der blutige Krieger sein Haupt, unaussprechlicher Schmerz, und ein ganz anderer, als das Weh des Todes lag in den Heldebzügen, reichlicher strömte sein Blut, höher loderten an ihm die Flammen auf, stumm blieb sein Mund, aber den Schild, den reinen und unbefleckten, hob er empor, auf demselben begann es zu leben und eine fürchterliche Nacht stieg empor auf seiner Fläche. Ueber der Nacht stand blutig der Vollmond, schwere Wolken wälzten sich am Himmel, ein weites Schlachtfeld dehnte sich aus über die Erde. Mit viel tausend starren Leichen war es bedeckt, des Mondes Strahlen beleuchteten die kranken Züge, viel Tausende wälzten sich in bitterem Sterben. Der Mond hielt ihnen die Todtenfackel. Hier hatte der Streit ausgetobt, nur hier und da würgte noch ein sterbend Paar sich in dem Haffe, der erst nach dem Leben erlischt, der in den erstarrten Zügen liegen bleibt, bis die Verwesung über sie kömmt. Sieger oder Besiegte erkannte Schwito nicht, bunt durch einander sah er Römer und Helvetier liegen, alle in ihrem Waffenschmucke, und mit unparteiischer Hand schien der Tod Erndte gehalten zu haben, denn in die Tausende lagen die Römer erschlagen auf dem blutigen Felde.

Als er hier umsonst forschte nach Sieg und Untergang, versank das grausige Feld und auf dem Schilde sah er eine mächtige Wagenburg, um sie tobte eine nächtliche Schlacht. Aus weitem Felde her sah er schwer gerückete Krieger stürmen, sah viel einzelne Kämpfe in

freiem Felde, ehe die Wogen der Schlacht an der Wagenburg sich brachen. Hier tobte grimmig die Schlacht, und hundertfältig fuhr der Tod aus der Wagenburg hervor und lichtete die Krieger, die mit kurzem Schwert und festem Schilde muthig dem Tode trogten und immer neu zum Sturme liefen, bis irgendwie der Tod sie faßte.

Aus der Wagenburg starrten Speere, Pfeile flogen zwischen den Rädern, funkelten Schwerter, unter den Rädern hervor glitzerten in Kinderhänden lange Messer, kurzer Speere dreigespitztes Eisen, in der Wuth den Tod zu geben, nahm man den eigenen hin. Die Krieger stürmten die Burg mit der Beharrlichkeit, gestählt auf hundert Schlachtfeldern, welche weiß, daß im Aushalten der Sieg liegt, im Absetzen der Tod. Tausende fielen nieder, aber keiner wandte sich, keiner setzte ab, wo er angefaßt.

In gleicher Todesfreudigkeit ward von der Burg herab gestritten, und aus der Burg heraus; Niemand sah man weichen von den Rädern der Wagen, keinem Streiche fliehen. Wem seine Waffe brach, zackte mit den bloßen Händen den Feind, unerschrocken krochen die Kinder zwischen die stürmenden Krieger und suchten mit ihren Messern die verwundbaren Stellen, und wenn ein eherner Fuß ein Kind zertrat, es stach jubelnd nach dem Fuße, der es zerquetschte. Und wo ein Wagen in Bedrängniß war, sah man Mädchen, Weiber in die Krieger sich stürzen, Luft schaffen mit ihrem Tode den bedrängten Männern.

Wo in des Wagenringes Mitte ein hoher Wagen stand, da brauste am wildesten der Kampf. Von ihm herab tritt eine weiße Männerschaar, ein jeglicher ein Held. Wie am Felsen die Brandung donnert, Welle

um Welle der Fels bricht, zerbrochen zurückwirft, so stürzte von jenem Wagen Haufe um Haufe der Stürmenden, getroffen von den Messern der Druiden, weggeschleudert durch die Kraft ihrer Hände. So stand lange die Schlacht auf dunklem Grunde, wogte auf und nieder, einem sturmerregten Meere gleich.

Da tauchte hinter den Kriegern ein einzelner Krieger aus der Nacht herauf, sein Auge schaute über die Wogen der Schlacht, seine Hand hob sich gebietend, neue Schaaren strömten über das Feld, neues Leben strömte durch die Stürmenden. Von tausend Fackeln ward es helle und die tausend Fackeln flogen lodernnd in die Wagenburg und tausend Krieger stürzten an die Wagen und rangen mit Weibern und Kindern, um mit eigener Hand das Feuer an die Wagen zu legen, und hunderte von Fackeln zischten aus im Blute ihrer Träger. Aber hunderte zündeten; eine gräßliche Lohe flammte auf vom hohen Wagen der Druiden und rings um ihn würgte gräßlich der Tod. Da hob über Tod und Flamme auf des hohen Wagens höchster Stufe rasch sich ein Held, weit hin leuchtend durch die feurige Nacht; alle Augen sahen ihn, nach allen Seiten hin gab er seine Zeichen. Und als ob seine mächtige Hand eine Schleuse gezogen in wildem Flusse, stürzte von allen Wagen herab, aus allen Zwischenräumen, Ströme von Kriegern in den Feind, während die andern die Wagen verließen, und hinter dem Brande zu einem gewaltigen Haufen sich scharten. Nur die lodernnde Druidenburg verließ kein Fuß, Feuer und Streit umtoste sie in immer steigender Wuth, unter den Rädern hervor drängte sich Kind um Kind mit blankem Messer zwischen die Stürmenden, furchtlos rangen Weiber und Mädchen mit dem am Wagen emporkimmeln-

den Feinde. Ueber Allem stand der Held, lenkte die Schlacht und harrte des entscheidenden Augenblicks zur letzten Anstrengung. Da ward von wildem Wurf sein Haupt gespalten, von unten auf fuhr ein Schwert ihm in den unbeschützten Leib, noch hob er hoch den leuchtenden Schild, dann brach er zusammen, Flammen schlugen über ihn empor, in Flammen versank der Wagen, in Flammen versanken die Streitenden, über den Schild strömte ein Flammenmeer, verschwunden war die Schlacht.

Ueber die Flammen aber kam schwarz die Nacht, der Schild verschwand, der Krieger der ihn hielt. Nacht war es in der Hütte, umsonst harrte Schwito in die Nacht, kein neues Gesicht tauchte auf. Diviso war es, welcher dem alten Freunde die Kunde gebracht vom Entscheid der Götter, vom blutigen Feuergrabe, das er und sein Volk gefunden; denn wenn auch Schwito des Kampfes Ende nicht sah, so wußte er wohl, daß, wenn die Führer gefallen, der Herde der Glaube an den Sieg entfällt. Jetzt wußte er, daß am letzten Abend der Schimmer des vergossenen Blutes hinüber geleuchtet hatte in die Heimat, an die jeder Fallende im Tode dachte, daß es seines Volkes Blut gewesen, welches Berg und Thal, Baum und See gefärbt, daß es Herta gewesen war, welche unten im See gesammelt hatte über ihre Kinder, die fern von ihr todeskühn den letzten Kampf rangen auf fremder Haide, wo alles gegen die kühnen Fremdlinge tritt, Götter und Menschen, Feuer und Nacht, Luft und Land. So hatte er also recht gehabt, hatte richtig das blutige Grab gesehen, und jetzt war das Volk in selbem begraben, und mit dem Volke seine Enkel alle, die er wohl erkannt im feurigen Streite, und er alleine war noch übrig von

Hertha's Kindern. Da wallte ein unnennbarer Jammer in seiner Seele auf; er, alleine übrig von dem Heldenvolke, vor dem man zitterte am Rheine und an der Rhone. Er alleine übrig in weitem Lande, von den Göttern vergessen, vom Tode verschmäht, der von dem Mord eines ganzen Volkes gesättigt, den schwachen einzelnen Greis nicht begehrte. Und seinen Jammer, sollte er ihn einsam tragen, alleine weinen und klagen, während unten im See Hertha jammerte in Mitte der klagenden Väter, wo vielleicht auch die Seelen der Erschlagenen sich sammelten? Wo andere klagten, dahin wollte auch er mit seiner klagenden Seele, wollte zu Hertha, wollte zu den Vätern, wollte den alten Leib in den See versenken, damit seine frei gewordene Seele auf zu den Seelen der Väter könne, heraus aus der einsamen Dede, in der kein Lebendiger ihm geblieben.

Schon hatte er sein Lager verlassen und seine Hand an der Thüre Kiegel, da jauchzte das Kind wieder in freudigem Traume auf, und mit heller Stimme rief es des Großvaters Name, rief ihn zur Theilnahme an seiner Freude. Dieser Ruf, eine Stimme der Götter aus eines Kindes Munde, fesselte des Großvaters Hand, fesselte ihn wieder ans Leben. Es blitzte ihm der Schreck durch die Seele, wie es wohl dem Kinde, das er in seinem Jammer vergessen hatte, gewesen wäre, wenn es beim Erwachen den Großvater umsonst gerufen, umsonst ihn gesucht um die Hütte, in Wald und Schlucht, wenn am Ufer die Rüden stehen geblieben und über seinem Grabe das Todtengeheul gen Himmel gestossen, und es nun alleine bleiben sollte in seiner Schwäche, vom treulosen Großvater verlassen. Es wankten seine Knie, als er dieses Frevels gedachte und doch ließ er von den Todesgedanken nicht. Er nahm das Kind auf

die Arme, wollte es mitnehmen aus der öden Welt, mit zu Hertha, zu den Vätern, vielleicht zu denen, welche im fremden Grabe nicht Ruhe fanden und die Heimat wieder suchten. Aber das Kind lebte so warm, so fröhlich lachte das Leben in seinen Zügen, daß der Großvater dasselbe nicht tragen konnte ins kalte Wellengrab, daß er ihm nicht versenken konnte sein fröhliches Leben, in welchem es so volles Genügen fand. Wenn er ihm dieses Leben versenken, wenn ohne dasselbe das arme Kind erwachen würde, als ein düstiger Schatten im dunkeln Grabe, auf kühlem See, welcher Schmerz würde es wohl erfassen, welchen Dank dem Räuber seines einzigen Gutes bringen! Das konnte Schwito denken; wenn er an des Kindes Erwachen an jedem Morgen dachte, wie freudig es der Sonne entgegen läche, wie freudig in den jungen Tag hinein, daß dieses Lachen einen hellen Schein warf bis in des Großvaters sonst so dunkle Seele hinein.

Vom Kinde konnte er sich nicht trennen, das warme Leben ihm nicht senken ins schaurige Wassergrab; er legte es wieder auf sein Lager, setzte sich an demselben nieder. In des Mondes wechselndem Scheine sah er in die muntern Züge und aus demselben tauchte ihm seine eigene Vergangenheit herauf: das wilde Kind, der kühne Jüngling, der hochgeehrte Mann, der hundertjährige Oberpriester; über alles leuchtete, wie über die Erde die Sonne, die Huld der Götter und ihr nie getrübtetes Vertrauen. Hatte ihr Vertrauen sein einzig Auge nicht blenden, die Wahrheit sagen lassen, hatte ihn nicht auch ihre Huld vor dem Untergange bewahrt, zur Vollbringung ihres Willens, und sollte er, der den Göttern treu blieb, das Leben, das sie ihm erhalten, treulos von sich werfen, sich entziehen wollen, ihrem

Willen nicht harren wollen, ihre fernern Zeichen und Verkündigungen. Hatte er Ursache zu glauben, daß er, ein von den Göttern Verlassener sei oder der Götter Liebling?

Da traf ein Sonnenstrahl des Kindes Auge, langsam öffnete es sich, sah die gähmend sich erhebenden Rüden, sah den sinnenden Großvater an seinem Lager, sah den jungen Tag, der in die dunkle Hütte sich drängte. Da hob es rasch seine jungen Glieder, schlang seine Arme um des Großvaters Hals, sprang dann wild und froh ins Leben hinein, und auch kein Schatten fiel auf seine frohlockende Seele. Da war des Kindes Leben gesichert und der Großvater an das Leben gebunden, wie oft auch die alten Gedanken wiederkehrten. Denn es ist dem Sterblichen selten gegeben, einen Kampf recht auszukämpfen; wie hoch er seine Seele auch heben mag in göttlichen Stunden, hinunter auf die Erde muß sie wieder, dann strömen neue Kräfte zu dem alten Feind.

Das Gesicht, das er gesehen, der Kampf, die Flammen, standen Tag und Nacht vor seinen Augen, die Gesichter der Seinigen in der Blut des Kampfes, in der Blut des Wagens wichen nicht aus seiner Seele, immer und immer mußte er schauen, wie der Wagen zusammenbrach, das Feuer alles verschlang. Aber den Ausgang hatte er nicht gesehen, das Feuer war zum feurigen Vorhang geworden, der ihm des Volkes endliches Schicksal verhüllte, denn daß alle Helvetier und Römer im Feuer umgekommen, das glaubte er nicht. Das Ende hatte er nicht gesehen, und wie war dieses Ende? An einen glücklichen Ausgang glaubte er nicht, glaubte nicht, daß das ganze Volk untergegangen, aber wo weilten die Trümmer, wo weinten sie heimathlos?

Solches sann er Tag und Nacht, und seine Gedanken wickelten sich in einander bis zur Verwirrung, die Niemand löste; Niemand brachte ihm Kunde, kein neu Gesicht tauchte vor ihm auf.

Wohl versuchte er zu träumen, wie am folgenden Morgen die Helvetier in neuer Schlacht einen neuen Ausgang erstegt. Die Römer überwunden, ein herrlich Land des Kampfes Preis geworden. Aber wer kennt nicht die Haltlosigkeit solcher Träume, zu welcher eine jagende Seele sich zwingt; zerfahren sie nicht bei jedem Bochen an eine Thüre, bei jedem Tritt, der aus der Ferne tönt? Sie zerstoßen, wie Schwito sie gewoben, die innere Gewißheit ihrer Unwahrheit, wollte nicht weichen. War ihm nicht der Untergang verkündet worden, hatte nicht Hertha selbst ihm denselben gezeigt, hatte er nicht selbst das Blut gesehen, selbst den Jammer gehört, und was hatte ihm der sterbende Diviso verkündet, hatte ihm ein einzig günstig Zeichen eine Wandelung der Dinge angedeutet, eine Aenderung im Entschlusse der Götter? Nein, kein Zeichen hatte er erhalten, keine Hoffnung konnte er fassen, aber so zu weilen, in der Einsamkeit, abgeschnitten von aller Möglichkeit, das Schicksal der Seinen zu vernehmen, Tag für Tag hinzunehmen und jeglichen anzutreten mit der Gewißheit, daß er sein werde, wie die vergangenen, ohne Nachricht, was aus den Seinen geworden und ohnmächtig sich fühlend, an dieser schauerlichen Ungewißheit das Geringsste zu ändern, ist schrecklich.

Wenn man weiß, daß die Lieben gestorben und wie sie gestorben, so ist die Phantasie gebunden, in der Betrachtung des Geschehenen ermattet die Seele, sie wendet sich mehr und mehr von derselben ab, die Beruhigung beginnt sich zu bilden, ein neuer Grund sich zu



gestalten, auf den das Dasein fest sich stellt. Die Ungewißheit aber läßt keinen Trost kommen in die wunde Seele, denn ein unermessliches Gebiet ist der Einbildungskraft gegeben, auf welchem die Angst sie unermüdblich nach allen Seiten setzt, und jeder neue Tag bringt neue Vorstellungen, neue Bilder über des Geliebten Schicksale und Ende. So lebte von seinen Gedanken gefoltert der Greis dahin, Tag um Tag traurig und träumend, und nur das Leben des Kindes regte das seine auf zu Theilnahme und Thätigkeit. Oft kam es ihn an mit dem Kinde zu wandern, der Spur des Volkes nach, zu wandern, bis er in unbekanntem Lande dessen Gebeine finde. Doch zum Entschluß kam er nicht; denn wenn am Abend die Wellen des Sees rauschten, so geheimnißvoll auf dessen Wellen die Schatten segelten, dann fühlte er die Bande wieder, welche ihn unauflöslich fesselten an dieses Land.

So floß der Sommer vorüber, die Gerste war reif geworden, der Haber gelbte und falbe Blätter sah man schon hier und da in Busch und Wald. In Buchen und Eichen hielten die Tauben ihre Festtage, zwischen Roth und Wurzeln feierten die Schweine ihre goldene Zeit. Des Morgens deckten Nebel Land und See, wenn aber gegen Mittag die Sonne durch den Nebel brach, ihr Licht die Nebel jagte, dann ward es so dufstig, so lieblich, so mild und süß, daß des Kindes Jauchzen kaum im Schlafe verhallte, daß es selbst dem Greisen warm und süß im Herzen sich regte, daß er stundenlang stehen konnte an des Hügel's Rand; und wie leise Winde mit dem hellen Wasser spielten, so stiegen hellere Träume in seine Seele auf, und sein Auge erquickte sich an des Landes Lieblichkeit. Aber immer folgte die Wehmuth dem süßen Träumen, dem entzück-

ten Schauen, die Behmuth, daß ein Volk dieses Land verlassen konnte, um irgend eines andern Landes willen und auß neue ward dann seine Brust schwerer Seufzer voll, und auß neue suchte sein Auge hinter dem blauen Berge seines Volkes Geschick und fand es nicht.

Wenn endlich der Abend kam und über dem duftigen lieblichen Lande des Mondes schmale Sichel stand, in silbernem Lichte Land und See lautlos schwammen, in feierlicher Stille, dann kam es ihm wieder, als sehe er eine verklärte Braut harrend ihres Bräutigams in schönstem Silberkleid und stillem Bangen. Und wiederum fesselte sein Auge die liebliche Schönheit, er konnte es nicht von ihr wenden, konnte nicht glauben, daß solchen Schmuck die Götter umsonst gegeben, und ihm ward, als ziehe ein leises Klingen über den See, als töne es aus der Tiefe herauf, wie fröhliche Lieder und Hochzeitsreigen. Wenn dann die Nebel aus den Hügeln stiegen, hier ein Wölkchen, dort ein Wölkchen von des Hügels Spitze weg, die Kinder suchte, eins nach dem andern zum See niederstieg, über den See schwebte, den dichten Schleier webend um des Sees heiliger Mitte und dessen Geheimnisse, so schien ein freudig Leben hinter diesem Schleier zu beginnen. Stern um Stern löste sich am blauen Himmel, hinter den Schleier sich senkend, dann wallte höher und höher der Schleier, bis zum Himmel empor und verhüllte dem Auge der Sterblichen, wie die Unsterblichen ebnen die Kluft zwischen dem Himmel und der Erde, wenn sie in Freude sich finden wollen, der Himmel auf die Erde kömmt, die Erde zum Himmel wird, die Götter auf und niedersteigen, der auf hohem Wellenthron sein Haupt in den Himmel hebt, jener auf lichtem Sternen-

wagen zur Fluth sich senket, die himmlischen Glieder zu baden im lichten See, im klaren Thau.

Und je mehr die Schelbe des Mondes sich füllte, um so zauberischer ward es im Lande, um so lustiger regte sich das Wild im Walde, die Fische auf des Sees Grunde, um so heller war der Himmel, um so duftiger flogen des Abends die Nebel, goldener glänzten die fliegenden Sterne, lichter ward der Schleier um des Sees heilige Mitte, und manchmal glaubte der Greis die strahlende Sternenkronen zu sehen über den steigenden Nebel, die Krone, welche Gertha, die göttliche Mutter, trug auf ihrem Throne, zu sehen, wie diese Krone sich hob zu den goldenen Kammern empor, wo die Unsterblichen der Menschen Geschichte ordnen und der eigenen Seligkeit sich freuen.

Alles um ihn regte sich hastig und geschäftig; die Zeit schien jedes Thierlein zu drängen und ein jegliches zu wissen, daß ihm keine Stunde gegeben sei zur Versäumniß. Lustig waren die Schwalben fortgeflogen, die Tauben zogen nach, die Krähen sammelten sich, in hohen Flügen sah er viele Vögel ziehen, und jeglichem Zuge sah er nach, sah, wie sie gen Westen zogen, wo hin die Seinen gezogen waren, als jene Vögel von Westen kamen. Waren sie damals schon einander begegnet, begegnen sie sich wieder auf ihren Zügen, sehen sie sich lebend wieder, oder rufen wohl die Vögel auf ihren Gräbern und halten die Krähen Raft und Mahl auf der Wahlstatt, wo die Seinen modern, wo ihre Gebeine unbegraben an der Sonne liegen? — So sann jegliches Mal der Greis, wann solche Züge über ihn zogen und es ward ihm mehr und mehr, als sollte er ihnen Grüße mitgeben und Befehle, daß die ihnen Begegnenden eilen möchten und nicht säumen, zur Säumniß sei dem Sterb-

lichen keine Stunde gegeben, wann Tod und Winter kämen, wüßte keiner. Es war ihm immermehr im Gemüthe, als sollte er Etwas erwarten, als bereiteten die Götter Unerwartetes, die Schauer einer freudigen Ahnung meinte er mehr und mehr zu empfinden. Er kannte sie wohl; hatte in den Tagen seiner Kraft sie so oft empfunden, so wie er auch in geheimnißvollen Wehen das Unglück gefühlt, im Heiligthum seiner Seele, von der Unsterblichen selbst eigener Hand erregt. Und nie hatten ihn die Götter getäuscht, und was er geahndet in Weh und Freud, das war gekommen. Darum begann auch allmählig ein leises Hoffen aufzudämmern in seiner Seele, ein Hoffen, daß er von den Seinigen wiedersehen, daß er den Winter über nicht alleine bleiben, das Land nicht mehr öde und verlassen sein werde.

Jeden Morgen, wenn er aus seiner Hütte trat, hell die Sonne ihn begrüßte, hob er die Hand über die Augen und schaute immer länger über den weiten See und ringsum im Gelände. Wenn dann kein Kahn über die blaue Fläche kam, kein Mensch an den Ufern sich regte, keine Schritte im Gebüsch zu hören waren, keine Rauchsäule aufstieg so weit das Auge reichte, seufzte er wohl, setzte noch einmal an, etwas zu erspähen, aber die Trübsal stieg nicht über die Hoffnung. Bald war er wieder heiter und beschickte mit doppeltem Fleiß sein Tagewerk; er sammelte mit aller Sorgfalt das Getreide auf allen Flecken, die er besät, sammelte, so weit er konnte, die einzelnen Aehren, die aus Samen entsprossen waren, der hier und da bei der letzten Erndte ausgefallen war. Jede Aehre, die er fand, betrachtete er als eine Gabe der Götter und brachte sie sorgsam heim. Wenn dann der Abend kam, so setzte er sich vor seine Hütte oder an des Sees Rand und ward

nicht satt zu schauen in des Sees wunderbares Zauber-  
spiel ; denn von Jugend auf war ihm der See der  
Spiegel der Götter, in welchem er ihr Leben und ihr  
Wollen erschaute. Als der Mond gefüllt über die Hü-  
gel stieg, Schatten und Licht so wundersam zusammen-  
flossen, so sah er, wie über den See ein zierlicher Bo-  
gen sich spannte in zarter Farbenpracht, ein Brautkranz  
aus den Lichtern des Himmels geflochten. Spiegelhell  
lag der See, in dessen Tiefen schien es zu flüstern, süß  
und hold, wie Liebesgeflüster, freudiges Wiedersehen,  
trauter Wesen freudiges Gespräch. Vom Himmel nie-  
der flogen goldene Boten, aus des Sees geheimnißrei-  
chem Schooße heraufzurufen, Hertha, die göttliche  
Jungfrau, der Menschen mütterliche Göttin.

Hertha vernahm den Ruf in ihrem goldenen Schlosse,  
ein mächtiges Rauschen verkündete das Nahen der Göt-  
tin. Zum silbernen Wellentanze erhob sich das Wasser  
im See, höher röthete der Brautkranz sich, enger floß  
er zusammen, und in des Sees Mitte begann es zu  
funkeln und zu strahlen, als ob die Tiefe des Sees  
eine neue Sonne geboren und diese heraufsteige, groß  
und golden, in ihrer himmlischen Majestät.

Da strömten nie gehörte himmlische Töne über die  
Wellen, fächelten süß und leise den alten Liebling der  
Götter, den staunenden Druiden an, gossen über ihn  
die Fülle unaussprechlicher Wonne, schlossen dann seine  
Augen mit zartem Wehen, denn kein sterblich Auge  
durfte belauschen der Götter Freudenfest auf offenem  
unverhülltem See. Das Auge der Sterblichen, welches  
offen war überm See in solchen Stunden, erblindete im  
Tode ; aber ihres Liebings Tod wollten sie nicht, sein  
Auge sollte noch anderes schauen. Aber wie die Göt-  
ter nie etwas nahmen, ohne etwas zu geben, nie sich

freuen, ohne die armen Sterblichen aus dem Becher ihrer Freude mit Wonne zu besprengen, so schlossen sie wohl des Greisen Augen, damit er ihre Herrlichkeit nicht sehe, aber in seine Seele sandten sie Bilder und Träume, in denen er den Tod nicht fand, sondern neues Hoffen, Verheißungen der Götter über seines theuern Landes ferne Zukunft.

Verschwunden waren ihm des Sees erblühende Herrlichkeit, der strahlende Brautkranz, die aus dem See steigende Sonne, der volle Mond am Himmel; eine veränderliche Nacht umfing ihn. Zuerst war sie schwarz, nirgends erglänzte ein Licht, der Sturm heulte durch die Bäume, er wühlte in den Wellen. Dann schwieg der Sturm, die Wolken brachen, Sterne erglänzten am Himmel, Lichtlein schimmerten durch die Nacht, Röhne rauschten über den See, wie Fischerruf erklang es von den Ufern her. Neues Leben fühlte er durch seine Seele strömen, als er die Zeichen, daß wieder Menschen lebten im Lande, erkannte. Hell aufjauchzen wollte er, aber seltsam schwer war ihm die Zunge, er vermochte es nicht, er wollte gehen und schauen, aber träge wie gebunden waren die Glieder, sie versagten ihm den Dienst. Lange sah er Näheres von diesem neu sich kündenden Leben nicht, denn lange weilte die Nacht, der Morgen wollte nicht kommen. Brandwolken sah er wohl, gewaltiges Streiten nahte sich ihm, wilde Roffe sausten an ihm vorüber. Er dachte an die Germanen, und ob sie Besitz nehmen wollten vom Lande, in das sie sich nicht gewagt, so lange in selbigem die Helvetier wohnten. Aber er ergründete es nicht.

Da stieg unten, wo der See sich mündet zu rasch strömendem Flusse, ein Licht empor, hoch und wunder-

bar. Hoch über die andern Lichter erhob es sich, der Sonne war es ähnlich, Strahlen strömten von ihm aus nach allen Seiten und hell und licht ward es überall. Ein junger Morgen schien erwacht; aber es war nicht das Licht der Sonne, das ihn brachte, es war ein anderes Licht, und dieses Licht blendete sein Auge, es ertrug dasselbe nicht, und es war nicht die Sonne, welche es spendete; von einer goldenen Kugel strömte es aus. Die Kugel trug ein Kreuz, welches bis in den Himmel reichte. Bald darauf sah er im Osten aufsteigen die rechte Sonne, deren Licht er ertragen mochte, und in deren Licht konnte sein Auge den See wieder schauen, konnte erkennen des Landes neue Gestalt. Dort unten am See erglänzte ihm noch die goldene Kugel, des strahlenden Kreuzes Trägerin. Sie ward getragen von hohem Thurme, der aus wunderherrlichem Gebäude, wie er nie eins gesehen, nie eins geträumt, gen-Himmel strebte. Von einer mächtigen Stadt war das Haus umgeben, und ähnliche Häuser mit hohen Thürmen und goldenen Kugeln sah er jetzt auch rings am See, sah viele Dörfer, gewaltige Schlösser, sah den Weinstock grünen, sah herrliche Bäume glühen. Er glaubte, er sei versetzt in das fremde Land, das zu suchen die Seinen fortgezogen; aber wohl bekannt war ihm jede Bucht am See, jeder Hügel an dessen Ufern; es war sein und seiner Väter Land. Ein fremdes Volk hatte es also in Besitz genommen, genoss dessen Lieblichkeit und Reichthum; so dachte der Greis und die Wolke der Trauer wollte steigen über seine Seele. Da sah er große Schaaren wallen aus den Häusern, die er nie gesehen; und diese Schaaren waren nicht eingebrochene Feinde, er kannte sie wohl, sie trugen alle seiner Entel Züge, ihre Herzen

sah er schlagen auf althelvetische Weise. Die frommen Schaaren sah er sich wandeln in kühne Kriegerhaufen, sah sie kämpfen und siegen, wie er die Helvetier kämpfen und siegen gesehen hatte in hundert Kämpfen am Rheine, in der großen Römerschlacht am Lemaneersee; Helden sah er den Besten gleich, die mit ihm gelebt, und voll Krieg sah er den See, wie er es nicht erlebt. Dann kam aber auch der Friede wieder, friedliche Schiffe bevölkerten den See, es wuchs die Stadt, es mehrten sich die Dörfer, es häufte sich der Reichtum; es strichen wohl Wolken über den Himmel, es ging aber doch die Sonne nicht unter. Wenn auch Nebel fielen, Rauchwolken emporstiegen, bald löste sich der Nebel, bald schwand der Rauch, in neuem Glanze brach der Tag wieder hervor, und immer blühender, in unaussprechlich mannigfachen Bildern breitete vor dem Greifen das Land sich aus. Was dem Verschmachtenden das Wasser ist, Trost dem Verzweifelnden, das waren diese Bilder dem glücklichen Oberpriester; in ihnen las der Götterkundige die Verheißung, daß er nicht alleine bleiben werde, nicht öde das theure Land, daß Kinder ihm wiederkehren, daß Geschlecht um Geschlecht eine immer blühendere Heimath hier finden, daß der Götter Huld und der Kinder Muth aus diesem Lande selbst das geträumte Land schaffen werden. Diese Verheißung träufelte die reinste Freude in seine Seele; hoch gingen die Wellen der süßen Sonne, und je seliger es ihm ward in seiner Seele, um so mehr verschwanden ihm die einzelnen Bilder in entzücktes Schauen, zu dem er auch später nie die Worte fand. Wiederum ward es ihm als blende ein unaussprechlicher Glanz sein Auge; er wollte es schließen; er konnte es nicht, er rang darnach immer ängstlicher, und wie im



Traume ein solches Ringen zum Erwachen führt, so ging, während das Auge des Traumes sich schließen wollte, sein leibliches Auge ihm auf. Um ihn war es heller Tag, mit dem Nebel kämpfte die Sonne, und vor ihm stand ein Wesen, und lange wußte er nicht, war es ein Wesen dem Himmel entstiegen; oder den dunkeln Gründen, in welchen die neftischen Geister wohnen, wußte lange nicht, sah er es im Traume, sah er es im Wachen. Ein Weib war's, arm und blaß, abgezehrt, ein Kind lag an ihrer Brust; es weinte bitterlich und streckte dem Greise die Hand entgegen. Es dämmerte in Schwito's Seele, Erinnerungen stiegen auf, plötzlich flammte das Erkennen durch seine Seele: es war seines Enkels Weib, das vor ihm stand, so bittend und abgezehrt. Da ward die Freude unendlich in seiner alten Brust, er hob seine Hände bebend zum Himmel auf, und dankte den Göttern, daß sie sein Sehnen erhört, daß sie Menschen ihm wieder gebracht in seine schaurige Einsamkeit, daß sie in Brand und Schlacht die Seinigen ihm bewahrt. Dann herzte er Mutter und Kind, geleitete sie sonder Frage nach Schicksal und Weg in seine Hütte, und diente der armen Mutter mit Speise und Trank, wie der Priester der Göttin dient, der Sklave seiner Herrin. Trotz dem bitteren Hunger, der ihr aus den Augen sah, nährte das Weib zuerst das lechzende Kind an ihrer Brust, wo es längst keine Nahrung fand, nährte es unter heißen Thränenströmen, als sie die gierige Hast sah, mit welcher dasselbe die süßduftende Milch genoß. Dann kam es wie ein Lächeln auf sein blaßes Gesichtchen, und zufrieden lehnte es sein Hauptlein an der Mutter treue Brust zum süßen Schläfe. Allmählig versiegten auch der Mutter Thränen, sie langte nach Speise und Trank

und schmerzlich sah der Greis, wie sie Speise und Trank genoß in der Gewohnheit, die nach jedem Bissen, nach jedem Trunk zitternd das Mündern sieht und zitternd überlegt, ob wohl noch ein Bissen, noch ein Trunk sich zu gönnen, oder der Rest zu sparen sei auf den folgenden Tag. Mit weichen Worten mahnte er, sich nicht zu kümmern ums Abnehmen, zu essen und zu trinken nach Herzenslust; wo das, was sie genieße, gewesen sei, da sei die Fülle für manchen Tag, für manches Jahr. Da überwältigte sie aufs neue der Schmerz, als sie von dieser Fülle hörte, und der ausgestandenen Noth gedachte, wo ihr Leben so oft am Finten einer Wurzel hing, an einigen wilden Beeren. Als sie das Haupt wieder hob, das Augenlicht durch die Thränen drang, stand groß und schön und goldgelockt das zurückgelassene Kind in der Thüre der Hütte, betrachtete staunend die unerwartete Erscheinung mit festem Auge. Es kannte die Mutter nicht, so blaß und so hager; scheu umging es sie, wie ein fremdes Wesen, von dem man nicht weiß ob es gutes oder böses bringt. Als der Großvater ihm die Mutter nannte, sah es mit großen Augen sie an; man sah in seinem Gesichte das Widerstreben, in diesem Bilde des Jammers die Mutter zu erkennen, und nur von Ferne reichte es ihr die Spitzen seiner Hand. Das Gefühl des Wandels, wie es gewesen und jetzt war, kam aufs neue über die Mutter, als sie sah wie fremd sie dem eigenen Kinde geworden, und mit neuem Schmerze mußte sie die Buße zahlen für ihre, für des ganzen Volkes Verblendung. Doch allmählig tauchte im Kinde die alte Liebe wieder auf, die alte Traulichkeit, und die Mutter gewann die Sprache wieder, und konnte den Göttern danken, daß grade das Kind, welches sie sich verloren geglaubt, so bitterlich

beweint hatte, ihr erhalten worden, während alle, welche mitgekommen waren, ihr verloren gegangen. Und das Weh um die Verlorenen rang mit der Freude über das Wiedergefundene, wie so oft die Sonne ringt mit dem schwarzen Wolfenberge, der den Himmel für sich alleine will. Aber es behauptete das Lebendige seine Rechte und fesselte der Mutter Seele an die freudige Gegenwart, sprang spielend um sie her, wies ihr seine Künste vor, zeigte seine so wunderbar gesteigerten Kräfte, und tröstete die Mutter, wie nur ein Kind zu trösten vermag. Allmählig schlich sich ein süßes Behagen ein, die Ruhe nach so langem Wandern, die üppige Speise nach so langem Hungern, das Bewußtsein bleiben zu können, ruhen zu können, nicht weiter schleppen zu müssen den matten müden Leib, der freundliche Trost, des Greisen mildes Wort, des Kindes wilder Jubel, nach so langem Wandern in gegenseitiger Gefühllosigkeit, wo, jemehr der eigene Jammer stieg, um so mehr das Gefühl für Anderer Jammer erlosch. Alles dieses füllte des Weibes Seele mit dem unaussprechlichen Gefühle, das keinen Namen hat, das aber auch keine Worte hat, das nur im feuchten Glanze der Augen den Göttern Zeugniß bringt von der strömenden Quelle des Dankes, welche im Herzen aufgebrochen ist. Wie ist's wohl einem Schiffer zu Muthe, dem der Sturm sein Schiffelein bricht, den die Wellen verschlingen, bewußtlos ans Ufer werfen? Und das Leben, das er in den wilden, wüsten Meeresschooß versinken gefühlt, ist nicht versunken, es kehret wieder, es rieselt durch seine Glieder, er öffnet die Augen, auf sicherem Lande liegt er, und wo er liegt, ist nicht wüstes Land, theilnehmende Menschen umringen ihn, laben ihn. Aber viel seliger war die Mutter; denn am sichern Ufer fand sie

ein verlornes Kind, und das Kind bot ihr Labung und Stärkung, und ihr Erwachen war nicht ein Erwachen aus bewußtloser Ohnmacht nach kurzer Frist, sondern es war ein Erwachen aus Monate langem, mit allem Bewußtsein getragendem Jammer, ein Empортаuchen aus des Elends Nacht, in welchem sie in unnennbarem Schmerz viele, viele Tage lang versenket war.

Weder der Greis noch das Kind frugen nach den vergangenen Tagen, nach den verlorenen Jahren. Das Kind lebte der Freude der Gegenwart, der Vergangenheit gedachte es nicht; des Greisen Herz war der Freude voll, labte sich am Schauen der theuren Gäste, am Gedanken, nicht mehr alleine sein zu müssen in der schaurigen Oede, strömte über in Dank gegen die Götter; und wie man Todte nicht eigenmächtig aus den Gräbern rufen soll, wenn man sie nicht verderbend im Leben haben will, so wollte er auch nicht das Erlebte heraustrufen aus des Weibes Seele, damit es nicht zerstörend trete in die beginnende Freude. Er wußte auch, daß wenn die Seele in die Gegenwart sich gelebt, die Vergangenheit von selbst sich lösen werde aus ihrem Grabe, und hervortreten werde als ein Schatten, der dahin fährt sonder Macht und Gewalt. Er hieß beim Kinde die Mutter ruhen, und bald umfing auf dem lange entbehrten weichen Lager der milde Schlaf die matten Glieder, und lange schlief sie, der Hunger weckte sie nicht, das Heimweh jagte sie nicht ruhelos weiter, sie war daheim.

Schon weit über des Sees Mitte stand die Sonne, warm und lustig sich spiegelnd in dessen dunkler Fläche; in duftigem Hintergrunde ragten in ihrer heitern Schöne die Berge hoch empor über Land und See, als das Weib aus der Hütte trat. Staunend stand sie unter

derselben und feierte ein zweites Wiedersehen, das Wiedersehen der Heimat. Erst jetzt waren für sie ihr die Augen aufgegangen, erst jetzt sah sie ihre wunderbare Pracht, und zu weiten Pforten zog die Freude bei ihr ein, und mischte sich mit der Wehmuth, ein solches Land verlassen zu haben, wie es keines gab auf Erden, es vertauscht zu haben mit den sandigen Steppen, in deren tödtendem Einerlei ein gesundes Auge erblinden muß. Vom wilden Kinde umgaukelt, von lustigen Küden, die der Menschen Freude theilten, umsprungen, vom Greise mit neuem Willkommen begrüßt, konnte Hulda ihr Auge doch nicht abwenden von der lieblichen Herrlichkeit ringsum, und Thränen rannen wieder durch die Furchen ihrer Wangen.

„Als wir fortzogen, weinte ich auch, begann Hulda, ich unter Tausenden vielleicht alleine, doch nicht um die Heimat und das Kind, das uns verließ. Ich harderte mit dem Manne, daß er es nicht mit Gewalt genommen, ich zürnte mit mir, daß ich es nicht gethan, ich wäre zurückgerannt, hätte das Neueste versucht, wenn man mich nicht mit Gewalt gehindert. Meine Thränen verrannen, ich horchte wie die andern, mit thorrichter Freude den goldenen Träumen von dem Lande, welches Niemand gesehen, aber alle zu erzählen wußten. Zwischen die Träume hinein kamen neue Züge aus andern Thälern, kam mannichfacher Wirrwar und manche Flamme leckte wild und ungezügelt, Verderben drohend, über unsern Weg, mitten durch die schönsten Träume, als ob sie dieselben verzehren, den Weg aus unserm Lande uns versperrten wollte. Aber der Götter Winke, wie feurig sie auch sein mögen, sieht der verblendete Mensch nicht.

„In beständigem Taumel von Neuem und Ungewohn-

tem, von Mühen und Ergößen, zogen wir manchen langen Tag bis an den Lemanersee, zogen an dessen Ufern manchen Tag, bis wir an sein Ende kamen. Dort steht eine Stadt, ein wilder Fluß strömt daraus, grade wie dort unten der Fluß aus diesem See. Aber dort, wo wir hinkamen, war alles größer und wilder, Berge, Fluß und See; und enge wird es dort, und es ist die Stadt fast wie ein Thor zwischen unserem Land und einem andern Lande. Mir aber gefiel es nicht, und enge ward es mir ums Herz. Dort mußten wir halten, weil man einen freundlichen Durchzug, den Krieg meiden wollte. Da gab es einen langen Aufenthalt, aber Schlimmes dachte lange Niemand, weil man nichts Schlimmes im Sinne trug. Ein Mann aus dem Römer Volke war dort, Julius Cäsar hieß man ihn, Statthalter der Römer war er. Das war ein hinterlistiger kühner Mann, gleich tapfer mit dem Schwerte, wie mit der Lüge. Freundlich empfing er unsere Gesandte, gab die beste Hoffnung, schützte sich aber mit der Lüge, daß er erst von Rom die Erlaubniß holen müsse zu unserem Durchzuge. Bierzehn Tage hielt er mit dieser Lüge uns hin. Anfangs nahm man sie hin ohne Verdacht, aber bald entstand große Unzufriedenheit. Die Ungeduld kam über die Jungen und Kriegsdurstigen, sie wollten drauf, die Alten hielten zurück mit dem gegebenen Worte, welches die Holdseligkeit des falschen Mannes ihnen abgelockt. Der Helvetler Sitte sei es, Treue zu halten, sagten sie, und dem Zuge, der mit Treubruch begonnen, würden die Götter ein schrecklich Ziel setzen. Die Jungen ließen sich halten, aber in großem Zorne.

„Ob diesem Zögern würden der Väter schneeweiße Härte blutroth werden, sagten sie; Thorheit sei es, ein

ganzes Volk, wenn Leben und Wohlfahrt auf dem Spiele stehe, halten solle, was ihrer zwei thorrchter Weise versprochen. Die Alten aber rühmten der Helvetier Kraft und Macht, die jetzt und in vierzehn Tagen die gleiche sei, rühmten die lange Raft vor dem langen Zuge, legten dar, wie Menschen und Vieh sie bedürfteten. So legten sie Jaum und Gebiß in den Jorn der Ungebehrdigen; des römischen Mannes Tücke und Tapferkeit kannten sie nicht. Dieser Stein im Wege, das lange Halten, machte manches Herz unruhig. Sehnsucht nach der Heimat erwachte bei den Einem, trübe Ahnungen bei den andern. Seltsame Stimmen hörte man in den Nächten, seltsame Zeichen sah man am Himmel, nirgend hörte man der heimischen Götter bekanntes Rauschen im Hain und See. Dich mißte man allenthalben, deines Widerspruches gedachte man, deine Gesichte erzählte man sich von Mund zu Mund; oft suchte man dich, Männer aus andern Gauen fragten nach dir. Alle wurden traurig, wenn sie dich nicht fanden und manche Seele muthlos im Stillen. Greise und Mütter weinten viel im Verborgenen, während die Kinder fischten im See und stritten mit fremdem Vieh und fremden Kindern; die Jünglinge streiften wild herum, die Männer stritten, aßen und tranken, und ein großer Theil unserer Borräthe ward verzehrt in dieser müßigen Zeit. Da kam der Tag der Antwort. Zum Aufbruch war alles gerüstet. Aber sie kam höhnisch, trozig und nicht von Rom, sondern von dem Manne selbst, der in heuchlerischer Wohlmeintheit den Aufschub gesucht hatte, um Krieger herbei zu schaffen, mit Mauern und Gräben uns den Weg zu schließen. Als er Krieger und Mauern hatte, wie er sie wollte, spottete er unserer.

„Als diese Antwort kam, loberte die Wuth im Volke empor, die du wohl kennst; die Führer kaum ihres Lebens sicher, wurden mit Schmach überschüttet und ohne Säumen ward der gewaltsame Durchbruch versucht. Doch umsonst. Der reißende Fluß deckte Graben und Mauer, Graben und Mauer deckten die feindlichen Krieger, durch die dreifache mächtige Wehr vermochte die Wuth unserer Männer nicht zu brechen; manches Hundert verschlang der Fluß, andere Hunderte der Tod, endlich suchten wir einen andern Weg. Wir fanden ihn durch die Klüfte des blauen Berges, aber es war ein schwerer wilder Weg, und manchen langen Tag mußten wir ihn ziehen. Wild und wasserarm war dies Land, tausendmal schöner war es daheim. Wagen brauchen, die Wege stopften sich, die Borräthe waren aufgezehrt, die Heerden wurden geschlachtet, Stück für Stück, hungrige Kinder wimmerten, verlaufene schrien Tagelang, jammernde Mütter suchten verlorne Kinder oder Speise für hungernde, es stritten die Männer um Weg und Wagen, redeten trotzig auf gegen die Führer und die größte Mühe hatten die Priester, Friede zu schaffen und die Hoffnung zu erhalten durch günstige Zeichen. Als wir selbst nichts mehr hatten, mußten wir von andern nehmen. Da Nebenzüge zu gefährlich waren, mußten wir nehmen was zunächst am Wege lag, mußten es nehmen von unsern Freunden, welche den Durchgang uns gestattet. Diese wurden darum unsere Feinde, schrieben der Bosheit zu, was Noth war, lockten auf unsern Weg den treulosen Römer, der schlich uns nach wie ein hungriger Wolf hinter der Herde schleicht. Er hatte ein mächtiges Kriegsheer zusammen gerafft, hatte Hülfe von den meisten gallischen Stäm-



men, und doch wagte er nicht die Stirne und zu bieten, in der Hinterlist lag seine Kraft.

„Wir kamen endlich ins weite Land, an weite Flüsse. Die rauschenden Flüsse, die trotzigen Berge, der Heimat mißten wir immer mehr; der Mangel nahm zu; der Feind schlich uns immer gieriger nach und ließ sich doch immer weniger fassen. An einem der schleichenden Flüsse lagen wir manchen Tag, und langsam mit großer Mühe setzten wir über. Fährte war keine, die Ufer steil und der Männer einer Theil mußte Speise zusammentreiben, der andere den Wolf hüten, der so lauernnd uns nachschlich. Wie das Raubthier die Zurückgebliebenen zur Beute sucht, oder auf die Hintersten der Heerde fällt, so that auch der Römer. Der größte Theil des Volkes war über den Fluß gezogen, nur ein Theil unseres Gaues lag noch am jenseitigen Ufer, da brach in dunkler Nacht der Römer plötzlich ins Lager; erschlug in Nacht und Ueberraschung viele Schlafende, doch als der Tag anbrach und unsere Krieger sich zusammenfinden konnten, da ließ er ab und die übriggebliebenen Krieger retteten Weiber und Kinder über den Fluß. Als wir von den unglücklichen Ufern zogen, war der hinterlistige Feind wieder hinter uns, wo wir so lange verweilt hatten, setzte er in einem Tage über. Denn zu seiner größern Kunst konnte er die ungetheilte Kraft setzen; er hatte weder Speise zu sammeln, noch einen Feind zu hüten. Wo wir mit Flößen langsam uns behelfen mußten, schlug er Brücken in unglaublicher Eile. Als man ihn wieder auf unsern Fersen sah, wollte man ihn strafen, wollte man die Unsern rächen; allein er ließ sich nicht fassen, vor Wenigen der Unsern floh seine ganze Reiterci, seine eigenen Leute hielt sein erschrockenes Auge für Feinde. Setzten wir unsern

ent  
ben  
S  
D  
M  
ge  
W  
de  
er  
di  
fi  
te  
L  
d  
g  
e  
L  
o  
L  
u  
f  
L  
r  
r  
l  
L  
r  
l  
i  
s

Weg fort, so schlich er uns wieder nach; endlich, plötzlich wandte er sich von uns ab. In voller Hast jagt die Unfern ihm nach, sie dachten nur an Rache, nicht an Hinterlist. Da stand der, den sie in vollem Rückzug glaubten, plötzlich wohl geordnet und wohl gestellt, vor den Unbeforgten, fiel von einem Hügel herab mit dem ganzen Vorthelle, welchen besondere Vorbereitung giebt. Diesen Vorthell glich die Wuth der Unfern aus; welchen nicht. Die Schlacht entbrannte; sie kämpften Helden gleich in ungünstiger Stellung mit nachtheiliger Waffen, bis der Zug der Wagen aus dem Gedränge war und seitab in Sicherheit stand. Dann suchten einen günstigeren Boden, suchten mit ungetheiltem Augen die Vorthelle der Schlacht. Wir sahen die Schlacht von unsern Wagen herab und freuten uns unser Männer, unserer Söhne; sie stritten als die, welche nichts fürchten, aber alles gewinnen wollten. Sie fochten mit gleichem Muth den ganzen Tag. Keiner fiel, keiner wankte, aber mit Schrecken sahen wir, wie der Tod ihre Reihen lichtete, wie Rüstung und Waffe der Römern das Uebergewicht gab über der Unfern Kraft und Kühnheit. Schwere Rüstungen hatten die Römer, aber leichte Waffen. Die meisten der Unfern fochten ohne Rüstung, unbeschützt, aber mit schweren Waffen. Im Gedränge konnten sie diese nicht schwingen, nicht gebrauchen, waren sich selbst im Wege oder verwundeten einander selbst mit dem langen Schwerte und ließen sie es fahren, wollten den Römer mit den Händen fassen, zu Tode würgen, so war unterdessen der nackte Leib hundert Streichen ausgesetzt, hundert Dolden handrecht. So wüthete der Tod schrecklich unter den Unfern, aber keiner wich, keiner sah zurück. Da sah die Sonne, vom Zusehen war sie müde, denn zu

Stunden hatte man auf gleichem Flecke gestritten und zum blutigen Sumpfe war der Fleck geworden.

„Jetzt riefen unsere Führer ab von der Schlacht, denn es wollen ja die Götter nicht, daß Schlachtgetöse störe die heilige Ruhe der Nacht. Die Einen wandten sich nach der Wagenburg zu unserem Schutze, die andern lehnten sich an einen Berg zum Schutze des Weges, auf dem wir zur Schlacht gekommen, auf dem wir aber auch weiter wollten. Matt von zwölfstündigem Blutkampf, von langem Hunger, waren alle, wundvoll die Meisten, aber alle waren noch gesunden Herzens und die Muthlosigkeit nicht eingeschlichen; sie dürsteten nach Rache und waren auf Morgen des Sieges gewärtig; auf ihre Kraft trozten sie; und was hülfen den Römern Waffe und Rüstung, wenn ihre schwächere Kraft erloschen war, so sagten sie. Sie täuschten sich, wie der Zuversichtliche nur zuleicht eine schlechte Rechnung stellt.

Das Dunkel der Nacht hatte sich zwischen uns und dem Feind gesenkt, aber ein reges Leben waltete im Wagenring. Die Krieger erquickten sich an Speise und Trank; wir wuschen ihre Wunden, und stärkten ihre Seelen mit lobpreisenden Worten, die vielerfahrenen Greise gaben ihre Rätze, die Kinder schärften die zerhauenen Waffen, selbst die Hunde kauerten zu den Füßen der Krieger, mit denen sie gestritten und harrten der Bissen aus gütiger Herrenhand. Die wildesten der Buben krochen aus dem Ringe, streiften durchs dunkle Feld; es war unser Glück, wir meinten es wenigstens. Sie wurden es inne, daß der tückische Feind heranschleiche zum Ueberfall, brachten flüchtigen Fußes die Kunde. Da suchte alles nach den Waffen, im Augenblick waren die Wagen besetzt, die Zwischenräume

geschlossen, Alle des Feindes gewärtig; wir Weiber stellten uns neben die Männerwagen; die Kinder stahlen Waffen und krochen zwischen die Räder. Der Feind schlich heran, dem Wolfe gleich, sprang gierig auf die ersehene Beute, aber blutig ward er empfangen, blutig zurückgeworfen. In der Mitte des Ringes, dem Feinde zu, stand an gewohnter Stelle der Göttin Wagen, emporragend über Alle; auf ihn war die Kraft des Feindes gerichtet; aber von ihm herab stritten die Druiden mit altgewohnter Sicherheit, mit angestammtem Heldenmuth und unter ihm und neben ihm stritten Kinder und Mädchen tobbringend und der Väter würdig. Umsonst stürmte der Feind, aber immer setzte er wieder an und wir erfuhren die Hartnäckigkeit der Römer, von der wir oft gehört, die im Ausharren den Sieg sucht. Indessen hätten sie doch ihre Leiber lassen müssen in blutigem Felde, und der folgende Tag hätte uns als Sieger gefunden, wenn nicht jener tückische Mann sein Werk vollendet, den Untergang über uns gebracht hätte.

Neue Schaaren sandte er bewaffnet mit tausend Feuerbränden. Neben meinem Manne hatte ich gestritten, der aus mancher Wunde blutend, deiner würdig war, mit meinem Schilde ihn gedeckt, hatte Söhne fallen sehn, Kinder unter die stürmenden Krieger kriechen mit blankem Messer, ich hatte fortgestritten, ausgehalten. Da ergriffen mich die Wehen, ich wollte sie nicht achten, sie warfen mich nieder. Mein Mann sah meine Noth, trotz meinem Sträuben hob er mich vom Wagen, trug mich zu den Feuern in der Mitte, wo die Mütter kochten und Sterbende pflegten. Die Mütter nahmen sich meiner an, ich aber bekümmerte mich nicht um mich, mein Auge hing am Streite, heftete sich an den Wagen,

wo mein Mann wieder stritt, wo Diviko einem Götterbilde gleich die Schlacht lenkte. Da sah ich die Brände fliegen in unsere Wagen, sah einen hier Feuer fassen, einen andern dort, sah Flammen lodern, eine nach der andern, immer mehrere. Ich wollte auf, wollte zum Feuer, wollte zur Schlacht, aber ich konnte nicht und man ließ mich nicht, ich litt unaussprechliche Pein. Mit neuer Wuth stürmten die Römer, aber mit gleichem Muth stand die Unfern in der gedoppelten Drangsal; es stritten nicht nur die Krieger, es stritt das ganze Volk; mit gleicher Freudigkeit trogte Kind und Greis dem Tode. Des Feindes hätten sie sich erwehrt, aber das Feuer vermochten sie nicht zu dämpfen, die Wagen konnten sie nicht mehr halten. Da gebot Diviko, als in den Wagen kein Schutz mehr war, sondern nur Tod, vom hohen Wagen über die Schlacht, daß der eine Theil sich opfere, damit der andere sich rette.

Zum Berge hin sollten die Einen ziehen, wo ein Theil der Unfern, durch einen Hügel geschützt, unsern Weg bewachte, aber im Dunkel der Nacht, im unbekanntem Lande, den Brüdern, welche sie wohl in großer Ferne in Kampf und Feuer sahen, nicht zu Hülfe kommen konnten; den Berg konnten sie nicht lassen, und was zwischen ihnen und den Brüdern laure, wußten sie nicht.

Wismuthig sprangen die Krieger, denen es geheißen ward, von den Wagen. Die Mehrzahl harrte aus oder stürzte, um uns zu sichern, in den Feind. Der Hülfslosen große Schaar, von den Kriegern gewahrt und geschirmt, wandte nach dem Berge sich ungestört, die Römer vermochten ihre Kraft nicht zu theilen. Nicht schleppte man mit; mein Kind war geboren; ich achete.

es nicht, ich wollte nicht mit, wollte zu unserm Wagen, zu meinem Manne, zu meinen Kindern, wollte mit ihnen sterben, aber ich war meiner nicht mächtig, ich mußte mit, aber wenden konnte ich mein Auge nicht vom flammenden Wagen, von welchem herab, Göttern gleich, die Druiden stritten in ihren weißen Gewändern. Die weißen Gewänder sah ich zu flammenden Gewändern werden, sah über allen Diviso gebietend glänzen durch die Nacht, sah die Wogen der Schlacht am flammenden Wagen sich brechen, sah Schaar um Schaar der stürmenden Römer unter seine Räder fallen. Da sahen meine Augen das Heldenbild, das über der Schlacht zu thronen schien, zusammenbrechen, versinken in die Flammen, sah wie auch der Wagen in Flammen zusammenbrach, eine Feuergarbe mein ganzes Haus verschlang; da aber brach auch mein Herz zusammen, mein Auge erlosch, aus meiner Seele wich das Bewußtsein.

Morgen war es, als die wärmende Sonne mein erstarrtes Leben weckte, Regung mir wieder in die Glieder kam, das Auge sich aufschloß; vor mir sah ich das rauchende Blutfeld, um mich war Heulen und Weinen. Die größere Zahl und die Ersten und die Besten des Volkes waren unten auf den zwei Schlachtfeldern erschlagen oder verbrannt, hier oben waren Weiber, Greise, Kinder, verwundete Krieger; gering war die Zahl der Streitbaren. Und doch wollten diese neu an den Feind, wollten die Ihren rächen oder bei ihnen erschlagen bleiben; der Sieg schien ihnen nicht so ferne, denn drunter in blutigem Leichenselde lag auch der Feind einem gesättigten Raubthiere gleich, blutend, träge, geschlossenen Auges, der Ruhe bedürftig, nach neuem Kampfe nicht lüstern.

Vielen aber war in Angst und Hunger der Muth

gebrochen, und jeder von ihnen fand einen guten Grund, warum er heute nicht streiten wollte. Die Einen wollten ihre Mütter retten, die Andern ihre Kinder, die Dritten wollten erst Freunde suchen, sich bei denselben stärken und erholen zu desto blutigerer Rache. Speiselos und schirmlos sei eine neue Schlacht ein muthwilliges Opfern, und wenn man einmal todt sei, so sei die Rache auf immer dahin. So redete die Mehrzahl und wenn auch andere sagten: mit uns erhole sich auch der Feind; wer bessere Freunde im Lande habe, hätte man bereits erfahren. Das nicht Ablassen vom Feinde hätte den Römern den nächtlichen Sieg gegeben; wenn wir sie jetzt überfielen, wie sie die Unsern in der Nacht, so wäre unser der Sieg, denn jetzt seien sie matter als wir. Aber der Muth, der auf einen Wurf das Letzte setzt, war dahin. Jammernd und weinend um die Gebeine der Unsern, die wir unbegraben auf der blutigen Stätte lassen mußten, zogen wir vom Berge weg, armfellige Trümmer des blühenden Volkes, das den Tag vorher diese Gefilde bedeckt hatte. So hatte in einem einzigen Tage unsere Herrlichkeit sich gewandelt, unsere Hoffnungen ein blutig Grab gefunden. Jeden Augenblick mußten wir eines Ueberfalls gewärtig sein; viele hofften ihn, viele zitterten vor ihm; aber der Wolf folgte unserer Spur nicht. Er blieb mit halbgelähmten Gliedern unter den Leichen, die Reste seiner Kraft wagte er nicht an unsere Verzweiflung; zur Tücke wandte er sich wieder.

Wir aber zogen, entblößt von allem, durchs häßliche Land, fanden keine Hülfe, keine Freude, nicht einmal Wasser für den brennenden Durst der Matten und Wunden, wir hatten nichts mehr als das Gefühl, daß wir verlassen seien von den Göttern und von den

Menschen, hatten nichts als die Rechnung über alles, was wir verloren, über alles, was wir an eitle Träume gesetzt, um Verzweiflung zu gewinnen. O Vater, da wurde dein Name oft genannt und die Stunde verflucht, wo thorredhtes Verlangen dir des Volkes Ohr verschlossen. Es wurde den Priestern geflücht, die nach des Volkes Willen die Zeichen gedeutet. Wohl ihnen, daß sie in den Flammen ihre Schuld gebüßt, das Volk hätte blutige Rache genommen, daß sie ihm zu Willen gewesen in seiner Thorheit, treulos an Volk und Göttern geworden: denn darum hätte man Priester, daß sie den Willen der Götter verkündeten und nicht dem Willen der Menschen sich beugten. Da ward es mir zum Trost, daß Mann und Söhne den kühnen Tod gefunden, auch ich hätte mir ihn gegeben, wäre bei ihnen geblieben, aber man ließ mich nicht. Nach und nach seffelte mich auch das neugeborne Kind, das einzige, welches ich noch hatte, wieder ans Leben. So zog ich mit dem Volke, und das war ein gräßlich ziehen in fremdem Lande, ohne Führer, ohne Freund, speislos, schirmlos, Kinder tragend, Sieche schleppend, hinfällig alle, hoffnungslos, verzweiflungsvoll, jeden Augenblick des Feindes gewärtig. Da erfuhren wir es, wie wandelbar die Gunst der Menschen ist, und wie anders sie sind gegen ein mächtiges Volk als gegen eine schirmlose Heerde. Ganz Gallien glaubten wir uns günstig, alle den Römern feindlich; jetzt erfuhren wir den Werth der Menschen Gunst. Wohl legte Niemand Hand an uns, aber auch Niemand öffnete uns Hand oder Hütte, unangetastet ließ man uns ziehen, aber Niemand gab uns Brod, Niemand zeigte uns Wasser, ja Niemand zeigte, sich gierige Hunde allein bellten an unserm Wege.



Kein Römer zog hinter uns her ; der ruhte noch auf blutigem Felde ; wie matt er geworden , wie tief der Sieg seine Kräfte erschöpft , sahen wir erst jetzt ; er erholte sich , während unser Elend jeden Tag wuchs ; denn vor uns her waren seine Boten geflogen , hatten mit harten Drohungen uns die Herzen verschlossen , die Hände der verwandten Stämme gefesselt und des Siegers Wort fand offenere Ohren als der Jammer geschlagener Freunde . Das waren schreckliche Tage , während welchen wir zogen durch heißen Sand , durch laubloses Land , trostlos , heimatlos , und kein Ziel im Auge , kein Ende unseres Elendes , elende Trümmer vom Winde gejagt in uferlosem See . Zum Tode matt war ich , jeder Schritt eine Todespein , nichts lebte mehr in mir als der Schmerz und die Liebe zu meinem Kinde , dem Zeugen der schrecklichen Nacht . Und dieses Kindlein wußte nichts von meinem Jammer , war heiter und froh , schrie nur , wenn ich nicht mehr stillen konnte seinen heftigen Durst . Endlich erlosch uns Allen aller Muth . Eines Morgens blieben wir liegen auf weiter Haide , was sollte das Wandern sonder Ziel ? Es blieb uns nur das gedoppelte Ende , der Tod oder des Siegers Gnade ; und warum in gräßlicher Pein noch länger fliehen wollen , dem man doch nicht entfliehen konnte . Das Ende wollte man , darüber war man einig , aber welches , darüber erhob sich Streit . Die Kräftigsten wollten den Tod , die dem Tode am nächsten waren des Siegers Gnade ; das Leben war ihnen um so theurer geworden , je näher der Tod ihnen trat ; die Letzteren gaben wiederum den Ausschlag . Es wurden Boten abgesandt ; wir harrten der Antwort auf freier Haide unter glühender Sonne , ein sterbend Volk , selbst zum Weinen war die Kraft uns ausgegangen ; wir

lagen in stumpfer Betäubung, aus den Gliedern war die Bewegung gewichen, nur in den Herzen nagte fort und fort das Weh.

Der Feind eilte nicht mit der Antwort; er ließ den letzten Funken der Kraft in uns ersterben, wie man auch dem wilden Ur sich nicht naht, so lange noch ein Glied an ihm sich regt. Endlich kam er, es war ein schrecklicher Augenblick. Jetzt sahen wir ihn mitten unter uns, den falschen Mann, der unser Grab gegraben, und keiner mochte sich regen, mit einem Steine die stolze Stirne ihm zu zerschmettern, zu durchbohren mit einem Pfeil das falsche Herz. Er mißhandelte uns nicht, aber er betrachtete uns mit Blicken, wie der Jäger sie wirft auf das sterbende Wild, das seine Kraft heiß gemacht, und wir sahen diese Blicke, mußten sie dulden, gebunden durch eigene Schwäche ihm zu Füßen liegend in heißem Sande. Wir, das ehemals so stolze Volk, das nie sich gebeugt, vor dem Alle gezittert, gebrochen lagen wir zum ersten Mal zu eines Ueberwinders Füßen! Da fühlte jetzt Mancher, wie der Tod eine Wollust gewesen wäre gegen diese Schmach, aber zu spät war es jetzt.

Er ritt durch unsere Reihen, betrachtete uns mit zählendem Auge, dann nahm er holdselige Mienen an, machte uns mit seiner falschen Freundlichkeit Vorwürfe über unsere Thorheit, erhob sein Volk, nannte sich unsern besten Freund, verkündete uns als Zeichen dieser Freundschaft, als große Wohlthat, die Heimkehr ins Vaterland. Seiner Selbstsucht den Schein des Wohlwollens zu geben, das Erhaschen seines Vortheils Wohlthat zu nennen, das war seine Klugheit. Ein mattes Volk in unserem Lande, war ihm lieber als ein edles Land, der schönste Schlupfwinkel für die raubsüchtigen Germanen. Wir waren zu matt zur Freude, fühlten

nur die Scham, gebeugt, geschlagen zurückkehren zu sollen, nachdem wir so stolz ausgezogen, ohnmächtig, hilflosbedürftig zurückkehren zu sollen durch so manches Volk, welches wir sonst verachtet, das vor unserem Namen schon gezittert.

Sein Befehl schloß die Hände uns wieder auf, und nothdürftig gestärkt, von den Römern geschirmt, mußten wir wieder auf den Weg. Jetzt hatte dieser Weg wieder ein Ziel, aber es war ferne, und Schreckliches, was noch zu erdulden; gar Viele erlagen. Wohl schirmte uns der Römer Wort gegen Mißhandlungen und das Nöthige sollten wir erhalten; aber den Hohn und den Schimpf hielt kein Römer von uns ab, und wie Hunden warf man uns das Befohlene vor, und ich mußte es essen, mußte es essen um meines Kindes willen! Gegen Alles hatten wir keine Wehr, keine Rache; wir erfuhren es, was Ohnmacht ist. Je näher wir der Heimat kamen, um so deutlicher stellte sich uns vor unsern Augen, wie wir ausgezogen, wie wir zurückkehrten, wie im Lande es gewesen war, wie wir es finden würden, wir sahen das unübersehbare herrliche Volk in sprühender Kraft und jetzt das armmüthige Häufchen wankend am Stabe, und das Weinen verließ uns weder des Tags noch des Nachts. Und doch als wir zum ersten Male wieder die weißen Berge sahen hoch oben am Himmel und den blauen See, wo wir unser Land verlassen hatten; da rann leise wieder Freude in unsere Herzen, und wenn wir unsere Häupter auf die Erde legten, so war es uns, als legten wir sie in einer Mutter treuen Schooß. Nun begann trotz der Angst, wie wir es finden, wie es uns sein werde, ein Sehnen nach der verlassenen Hütte uns gefangen zu nehmen, zog uns schneller fort, je näher wir ihr

kamen, und kräftiger schien unser Fuß zu werden, je heimatlischer die Luft ward.

Nach und nach lichtete sich unser Häufchen; wir kamen zu den verbrannten Wohnplätzen, an vielen zogen wir vorüber, und es lebte Niemand mehr von denen, die da gewohnt. An andern Stellen war noch Jemand übrig! Wie weinte, wer zurückblieb, alleine, verlassen, in seinem Elende; wie weinte, wer daran dachte, daß bald auch an ihn die Reihe kommen werde, alleine weilen zu müssen auf verödeter Stätte! Mir einzig glimmte eine Hoffnung, die Hoffnung Lebende zu finden und eine Hütte. Wie es mich so traulich anwehte, als ich die bekannten Berge erblickte, welche den See von dieser Seite umwanden, ich kann es nicht sagen, und hinter den Bergen wohnte mir vielleicht noch ein Vater, noch ein Kind. Da hielt ich es nicht länger aus. Als nach kurzer Tagreise die Gefährten rasteten, trieb es mich weiter, ein heißes Sehnen hielt aufrecht meine wankenden Kniee, erhielt mir den Athem in der engen Brust. Wild war es überall, verwachsen fast bekannte Pfade. Als ich durch die Zweige streifte, als mein Fuß knisterte im Laube, kam neugierig näher manches sonst so scheue Thier, blickte mich mit freundlichen Augen an, als wollte es mich willkommen heißen, tanzte vor mir her, zeigte mir den Weg: so hatte ich es nie gesehen. Selbst der Eber, der bei mir vorbei sprang, schien mir weniger rauh zu grunzen, that mir kein Leid. Aber je näher ich dieser Stelle kam, um so weniger sah ich solches, um so dunkler ward es mir vor den Augen, eine unendliche Angst faßte mich, es kam mir immer deutlicher vor, daß ihr beide todt wäret oder fortgezogen und keine Hütte mehr da; die Knie brachen, der Athem stockte. Ich erholte mich wieder, ich raffte

mich auf, ich sah die Spitze der Hütte an der alten Stelle. Mit dem Reste meiner Kraft sprang ich auf den Hügel, da sah ich dich vor mir, liegend an des Hügel's Rand, todt, wie ich meinte, sah nirgends mein Kind. Da zerrann mir Freude und Hoffnung, der Jammer der ganzen Zeit tauchte wieder auf, drängte sich zusammen in ein unendliches Weh, und das Weh legte zermalmend sich mir auf das Herz; der Athem fand keinen Raum mehr, des Todes Nacht dunkelte vor meinen Augen; da glänzten mir zwei Sterne in diese Nacht hinein, und diese Sterne waren deine Augen, welche aufgeschlagen auf mir ruhten. Du bewegtest dich, stundest auf; da weiß ich selbst nicht, wie mir ward. Noch lag lähmend auf mir der ungeheuere Schmerz, noch ward ich keines Lautes mächtig, aber doch kehrte mir das schwindende Leben wieder, es ward mir, als öffne sich ein erstickendes tödtliches Geschwür, als werde es mir weiter, leichter um das Herz. Strahlen der Freude zuckten durch den Schmerz, wie Blitze durch die Nacht. Aber wie nach schwarzer Gewitternacht wohl die Sonne kömmt, aber der Himmel nicht auf einmal rein wird, sondern mit den Wolken die Sonne kämpfen muß, so ging auch mir nicht die volle Freude auf einmal auf, und lange mußte sie kämpfen, bis sie den Schmerz bezwungen, bis ich meines Glückes so recht mir bewußt war, bis ich den Göttern danken konnte für ihre Huld.

Jetzt liegt eine unaussprechliche Mattigkeit auf allen meinen Glieder, aber wie süß dünkt sie mir! Ich weiß ja, morgen muß ich nicht weiter, morgen kann ich ruhen, kann morgen wieder hier sitzen, mich laben an Land, Seen, Bergen, am Gefühl, daß ich daheim bin. Ich kann schlafen diese Nacht, schlafen so lange ich will, kein

Jammer wird mich wecken, der Hunger nicht, der harte Wächter nicht, der alle Morgen, wenn die Sonne aufstund, uns auftrieb und auf den Weg sagte, trotz den steifen, wunden Gliedern. Weilen und bleiben und sein kann ich hier, und Niemand sagt mich weg und Niemand stößt mich fort, kann sitzen hier den ganzen Tag bis die Nacht kommt und kann schlafen die ganze Nacht, bis daß der Morgen kömmt; o Vater, was das heißt, weiß Niemand, als wer die Heimat verließ und nirgends Ruhe fand, bis er die Heimat wieder fand.“

Hier schwieg Hulda und trocknete ihre Thränen, die süß und leise ihr durch die Wangen rannen, und sah ihres Ältern Kindes Thränen, die voll und groß über die vollen Wangen rotheten. Und die Mutter zog es an sich, wollte es herzen, das so lang entbehrte, aber der Knabe hob zornig die Hände auf, schwur Rache dem treulosen Manne, schwur Vater und Kinder und Schwestern rächen zu wollen im Blute ihrer Ueberwinder, und zornige Funken eines glühenden Hasses sprühten aus seinen Augen, und in seinem Herzen setzte das Leid sich an, daß er nicht selbst in der Schlacht gewesen, setzte das heiße Sehnen sich an nach einer neuen Schlacht, und tausend Gedanken stiegen auf, bereiteten und ordneten die neue Schlacht, die blutige Rache.

Im Greife aber brannte, wie auf hohem Altare das heilige Feuer, eine stille Freude, daß die Götter ihm Jemand wieder gebracht, daß sie es so gelenket, daß ihr Land keine von ihren Kindern verlassene Mutter sei, nicht die Beute fremder Lust, daß ein neu Volk der Helvetier hier erblühen könne am Busen der kräftigen Mutter. Ja es war ihm jetzt fast lieber so, als wenn unter fremdem Himmel die Helvetier ein ander Volk geworden wären, von einer üppigeren Mutter genährt.

Jetzt waren sie als Helden gestorben den Vätern gleich; ihr Name war unbefleckt geblieben, untergegangen war ihr Leben, nicht ihre Ehre, nicht ihres Namens schreckbarer Klang; dem alten Namen neue Kraft geben, das konnten jetzt die Enkel wieder.

Wie er solches sann in seiner Seele verborgener Kammer, sah er einzelne Gestalten schwanken unten am See, wie Bettler vereinzelt schleichen, mühsam an langen Stäben. Da glänzte ein freudigeres Willkommen aus seinen Augen, als es je seinen Söhnen geglänzt, wenn sie beutereich kamen aus schweren Schlachten. Er winkte dem Kinde und wie von der Schleuder der Stein, flog das Kind über den Hügel hinaus nach des Sees Ufern. Drunten schlichen die Einzelnen ihren alten Wohnungen zu; und immer mächtiger drückte sie nieder das Gefühl, daß sie daheim Niemand fänden, daß sie verlassen seien. Doch sprang das Kind ihnen entgegen, lud mit freundlichen Geberden sie nach dem Hügel. Ein Götterbote schien ihnen der goldgelockte Knabe, jugend folgten sie seinem Winken.

Ein junges, neues Leben war auferstanden im Greise. Seit langen Jahren hatte er ein beschauliches Leben geführt, thätigen Antheil an Wenigem genommen, jüngern Händen die Geschäfte des Tages, das Leiten des Ganzen überlassen, nur aus der Fülle seiner Erfahrung Rath spendet, wenn er bei ihm gesucht ward. Jetzt aber fühlte er, mußte er aufs neue wieder schaffen mit voller Kraft, mußte der Mittelpunkt der Verlassenen, der Ordner des neuen Lebens, der Schiffer werden, der mit starker kundiger Hand des Schiffes Trümmer sammelt, bindet, festiget.

Auf dem Hügel zündete der Greis ein mächtiges Feuer an; mächtige Rauchsäulen wirbelten hoch auf

durch die heitere Luft; sie bildeten aber kein trübes Dach, sondern als glänzende Wölkchen, schifften sie durch den weiten Himmel: glänzende Boten des freundlichen Feuers, das der Müden harrte. Aus der Hütte holte er sein Horn, das sonst so wohl bekannte, jetzt so lange nicht gebrauchte, und lange gewaltige Töne sandte er aus, die Wanderer zu holen und zu leiten. Und wo sie einen fanden, drangen sie ihm in die Seele, und die alten wohlbekanntten Klänge weckten als Echo in der Wanderer Brust den alten Muth, und neue Hoffnung und neu gestärkt lenkten sie ihre Schritte dem Hügel zu.

Sein Feuer blieb nicht lange einsam; allmählig, trübseelig kam es den Hügel auf, hier eins, dort eins, hier ein altes Mütterchen an langem Stabe, Schritt um Schritt und ruhend nach jedem Schritt, dort ein Greis, der einen wunden Jüngling stützte, ein wildes blaßes Mädchen mit zwei Kindern auf dem Rücken, denen es durch der Mutter Tod Mutter geworden. Kinder, Krieger, Mütter, Mädchen, eins nach dem andern, alle matt und müde, das Sehnen nach Ruhe in jedem Gliede, und mancher Mann und manches Kind setzten am Fuße des Hügel's sich hin; der Himmel schien ihnen auf seiner Spitze, aber zum Himmel reichte ihre Kraft nicht. In wehmüthiger Freude begrüßten die Alten den Greis, und mit tiefer Scham trat mancher Krieger vor ihn hin und bat harte Worte ab; aber freundlich und rüstig diente Allen mit Speise und Trank der Greis, und rüstig ging ihm das Kind zur Hand, und seine Vorräthe nahmen kein Ende; er hatte für Alle genug und noch übrig für manchen Tag. Allgemach warmete es den Müden im Herzen. Speise und Ruhe hatte sie erquickt, das Schauen der Heimat öffnete die



Herzen, sie sprachen die Gefühle aus, die sie erfüllten, wieder in der Heimat zu sein, eine bleibende Stätte zu haben, nicht weiter zu müssen einen Tag um den andern, wie müde auch die Glieder, wie krank auch das Herz sei. Sie erzählten, wie schrecklich es ihnen gewesen ins selbst verheerte Land zu kommen, wie der Gedanke sie gequält, hier Niemand und Nichts zu finden, keinen Menschen, keine Hütte, keinen Vorrath, kein Geräthe, nichts als eine öde Statt und einen langen Winter. Wie es ihnen in ihrer Mattigkeit gegraut vor der Arbeit, welche ihrer warte, vor dem Sammeln des ersten Holzes zum ersten Feuer, vor dem Erlegen des ersten Wildes zur ersten Speise. Dunkelgrau war ihnen der Morgen aufgestiegen, an den Abend durften sie nicht denken. Und jetzt saßen sie alle um ein gastlich Feuer, von Speise Alle satt, und Holz hatte keiner gesucht und Wild keiner gefangen und alle hatten den Freund gefunden, der sie willkommen hieß, für sie sann und sorgte, hatten ein Heim gefunden, eine warme Stätte für die Nacht. Sie redeten viel von diesem Unterschiede zwischen ihrem Erwarten und ihrem Finden, dem unendlichen Glück, das die Götter ihnen bereitet, und ehe der Abend über den See kam und die Schatten der Väter aus ihren Gräbern, war bei Manchem auch der Muth wiedergekehrt, und es rankte seine Seele an der freudigen Seele des Greisen empor, wie am Weinstock die Rebe ranket; mit dem lustigen wilden Kinde begannen einzelne Kinder munteres Spiel und die Greise mit Schwitto verständiges Rathen.

Es war ein armuthiges Häufchen, welches als der größere Theil des Rests des gefürchteten Stammes um das Feuer saß. Vor einigen Monden war der Stamm der Schreck der umliegenden Völker, jetzt war

er ein schwankend Rohr im Winde, ein Gräschen, welches jeder Fuß zertritt. So dachte wohl der Greis, wenn sein waches Auge über die Schlummernden schweifte, wenn vor seiner Seele alle die vorübergingen, welche ausgezogen waren und jetzt am glimmenden Feuer fehlten, so ward wohl feucht sein Auge. Aber die Quelle freudiger Zuversicht war geöffnet in seiner Seele, verdrängte die Wehmuth, und was erst als traurige Trümmer ihm erscheinen wollte, das betrachtete er als lebenskräftigen Kern eines neuen Stammes, und was so als junge Hoffnung in seiner Seele aufging, kräftigte ihm seine hundertjährige Erfahrung. So manchen Baum hatte er üppig aufschließen sehen hoch in die Lüfte, weithin sah man seinen Wipfel, aber seiner Höhe war seine Stärke nicht gewachsen, im Boden war er nicht gefestigt, und je höher die Krone ragte, desto wilder stießen daran die Winde, und die Winde stießen ihn um, am Boden vermoderte er. Aber während dem Falle war aus seiner Krone ein Samforn gefallen, ein zartes Sproßkling wuchs auf; langsam, furchtsam, tief in den Boden hinein, schlug es seine Wurzeln, hütete sich vor der Höhe, traute sich nicht, breitete erst niedrig seine Aeste aus und ward stark im Stamme; dann aber, einmal erstarkt und festgewurzelt, breit und tief, strebt er in die Höhe, lebt gewaltig aber dauerhaft in die andern Stämme hinein, ragt weit über die Höhe hinaus, die dem väterlichen Stamme so gefährlich war, und die Winde brausen wohl, aber sie brechen ihn nicht, im Sturme wächst seine Kraft und seine Dauer geht über der Menschen Gedanken.

Noch in selber Nacht bereitete der wachende Schwito dem aus der Krone gefallenen Samforn den Boden, wo es keimen, Wurzeln schlagen konnte. Er ließ sie

nicht, die von jedem verlassene Stätte, auffuchen weit umher zerstreut im Lande, näher zusammen mußten sie rücken, um näher einander bei der Hand zu sein, damit die einzelnen Kräfte nicht überwältigt würden von des Winters Rauheit, der Thiere Wildheit; damit eine Kraft an die andere Kraft sich lehnen, eine die andere stützen könne. Wohl war hier und da ein Mütterlein, welche gern gestorben, wo sie geboren worden; aber einsam sterben wollte sie auch nicht, und war sie doch jedenfalls näher ihrer Wiege, als sie drüben gewesen wäre im schönen Gallien, wenn sie vom Tod erreicht worden wäre; und eher als sie meinte, ward der neue Ort zur neuen Heimat.

Schwito wußte jetzt, warum ein dunkler Trieb ihn sammeln und säen geheißt und wie ein Vater unter seine Kinder theilte er, was er geerntet und gesammelt unter Alle, und jeglicher strengte jede Kraft an, um zu sorgen und zu sammeln für den nahenden Winter. Die Greise mühten sich mit Fischen und Fallen stellen; die Mütterchen sammelten ein, was Feld und Wald noch boten, Männer und Jünglinge, genesend in heimischer Luft, an heimatlicher Quelle, bauten Hütten, jagten Wild, während Weiber und Mädchen Geräthe und Kleider schafften und das Haus besorgten.

Es war ein emsiges freudiges Rühren drinnen und draußen bei Alt und Jung. Noch nie war der See so freigebig, so reich wie der Wald, so leicht und flüchtig wie das Weberschifflein, als in den letzten Tagen dieses Herbstes, noch nie stand so schnell und sonder Zaudern eine Kraft zu der andern Kraft, fand einer den Rath, der ihm fehlte. Und überall war Schwito, es war als wäre jeder seiner Jahre ein eigener Schwito, als wäre er hundertfältig geworden. Es vermag eine hohe er-

griffene, von den Göttern gegebene Aufgabe, nicht nur den Jüngling zu begeistern, den Mann zu stählen, sie ruft dem Greise aus dem Grabe, der Jugend Begeisterung, der Männer Muth, gattet beide mit der Milde und Weisheit des Alters und zeigt im Gewande des Alters, was ein Gott auf Erden wäre.

Aber wer ermisst auch des Greisen Freude, wie das Häuflein tiefer und tiefer wurzelte in heimischem Boden, wie es wuchs und sich kräftigte von Tag zu Tag! Noch manches Auge hatte am ersten Tage keinen Rauch zum Himmel wirbeln sehen, den Ruf des Hornes nicht gehört; die einen schliefen, andere wankten im Dickicht; das Moos verschlang die Klänge. Sie waren zu ihren alten Hütten geschlichen, und schauerlich ward es ihnen in der Einsamkeit und die ersten Tage waren ihnen wie ein Grab, das sie verschlungen bei lebendigem Leibe. Allmählig öffneten sich ihnen Ohr und Augen, sie hörten Art und Jagd, sahen Rauch überm Walde, Rähne im See. Sie machten sich auf, suchten die Jagd und den Rauch, suchten dort die alten Gefährten ihres langen Elendes, das ihnen fast leichter schien, als ihre jezige Einsamkeit. Sie fanden sie, fanden sie frohgemuth und wohlversorgt, kehrten nicht heim, schlossen sich an, brachten neue Kräfte und fasten neuen Muth. Der Mond füllte sich wieder, aber noch säumte der Winter, die Götter hielten ihn in Ketten und Banden und die Heimgekehrten hatten Zeit gewonnen, hatten sich eingerichtet, hatten Dach und Fach und harrten nun getrost, wann es den Göttern gefalle, Ketten und Banden des Gefesselten zu lösen.

Wie es ihnen so wohl ward im Lande, alle Umstände so glücklich sich gestalteten, ein ganz anderes Leben ihnen aufging, als sie erwartet hatten, da

drängte es sie zu den Göttern, die ihnen ihre Treulosigkeit vergeben, mit so reicher Huld aufs neue sie beschernten. Sie hatten längst erkannt, daß die Götter ihren Zug nicht gewollt, nicht begleitet, in ihren alten Sizen geblieben waren; sie hatten längst erkannt, daß ihre Opfer und das Deuten der Zeichen nichts anders war, als ein Nebel, in welchen sie zu eigener und der Götter Täuschung ihr sündiges Verlangen gehüllt. Aber schon hatten sie es gebüßt, wollten jetzt um so treuer sein, und es drängte sie in Treu und Aufrichtigkeit, den vaterländischen Göttern neuen Gehorsam zu verheißten; zu verheißten, daß sie ihnen dienen wollten, wie die Götter wollten, und nicht, wie es sie selber gelüste. Schon lange war es gewesen, als klinge Nachts vom See her ein dringlich Mahnen, und Mancher wollte im Traume Hertha gesehen haben, wie sie unwillig das Haupt geschüttelt, mit drohendem Finger nach dem Hain gebedet.

Schwito hatte, seit er alleine war, der Götter Dienst gepflegt; er war ihnen treu geblieben, sie ihm hold; sein Herz war bei ihnen, darum sandten sie ihm auch ihre Zeichen und goldene Träume. Aber auch er sehnte sich wieder einmal im heiligen Haine zu stehen und nicht alleine, sondern mit des Volkes Gliedern allen, um es zu weihen mit der Götter Segen, daß aus den Wenigen bald wieder ein Volk werde. Auf die Nacht, wo des Mondes Scheibe voll und rund am Himmel stand, beschied er die Seinen in den heiligen Hain.

Es drang tief in die Herzen und Wehmuth und Demuth wallten hoch auf, als die Zurückgekehrten aus dem mächtigen Tigurinerstamme zusammenträufelten im Haine, wie Tropfen von einem Dache, wenn längst die Sonne in ihrer Wärme des Schnees Masse begraben.

Am Opfersteine stand ein Einziger statt Hunderte, aber silberhaarig, hundertjährig, den Göttern selbst vergleichbar, erhabenen Hauptes, leuchtenden Auges, bewaffnet mit dem Donner des Wortes. Um den Opferstein lagen keine Gefangene, keine weißen Kinder brüllten, mit leeren Händen sammelte das dünne Häufchen sich, aber volle Herzen brachten sie, und wo die Herzen voll sind, da gilt ein weißes Taubenpaar den Göttern einer Heerde weißer Stiere gleich.

Dem armmüthigen Häufchen hatten die Götter selbst den Hain geschmückt, reicher als Menschenhände einen Göttertempel. Nebel hatten sie gewoben während manch dunkler Nacht, hatten zu den Nächten noch genommen manch langen Morgen, hatten mit den Nebeln reich umzogen die entlaubten Bäume, sie an die kahlen Aeste gefestigt mit des Reifes kühlem Hauche, sie geglättet und versilbert durch der Sonne warmen Hauch. So bald sie warm wurden und tropften in der Sonne, so sandten sie wieder Nebel und auf den Nebel wieder Reif, und so wechselten sie durch manchen langen Tag, manche lange Nacht, bis silberne Ketten sonder Zahl geflochten waren im ganzen Hain, um jeden Baum, um jeden Ast, bis silberne Zaden und silbernes Laubwerk niederhing, von jedem Baum, von jedem Ast, bis der mächtige Hain zum silbernen Tempel geworden, dessen Kupfel der Himmel war; und am Himmel stand das ewige Licht, von den Göttern selbst entbrannt und gehütet, des Mondes Scheibe rund und glühend.

Mit heiliger Scheu hatten sie des Tempels heiligen Grund betreten und tiefe Ehrfurcht füllte ihre Herzen, als sie die Pracht desselben erschauten; Thränen opferten sie der Vergangenheit, und fast schaurig ward es den Wenigen im weiten Haine. Da kamen dufstig geheim-

nisvolle Nebel angezogen, füllten die leeren Räume, schlossen einen Zauberkreis um jedes Feuer. Es rauschte feierlich im silbernen Laubwerk, ein seltsam Sausen begann um den Opferstein. Tausend Diamanten flimmerten aus den Kronen der Bäume sich lösend, zur Erde nieder, des Opferfeuers mächtige Wellen gestalteten sich zu goldenem Throne und auf dem Throne saß duftig und hehr ein Wesen, hold und mild; mütterlich funkelten seine Augen durch den Hain, immer herrlicher strahlte dasselbe in seiner diamantenen Farbenpracht. Beugend erkannten die Opfernden Hertha, die göttliche Mutter und ihre besondere Huld; denn noch nie war sie im Haine dem Volk so sichtbarlich erschienen. Und mit freundlichem Lächeln steckte Hertha ihren königlichen Scepter in die Erde und in derselben wurzelte er an, schlang sich höher und höher, einer goldenen Kette gleich. Und die Kette wuchs hoch in die Kuppel hinauf, schlang sich droben über das ewige Licht immer heller leuchtend einem feurigen Manne vergleichbar. Das Ende der Kette beugte sich wieder zur Erde nieder, fiel in tausend Endchen auseinander, und die Endchen wurden wieder zu Ketten und senkten golden und glühend sich herab auf die Opfernden, und ketteten sich Kronen gleich um ihre Häupter. Stille wards, in heilige Andacht waren Alle versunken. Da rauschten die Götter durch den Hain. Hertha verhüllte sich, mählig verglommen die Lichter, die Ketten, die Feuer, dunkler wards im silbernen Tempel. Aber klar wandelte der Mond seine Bahn und klar blieb den Helvetiern der Glaube, daß die Götter ihr Land an den Himmel gekettet und jeden Helvetier krönen und fetten, das eine auf Erden, das andere für den Himmel, jeden, der treu den Göttern, treu dem Lande sei.

Und wenn ein Helvetier sein Land verläßt, so wird dieser Glaube ihm immer lebendiger, wird immer mehr zu glühender Kette, die heim, die nach seinem Lande ihn zieht. Wenn nun andere Ketten fest seinen Leib umwinden, nicht heim ihn lassen, so reißt der Göttin Kette Leib und Seele auseinander und auf den Flügeln der Sehnsucht zieht heim die Seele. Dann stehen mit seltsamen Gesichtern die Fremden an des Schweizers Leiche und kennen die seltsame Krankheit nicht, die sein Leben verzehrt. Endlich fällt es Einem ein, daß die Leiche die Leiche eines Schweizers sei, er spricht: „Das war das Heimweh, den Schweizer holte es heim.“ Aber daß dieses Heimweh das Weh ist, welches sie im schönen Gallien geholt, als sie übermüthig das Land verließen, das weiß auch er nicht. Und daß dieses Weh ein göttlich Pfand ist, daß dem Schweizer bleibe sein Land, so lange ihm dieses Weh und die Treue bleiben, das wissen viele nicht.

Wer es aber weiß und fühlt, der empfindet alle Tage der Mutter Treue, und den Segen Gottes, mit welchen gelohnt werden, die, welche treu der Mutter sind und die Mutter nur verlassen, um den Vater zu suchen, auf welchen auch die Mutter reiset fort und fort.

Wer gläubigen Herzens ist und ein gläubig Auge hat, der setze sich auf Schwitos Hügel am Zürcher-See, wenn voll der Mond über selbigem steht. Was er sieht, das bewahre er in seinem Herzen, und nie wird ihm der Glaube wanken, daß Hertha treu geblieben, daß der da oben der Mutter Verheißungen erfüllet an jeglichem Sohne, der die Mutter liebet, den Vater suchet.

Man gehe und schaue.

